21 D 5

Gesammelte

Schriften

unserer Zeiten

zur

Vertheidigung der Religion

und Wahrheit.

Zehnter Band.

Augsburg,
bey Johann Baptist Balthasar Merz.

1791.

Innhalt.

I. Rede an studierende Jünglinge, der baierschen Jugend gewiedmet.

II. Anmerkungen zu Hrn. Prof. Matthias Dannenmayers Anleitung zur Kirchengeschichte des neuen Testaments. Ein nöthiger Anhang besonders für seine Schüler.

III. Die Tugenden Ferdinands des Zweyten, Römischen Kaysers.

IV. Zwey Schreiben Sr. Päbstl. Heiligkeit Pius VI. 1. An den Kardinal von Losmenie de Brienne, Erzbischof zu Sens. 2. An die Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, die Kapituln, den Klerus und das Volk in Frankreich.

V. Warum giebt es heut zu Tage so viele Kinder der Finsterniß unter uns? Und was läßt sich wohl von ihnen endlich erwarten?

Dieser Band hat 26 Bogen.

Rede

an

Studierende Jünglinge,

der

Baierschen Jugend

gewidmet.

1791.

Hütet euch vor falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber reissende Wölfe sind.

Matth. 7 Kap.

Gleichwie es zu allen Zeiten eifrige Seelenhirten, und apostolische Männer gegeben hat, die mit unermüdetem Fleiße in dem Weinberge des Herrn gearbeitet, die reine Lehre des Evangeliums allenthalben zu verbreiten, und die Menschen ewig glückselig zu machen gesucht haben: so hat es auch leider! zu allen Zeiten falsche Propheten, gottlose Lehrer, und unverschämte Betrüger gegeben, die durch verschiedene Kunstgriffe die Menschen von dem wahren Glauben, von dem ächten Gottesdienste abwendig zu machen, und durch ihre gottlosen Grundsätze das Reich des Satans zu erweitern bemühet waren. Kaum ist der Grund zur christlichen Kirche gelegt worden: Kaum haben die Apostel dir Laufbahne betreten, die ihnen ihr Herr, und Meister ausgesteckt hatte: kaum hat man angefangen, den Namen Jesu den Völkern zu verkündigen; als sich

schon verschiedene Irrlehrer hervorgethan haben, die statt der Wahrheit die Lüge, und statt der Tugend das Laster zu predigen sich erdreustet haben. Simon, Cerinth, Ebion, Saturnin, und Basilides haben schon in dem ersten christlichen Jahrhunderte den Saamen des Unkrauts auf dem Acker des Herrn ausgestreuet: sie haben sich bemühet, durch ihre neuen Lehrsätze die ganze Kirche, da sie kaum entstanden war, übern Haufen zu werfen, und diese geliebte Braut Jesu Christi in ihrer Geburt zu ersticken.

In den nachfolgenden Jahrhunderten hat die Zahl der Irrlehrer immer mehr, und mehr überhand genommen. Ich würde an kein Ende kommen, wenn ich euch alle die erschrecklichen Verwüstungen erzählen wollte, die die Arianer, Macedonianer, Eutychianer, Nestorianer, Manichäer, Pelagianer, Priscillianisten, Monotheliten, Bilderstürmer, und viele andere unter der Heerde Jesu Christi angerichtet haben; und ich würde eure Geduld ermüden, wenn ich euch alles Unheil beschreiben wollte, das in den letztern Jahrhunderten Wiklef in England, Kalvin in Frankreich,

Lu-

Luther in Deutschland, Huß in Böhmen, Zwingel in der Schweiz, und die zween Socine in Polen, und Siebenbürgen durch ihre falschen Lehren gestiftet haben. Diese Unglücklichen! wären sie doch wenigstens für sich allein ungläubig gewesen; und hätten sie nicht auch andere unzählige Menschen durch ihre vergiftete Lehre in den Irrthum, und von dem Irrthume in das ewige Verderben gestürzet!

Doch es muß Ketzereyen geben? sagt der heilige Paulus. Es muß Irrlehrer, und falsche Propheten geben: die wahre Religion Jesu Christi muß von den Gottlosen angefochten, und bestritten werden: die ächten Christen müssen den Beschimpfungen der Nichtchristen, und Afterchristen ausgesetzt seyn; damit ihre Tugend in Mitte der Spöttereyen, und Verfolgungen desto glänzender, und ihr Glaube in Mitte der Ketzereyen, Irrlehren, und Spaltungen desto standhafter erscheine. Es muß Ketzereyen geben; damit man den guten Weitzen von dem Unkraute, die Kinder des Lichtes von den Kindern der Finsterniße, und die getreuen Jünger Jesu von den Söh-

nen Belials desto deutlicher unterscheiden möge.

Gleichwie aber einerseits Gott aus seinen unerforschlichen Rathschlüssen zugelassen hat, und noch zuläßt, daß sich von Zeit zu Zeit falsche Propheten aufwerfen; Propheten, die der Herr nicht gesandt hat; und auf denen nicht der Geist der Wahrheit, sondern der Geist der Lüge, wie auf den Propheten Achabs ruhet: so ist es andrerseits unsre Pflicht, und Schuldigkeit, daß wir uns vor diesen unberufenen Lehrern in Acht nehmen; und uns durch ihr lügenhaftes Geschwätz nicht irre machen lassen. Unser Heiland hat uns nicht vergebens gewarnet und gesagt: Hütet euch vor falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber reissende Wölfe sind.

Meine Söhne! Wenn es jemals nothwendig gewesen ist, sich vor falschen Propheten zu hüten: so ist es gewiß heut zu Tage; denn wenn es jemals falsche Propheten, und zwar falsche Propheten in Schafskleidern gegeben hat: so giebt es derer gewiß heut zu Tage. Dem achtzehnten Jahrhunderte waren diese

Söh=

Söhne des Verderbens, diese Lehrer des Unglaubens, und der Gottlosigkeit vorbehalten, die unter dem Deckmantel der Philosophie, und der Aufklärung nicht nur einzelne Lehrsätze unsrer heiligen Kirche bestreiten; wie es die vorigen Irrlehrer gemacht haben: sondern die die ganze geoffenbarte Religion zu vertilgen, die ganze katholische Kirche aus den Angeln zu heben, alle Geheimnisse unsers Glaubens zu zernichten, und hiemit dem ganzen Reiche Jesu Christi hienieden auf einmal ein Ende zu machen sich bemühen.

Mit den Gesinnungen eines zärtlichen, und liebvollen Vaters, der für das Glück seiner Kinder unaufhörlich besorgt ist, rufe ich euch also mit den Worten Christi zu: **Hütet euch vor falschen Propheten.** Sie kommen zwar in Schafskleidern zu euch: sie versprechen euren Verstand aufzuklären, und eure Sitten zu verfeinern; aber in der That selbst sind sie reissende Wölfe; und wenn ihr ihnen Gehör gebet, so wird gerade das Widerspiel erfolgen: sie werden euren Verstand, und eure Sitten verderben. Sie werden euch den Kopf durch ihre Irrlehren verrücken; und in

euer Herz werden sie den Saamen der Gottlosigkeit legen. Unter dem Scheine der Aufklärung werden sie euch die Freyheit zu denken beybringen; und unter dem Vorwande, daß die natürlichen Neigungen des Menschen nichts Böses an sich haben, werden sie euch die Freyheit zu handeln lehren. Die Freyheit zu denken wird in den Unglauben ausarten; und die Freyheit zu handeln wird zur Ausschweifung, und Zügellosigkeit werden. Ihr werdet also weder durch die Unterwerfung eures Verstandes, das durch den Glauben geschieht, weder durch die Unterwerfung eures Willens, und eures Herzens, das durch die Beobachtung der Gebothe geschieht, Gott die schuldige Huldigung leisten. Kurz! ihr werdet Menschen ohne Religion, und ohne Glauben: ohne Tugend, und ohne Frömmigkeit seyn. Vernehmet die Gründe meiner Besorgniß!

Was lehren sie euch diese falschen Propheten? Was sagen sie euch? Anfangs werden sie euch freylich das Geheimniß der Bosheit nicht ganz aufdecken: sie werden nicht auf einmal losbrechen: sie werden sehr zurückhal-

haltend seyn: sie werden euch nur zu gewinnen suchen: sie werden nur von der Aufklärung mit euch sprechen; obschon sie euch davon niemals einen bestimmten, und richtigen Begriff geben werden: sie werden nur von der Menschenliebe, von der Duldung, dem Himmelskinde der heutigen Aufklärer, von den Tugenden, und der unvergleichlichen Sittenlehre der alten Weisen Roms, und Griechenlands, von der Vortreflichkeit, und Kraft der menschlichen Vernunft, von den Vorurtheilen der Erziehung, von der Leichtgläubigkeit des grossen Haufens, von dem Aberglauben des unwissenden Pöbels, von der Nothwendigkeit, und dem Nutzen der Verbrüderungen, und Verbindungen, von der Lektüre und den Lesegesellschaften, von dem wohlthätigen Einflusse der Schaubühne auf die Sitten der Menschen, von den Rechten der Menschheit, und von der Schönheit der Natur mit euch reden: mit der Zeit aber, und nachdem sie sich durch ein dem Scheine nach freundschaftliches, und sanftes Betragen den Weg zu eurem Herzen gebahnet, und die nöthigen Vorkehrungen gemacht haben werden, euch mit dem Gift ihrer Lehre anzustecken, werden sie aus einem ganz andern Tone mit euch sprechen. Anfangs werden sie euch z. B. nur sagen, daß man die Vorurtheile der Erziehung, und des gemeinen Pöbels ablegen müsse: mit der Zeit aber werden, sie euch

sagen, daß auch die Religion selbst unter die Vorurtheile der Erziehung, und des gemeinen Pöbels gehöre. Anfangs werden sie euch nur sagen, daß die Prediger auf den Kanzeln öfters die Sache zu übertreiben, und ihren Zuhörern aus einem unbescheidenen Eifer mit der Hölle zu drohen pflegen: mit der Zeit aber werden sie euch sagen, daß die ewigen Strafen mit der unendlichen Güte Gottes unmöglich vereinbaret werden können; und daß folglich die Hölle weiter nichts, als ein leeres Pfaffengedicht sey. Anfangs werden sie euch nur sagen, daß es um die Erbsünde ein recht wunderliches Ding sey: mit der Zeit aber werden sie euch sagen, daß die Erbsünde wider die gesunde Vernunft streite, und im Kopfe eines zanksüchtigen afrikanischen Bischofs auf Veranlassung des pelagianischen Zwistes ausgebrütet worden sey. Anfangs werden sie euch nur sagen, daß es um die Ohrenbeicht eine sehr beschwerliche Sache sey: mit der Zeit aber werden sie euch sagen, daß die Ohrenbeicht dem Interesse der Päbste, und der Geistlichkeit in dem mittlern Zeitalter ihren Ursprung, und ihr Daseyn zu verdanken habe. Anfangs werden sie nur über diese, oder jene Stelle der heiligen Schrift einen gelehrten Zweifel aufwerfen: mit der Zeit aber werden sie euch sagen, daß die Bibel augenscheinliche Ungereimtheiten, und offenbare Widersprüche enthalte. Dieß, und

mehr

mehr Anders werden sie euch sagen; aber beweisen werden sie nichts: sie werden haben wollen, daß ihr ihnen auf ihr Wort glaubet. Oder wenn sie euch doch zuweilen einen Beweis machen werden; so wird es nur ein solcher seyn, der sich auf irrige Begriffe, falsche Voraussetzungen, oder unrichtige Folgerungen gründen, und also nur dem Scheine noch ein Beweis seyn wird; dessen Ungrund ihr aber als junge Leute aus Mangel der erfoderlichen Kenntnisse dennoch nicht einsehen werdet.

Sehet, meine Söhne! wie sich diese falschen Propheten bemühen werden, euch nach und nach in ihr Garn zu ziehen. Allein sie werden es bey dem mündlichen Unterrichte allein nicht beruhen lassen: sie werden euch auch gottlose Bücher in die Hände geben; Bücher, die desto geschickter seyn werden, euch mit der Seuche des Unglaubens anzustecken, je angenehmer, und reitzender die Schreibart zu seyn pflegt, in der sie verfaßt sind. Zwar Anfangs werden sie euch keine solchen Bücher in die Hände geben, worinn die Grundlehren unsrer heiligen Religion schnurgerade angegriffen werden; und worinn der Unglaube mit offener Stirne erscheint. Sie werden eben die stuffenmäßige Ordnung in dem Unterrichte, den sie euch mittelst der Bücher geben werden, beobachten, die sie in dem mündlichen Unterrichte beobachtet haben; weil

sie

sie es selbst wohl einsehen, daß man dem Menschen die Religion, in der er gebohren, und auferzogen worden ist, nicht auf einmal aus dem Herze reissen kann. Sie werden euch also Anfangs nur solche Bücher in die Hände geben, die mit witzigen Einfällen, und feinen Spöttereyen wider einige Kirchenceremonien, wider gewisse Andachten, und wider die Diener der Kirche, besonders wider die Mönche, angefüllt sind. Sie werden euch Anfangs nur solche Bücher in die Hände geben, worinn manchen Gegenständen, die aller unsrer Verehrung würdig sind, eine lächerliche Wendung gegeben wird; und worinn manche Misbräuche, die sich hier, und dort in den Gottesdienst eingeschlichen haben, aber von der Kirche niemals gebilliget worden sind, auf eine sehr launichte Art gerüget werden. Mit der Zeit aber, und nachdem sie es für gut befinden werden, euch mit den wichtigen Grundlehren der heutigen Philosophie bekannt zu machen, werden sie euch auch solche Bücher in die Hände geben, worinn die Geheimnisse unsrer Religion für Albernheiten ausgegeben, die heiligen Sakramente für unnütze Gebräuche erklärt, die Apostel, und Evangelisten für feine Betrüger ausgerufen werden; und worinn die geheiligte Person Jesu Christi selbst in die gemeine Menschenklasse herabgesetzt wird. Da in diesen Werken der Gottlosigkeit werdet ihr

lesen,

lesen, daß die Religion weiter nichts, als ein Zaum für das Volk, und eine Erfindung eines schlauen Politikers sey: daß jenseits des Grabes nichts zu hoffen, und nichts zu fürchten sey: daß Gott auf unsre Handlungen nicht Acht habe; und daß er viel zu groß, und viel zu erhaben sey, als daß er von dem Menschen, der weiter nichts, als ein besser gebautes Thier ist, geehret, oder beleidiget werden könnte.

Was wird aber die Folge von diesem allen seyn? Was wird der mündliche Unterricht eurer falschen Propheten, was wird das Lesen gottloser Bücher für eine Wirkung haben? Anfangs werdet ihr in dem Glauben irre gemacht werden, und ihr werdet die Wahrheiten unsrer heiligen Religion nicht mehr aus dem nämlichen Gesichtspunkte, wie ehevor betrachten. Alsdenn werdet ihr an diesen, oder jenen Glaubenswahrheiten wirklich zu zweifeln anfangen; denn weil ihr als junge Leute die gehörige Einsicht in das theologische Fach nicht habet, und auch für jetzt nicht haben könnet: weil ihr die Gründe für, und wider die Religion nach den Regeln der Kritik niemals untersuchet habet: weil ihr die Dogmen von den Schullehren, und dasjenige, was in Religionssachen wesentlich ist, von dem Zufälligen nicht genau unterscheiden könnet; so werdet ihr auf die Scheingründe, und Trugschlüsse der falschen Propheten, und gottlosen Schriftsteller wenig, oder gar nichts

antworten können. Dann werdet ihr einen Schritt weiter machen, und zu wünschen anfangen, daß nicht Alles, was der Glaube lehrt, wahr seyn möchte. Aber eben darum, weil ihr wünschen werdet, daß nicht Alles, was der Glaube lehrt, wahr seyn möchte: eben darum, weil ihr wünschen werdet, daß es z. B. keine Hölle geben möchte; werdet ihr gar leicht zu bereden seyn, die Hölle nur als ein Schreckenbild für die Kinder anzusehen. Endlich- und nachdem ihr Muth genug fühlen werdet, das Joch des Glaubens, das euch schon ziemlich lästig geworden ist, ganz von euch zu werfen, und euch über entschiedene Religionswahrheiten hinwegzusetzen, werdet ihr mit philosophischer Entschlossenheit wirklich den Ausspruch machen, und sagen: **Es giebt keine Hölle.**

Aber wie unglücklich, wie erbarmenswürdig werdet ihr nicht seyn, meine Söhne! wenn ihr den wahren Glauben verlieret! Verlieret ihr den Glauben, so verlieret ihr Alles. **Der nicht glaubt, ist schon gerichtet.** Ohne den Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen, sagt die heilige Schrift. Verlieret ihr den Glauben, so habet ihr kein Mittel zum ewigen Leben: ihr seyd Kinder des Todes: **Wer nicht glaubt, wird verdammet werden,** sagt wiederum die Schrift. Verlieret ihr den Glauben, so seyd ihr nicht mehr Glieder der alleinseligmachenden Kirche: ihr wer-

werdet also zu Grunde gehen; denn außer der Kirche ist kein Heil. Verlieret ihr den Glauben, so ist Christus nicht mehr euer Weinstock, und ihr seyd nicht mehr seine Reben; weil ihr durch den Unglauben von ihm abgeschnitten seyd. Christus ist nicht mehr in euch, uud ihr nicht mehr in Christo. Ihr werdet also gleich den Reben, die von dem Weinstocke abgesöndert sind, ins Feuer geworfen werden. Verlieret ihr den Glauben, so ist Christus nicht mehr euer Hirt, und ihr seyd nicht mehr seine Schafe; weil ihr nicht mehr seine Stimme, sondern die Stimme eurer falschen Propheten höret. Ihr werdet also auch am allgemeinen Gerichtstage nicht auf die rechte Seite zu den Schafen, sondern auf die linke zu den Böcken zu stehen kommen. Verlieret ihr den Glauben, so wird Christus nicht mehr euer Heyland, und Seligmacher, sondern er wird euer Richter seyn. Ihr werdet also auch von ihm die trostvolle Worte nicht hören: Kommet her, ihr Gebenedeyte! sondern ihr werdet hören: Gehet hin ihr Verfluchte! in das ewige Feuer, das dem Teufel, und seinen Engeln von Anbeginn der Welt bereitet ist.

Unglück genug für euch, meine Söhne! wenn ihr den wahren Glauben verlöret! Allein, wenn ihr den falschen Propheten Gehör gebet, so werdet ihr auch alle Tugend, und alle Frömmigkeit verlieren. Der Unglauben

ist der gerade Weg zur Gottlosigkeit. Der Mensch, der keine Religion hat, kann unmöglich tugendhaft, uud rechtschaffen seyn. Dieß hat so gar Cicero, ein Heyde erkennt: Wenn man die Religion aufhebt,, sagt er, so sehe ich nicht, wie noch Tugend und Gerechtigkeit unter den Menschen bestehen kann. Eine falsche Religion ist doch noch im Stande, den Menschen einigermaßen in den Schranken zu halten. Der Mahometaner wird sich von dem Vollsaufen enthalten, weil das Vollsaufen in dem Alkoran verbothen ist: der Jude wird das Böse nicht thun, das der Talmud untersagt; und so gar die Heyden mögen ihren eingebildeten Gottheiten zu gefallen manches Gute gethan, oder ihnen nicht zu misfallen manches Böse unterlassen haben. Allein, wenn der Mensch gar keine Religion mehr hat, oder nur eine solche, die er sich selbst in seinem Kopfe zusammengesetzt hat; und zu der er nach Belieben hinzusetzt, oder davon hinwegnimmt, was eben der Fall bey unsern dermaligen aufgeklärten Zeiten ist: so ist Tugend, und Rechtschaffenheit für ihn keine Sache mehr; so viel uns auch immer die heutigen Philosophen von dem Betragen eines ehrlichen Mannes, von den Tugenden der alten Weisen, von der Vaterlandsliebe, und von dem Vergnügen, das aus dem Bewußtseyn wohlthätiger Handlungen entspringt, vorplaudern mögen. Warum

rum ist der wahre Christ tugendhaft, und rechtschaffen? Warum ist der wahre Christ ein getreuer Unterthan seines Fürsten, ein gewissenhafter Beamter, ein gerechter, und uneigennütziger Richter, ein tapfrer Soldat, ein sorgfältiger Vater, ein gehorsamer Sohn, ein getreuer Ehegatte? Weil ihm die Religion befiehlt, dieses Alles zu seyn. Warum ist der wahre Christ im Glücke mäßig, im Unglücke geduldig, in seinem Versprechen getreu, in seinem Umgange aufrichtig, gegen die Armen freygebig, gegen Jedermann liebreich? Weil ihn die Religion so lehrt; und weil er jenseits des Grabes ewige Belohnungen für seine gute Werke von Gott erwartet. Warum ist der wahre Christ kein Dieb, kein Mörder, kein Hurer, kein Ehebrecher, kein Trunkenbold, kein Geizhals, kein Meyneidiger, kein Verräther seines Vaterlandes, kein Gotteslästerer? Wenn er sich aus Liebe Gottes von der Sünde nicht enthält, so enthält er sich davon wenigstens aus Furcht der Strafe; denn seine Religion zeigt ihm auch jenseits des Grabes für den Sünder ewige Strafen.

Nun aber bey einem Menschen, der keine Religion hat, fallen alle Beweggründe weg, wodurch der Mensch entweder zum Guten geleitet, oder vom Bösen abgehalten wird. Der keine Religion hat, bezieht Alles auf sich selbst: er ist sein selbsteigner Abgott: er su-

chet in allen seinen Handlungen nur seinen eignen Nutzen und Vortheil. Da er an keine Ewigkeit glaubt, so suchet er seine ganze Glückseligkeit hier auf Erden, und glaubt sie in der Befriedigung seiner Leidenschaften zu finden. Er machet keinen Unterschied zwischen Tugend, und Laster, weil ihm Alles gleichgültig ist; und weil er nicht glaubt, daß Belohnungen für die Tugend, und Strafen für das Laster bestimmet seyn. Ein Mensch, der keine Religion hat, wird also nur sein eigenes Interesse, und die Ersättigung seiner Begierden zur Richtschnur aller seiner Handlungen annehmen. So bald es also sein eigener Nutzen zu erfodern scheinen wird, wird er seinen Nächsten Gut, Ehre, und so gar das Leben rauben; und so bald ihn der Stachel des Fleisches reizen wird, wird er sich in die Arme der Wohllust werfen.

Es ist zwar wahr, daß auch die Furcht der Strafe, die die Gesetze für die Uebelthäter bestimmet haben, und ein gewisser Wohlstand den Menschen nicht selten von dem Laster zurückhält. Die Strafe schreckt; und so gottlos man auch ist, will man doch immer für einen ehrlichen Manne angesehen seyn: auch der gottloseste Mensch schämt sich in gewissen Umständen, und zu gewissen Augenblicken gottlos zu handeln. Allein auch dieser zweyfache Damm ist viel zu schwach, als daß er in die Länge den Begierden eines Menschen, der keine Religion

hat,

hat, Einhalt thun könnte. Der Sünder, wenn er in die Tiefe kömmt, verachtet Alles. Und wenn auch der Ungläubige sich in gewissen Umständen von den Lastern enthält: wenn er gleich kein Dieb, kein Mörder, kein Landesverräther ist, weil er Galgen, und Rad fürchtet: wenn er gleich auf öffentlichem Platze keine Schandthat begeht, weil es der Wohlstand verbiethet; so wird er doch sich alsogleich Alles erlauben, so bald er glauben wird, vor der Strafe sicher zu seyn; und so bald er seine Begierde in Geheim wird befriedigen können. Er wird also, so bald er hoffen wird, nicht entdeckt zu werden, seine Hand nach fremdem Gut ausstrecken, und auch seinem eigenen Fürsten in den Beutel greifen, um Geld zu bekommen, das er zur Fortsetzung seiner Schwelgereyen, und seines übertriebenen Aufwandes nöthig hat. Er wird den Unschuldigen, den er hasset, unterdrücken: er wird ihm durch verschiedene Schleichwege beyzukommen, und ihn durch verschiedene Kabalen zu stürzen suchen, um sich selbst auf fremden Ruinen empor heben zu können: er wird kein Bedenken tragen: die größten Ausschweifungen, und abscheulichsten Schandthaten zu begehen; wenn nur die Sache verborgen bleibt. Kurz, so bald er hoffen wird, vor den Augen der Welt nicht beschämt zu werden, wird er Laster, auf Laster häufen, und seine Ausschweifungen werden keine Gränzen haben. Er wird

der verruchteste Bösewicht, und der verabscheuenswürdigste Schandbube seyn.

Sehet, meine Söhne! wie nahe der Unglauben mit der Gottlosigkeit verwandt ist. Der Verlurst des Glaubens wird unfehlbar auch den Verlurst aller Tugend, und Frömmigkeit nach sich ziehen. Es wäre gar nicht nothwendig, daß euch die falschen Propheten in der Gottlosigkeit unterrichteten: ihr würdet den Weg zur Gottlosigkeit schon selbst finden; und ihr habet ihn schon wirklich gefunden, sofern ihr den Glauben verlohren haben solltet. Allein die falschen Propheten, die euch zu verführen suchen, wollen euch nicht schlechtweg, sondern nach Grundsätzen gottlos machen; vermuthlich weil starke Geister, wozu sie euch bilden wollen, durch eine gelehrte, und systematische Gottlosigkeit sich von dem lasterhaften Pöbel unterscheiden müssen. Sie werden euch also sagen: daß der Mensch zum Vergnügen gebohren sey, daß er sich seine Lebenstage, so viel möglich, angenehm zu machen suchen müsse, daß er sich die Güter dieser Welt zu Nutzen machen, und daß er wegen einer künftigen ungewissen, und wahrscheinlicher Weise nur erdichteten Glückseligkeit sich der gewissen Freuden, und Ergötzlichkeiten dieses gegenwärtigen Lebens nicht berauben müsse. Diese Grundsätze werden euch ganz natürlich zu einem weichen; sinnlichen Leben verleiten, und aus euch Wohllüstlinge machen. Die falschen

Pro=

Propheten werden ferner alle Naturtriebe für unschuldig erklären; und sie werden euch sagen, daß die angebohrnen Neigungen des Menschen nichts Böses an sich haben. Hieraus aber werden sie den Schluß machen, daß man seine fleischlichen Begierden zu befriedigen eben sowohl berechtiget sey; wie man berechtiget ist, seinen Hunger mit einem Stück Brod, und seinen Durst mit einem Trunk Wasser zu stillen. Sie werden euch von der natürlichen Freyheit des Menschen, und von der Gleichheit der Stände beyde Ohren voll schwätzen; und aus diesem zweyfachen Grundsatze: der Mensch ist frey gebohren: alle Stände sind gleich, die gefährlichsten Folgen ziehen; Folgen, worinn der Saamen der schaudervollesten Empörungen, die leider! heut zu Tage in einigen Staaten schon allzusichtbar geworden sind, enthalten seyn wird. Sie werden euch sagen, daß der Mensch, weil er nur zum Vergnügen gebohren ist, seinen Leiden ein Ende machen dürfe; und daß er auch Herr über sein Leben sey, so wie er es über sein Geld ist. Aus diesem Grunde werden sie euch die Zulässigkeit des Selbstmordes, der leider! heut zu Tage mit dem Unglauben verhältnißmäßig überhand nimmt, begreiflig machen wollen. Endlich werden sie euch falsche Begriffe von der Selbsterhaltung, und von dem Vertheidigungsrechte beybringen; und sie werden euch sagen, daß man seine eigene Ruhe, und Glückseligkeit von Niemanden stören lassen müsse.

Hieraus werden sie eine Folge ziehen, die zwar ihrer Menschenliebe, die sie beständig im Munde führen, wenig Ehre machen wird: sie werden, sage ich, die Folge ziehen, daß man sich, wenn nicht anders zu helfen ist, seines Feindes losmachen, und ihn auf eine geschickte Art aus dem Wege räumen dürfe.

Um aber desto leichter zu ihrem Zwecke zu kommen, werden sie euch auch Bücher in die Hände geben, worinn alle diese Grundsätze der Gottlosigkeit, derer sich die Heyden würden geschämt haben, entwickelt, erläutert, mit Scheingründen unterstützt, und in einer schönen Schreibart den unbehutsamen jungen Lesern ans Herz gelegt werden. Sie werden euch Bücher in die Hände geben, die euer Gemüth mit den unreinesten Bildern, und Vorstellungen anfüllen, eure Einbildungskraft erhitzen; eure ganze Seele in Bewegung setzen, und euch gleichsam wider euren Willen zum Laster hinreissen werden. Ihr werdet nicht länger widerstehen können: die Lockspeise wird zu süß, und der Trieb zur Ausschweifung wird zu mächtig seyn. Ihr werdet also mit grossen Zügen aus dem Becher der Wohllust zu trinken anfangen, und euch allen Gattungen des schändlichen Vergnügens überlassen. Ihr werdet das Joch aller sowohl göttlichen, als menschlichen Gesetze von euch abwerfen; und eure Leidenschaften werden keine Gränzen haben. Geld, und Gut, Ehre und Gesundheit werdet ihr den verbothenen Lüsten auf-

aufopfern. Gleich einem schnellen, unaufhaltbaren Regenbache, der mit grossem Geräusche vom Berge herabströmmt, und Alles mit sich fortreißt, werdet auch ihr alle Dämme durchbrechen, alle Bande zerreissen, und alle Hindernisse, koste es, was es wolle, aus dem Wege zu räumen suchen, die der Ersättigung eurer Begierden entgegen seyn werden. Weder die Ermahnungen eurer Aeltern, weder das Bitten eurer Freunde, weder die Erinnerungen eurer Lehrer werden den Lauf eurer Begierden zu hemmen, und der Wuth eurer Leidenschaften Einhalt zu thun im Stande seyn. Wie ein zügelloses unbändiges Roß, und wie ein muthiger Maulesel werdet ihr euch dahin stürzen, wohin euch die Wohllust einladen wird. Endlich aber, nachdem ihr eure Tage in der Gottlosigkeit werdet zugebracht haben, werdet ihr sie in der Verzweiflung endigen.

Ach meine Söhne! ich beschwöre euch bey dem lebendigen Gott, und ich bitte euch durch das kostbare Blut Jesu Christi: Hütet euch vor falschen Propheten, die euern Verstand, und euer Herz verderben. Hütet euch vor falschen Propheten, die euch den Glauben, und mit dem Glauben alle Tugend, und Frömmigkeit rauben wollen. Hütet euch vor falschen Propheten, die die Religion in euch vertilgen, und hiemit die Quelle der größten Trostgründe, die der Mensch sowohl in seinem Leben, als in seinem Tode haben kann, verstopfen wollen.

Hü-

Hütet euch vor falschen Propheten, die euch euern kostbarsten Schatz rauben, und den Saamen der ewigen Glückseligkeit in euch ersticken wollen. Gebet ihnen kein Gehor diesen Söhnen Belials, die euch das Christenthum verdächtig machen wollen. So wahr Gott lebt! die christliche Religion ist keine menschliche Erfindung: der Glaube ist keine Thorheit; und das Evangelium ist keine Fabel. Ach meine Söhne! damit ich euch mit den Worten der H. Schrift ermahne: Lasset euch nicht von einem jeglichen Winde einer neuen Lehre hin, und her treiben: und wenn auch ein Engel vom Himmel käme, und euch ein anders Evangelium predigte, als wir euch geprediget haben; so gebet ihm den Fluch. Höret sie nicht diese falschen Propheten, die keinen ordentlichen Beruf, und keine rechtmäßige Sendung haben. Die falschen Propheten sind eure Hirten nicht: Diebe, und Mörder sind sie, die euch nur zu Grunde richten wollen. Hütet euch vor falschen Propheten; seyen sie, wer sie immer wollen: lasset euch durch ihr Ansehen nicht blenden, und durch ihr Orakelsprüche nicht irre machen. Ach meine Söhne! euer Seelenheil liegt mir sehr nahe am Herzen: aus meiner ganzen Seele wünsche ich, daß ihr alle glücklich, ewig glücklich seyn möget. Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht lüge. Ich ermahne euch also noch einmal: Meine lieben Söhne! Hütet euch!

Anmerkungen

zu

Matthias Dannenmayer,

der Theologie Doktors, und Ord. öffentl. Lehrers der Kirchengeschichte auf der Universität zu Wien,

Anleitung

zur

Kirchengeschichte.

des neuen Testaments.

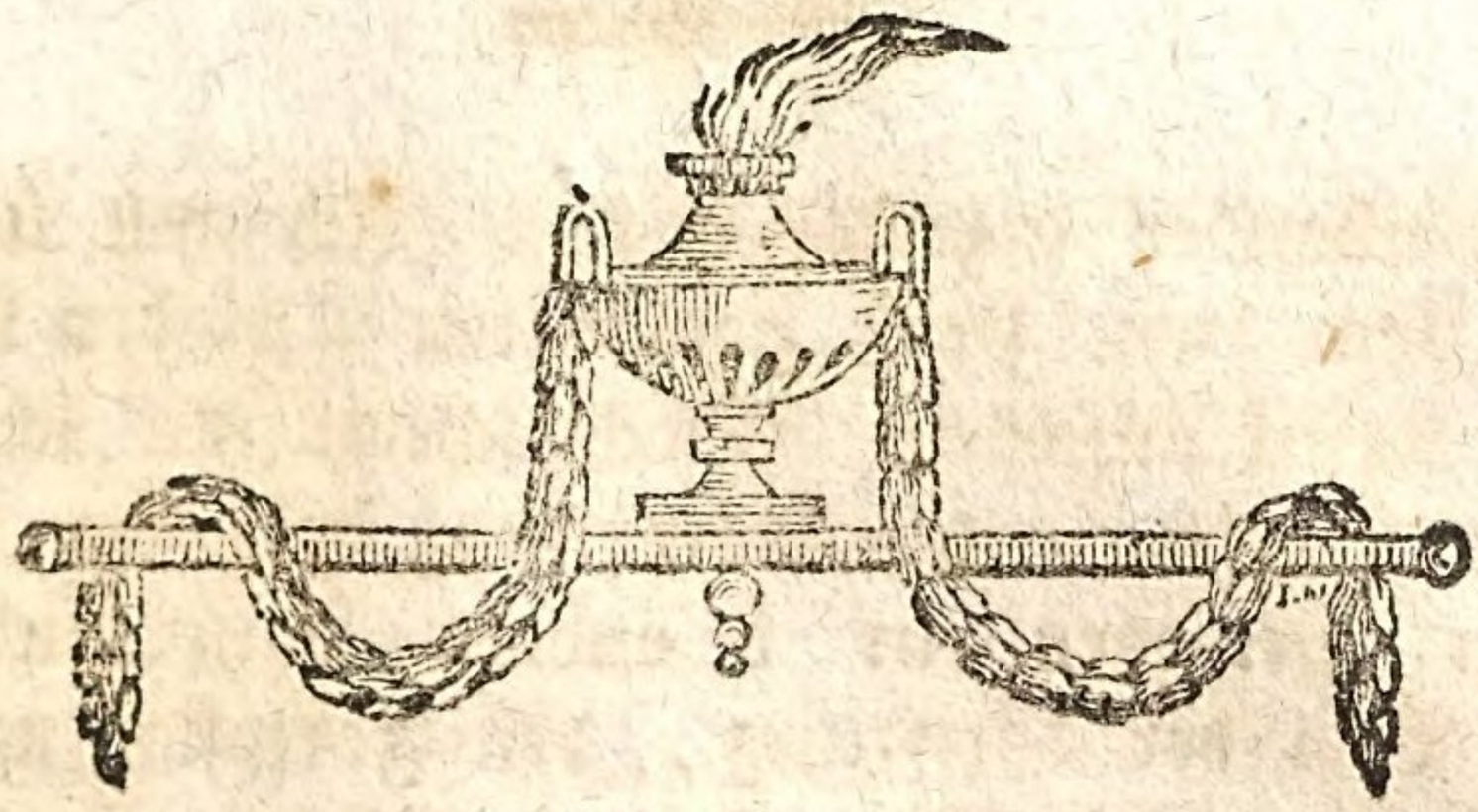
Ein

nöthiger Anhang

besonders

für seine Schüler.

1791.



Einleitung.

Der Herr Professor schicket eine Einleitung voraus, darinn er von dem Nutzen, den Quellen, den Geschichtschreibern der alten, mittlern, und neueren Zeiten, den Regeln der Glaubwürdigkeit derselben, und den Hülfswissenschaften der Kirchengeschichte des N. T. handelt, und ich bemerke nur, daß, wenn es mir gleich unnöthig scheint, katholischen Lehrlingen auch alle die Kirchengeschichtschreiber der protestantischen und reformirten Kirche aufzutischen, er doch wenigstens die katholischen in gleichem Maaße mit ihnen bekannt macht.

Am Ende sagt er, eine gute Kirchengeschichte müsse pragmatisch behandelt werden; dazu gehöre aber, daß nicht einzelne Thaten bloß hererzählt, sondern auch ihre Ursachen und Folgen, und besonders ihre Verbindung

mit einander gezeiget werde. Ich will über die vom Hrn. Prof. gewählten Perioden keine Kritik anstellen. Doch scheint mir schon zum Vorhinein die Abtheilung der vier ersten Perioden in besondere Hauptstücke: 1. Von der Stiftung, der Fortpflanzung, und den Schicksalen der christlichen Kirche. 2. Von der Regierung der Kirche, und der geistlichen Hierarchie. 3. Von den Schriftstellern der Kirche. 4. Von der Lehre der Katholiken. 5. Von den Ketzereyen. 6. Von den Gebräuchen und den Sitten der Christen, und von der Kirchenzucht, nebst einem Anhange von den Kirchenversammlungen, die Materien zu sehr zu theilen. Denn wer sieht nicht, daß hier eben dieselbe Materie in mehreren Hauptstücken entweder nur theilweise vorkommen, oder in jedem ganz behandelt, daher dieselbe Sache öfters wiederhohlt werden müsse. Mir scheint, die Geschichte hätte ein weit pragmatischers Ansehen bekommen, und wäre auch besonders für Schüler faßlicher, angenehmer und gemeinnüziger geworden, wenn der Hr. Prof. mehrere Perioden festgesetzet; denn fünf scheinen mir überhaupt zu wenig — die Hauptmaterien aus jeder herausgehoben; eine jede derselben in einem, und im Zusammenhange behandelt; was er aber itzt in jedem Hauptstücke zertheilt, und weitschüchtig behandelt, als die geistlichen Regenten, Skribenten, die

Ketze-

Ketzereyen, Kirchenversammlungen u. s. w. einer jeden Periode in tabellarischer Form angehänget, und da nicht jedes dieser Stücke in größere Materien einen Einfluß hat, davon kurz angemerket hätte, was besonders angemerket zu werden verdiente.

Erste Periode.

Da ich das erste Hauptstück ganz mit Vergnügen durchlesen hatte, und nur wünschte, daß der Hr. Prof. bey jeder Verfolgung mehrere der berühmteren Martyrer mit Namen genennet hätte, stieß ich mich gleich an §. 1. des 2ten H. wo er sagt: Die Apostel hätten zwar nach der ihnen von Christo gegebenen Gewalt den Gläubigen einige Gebothe gegeben, doch sich dabey aller Mäßigung gebraucht, und nichts von einer Wichtigkeit ohne Wissen des Volks angeordnet. Er beruft sich auf das 1. 5. 6. 15. und 21ste Kapitel der Apostelgeschichte. Wir wollen sehen. Im 1sten wird die Apostelwahl des H. Matthias erzählt. Es waren wohl nebst den Aposteln über hundert Personen zugegen. Allein was thaten sie dabey? Nichts, als was hernach gewöhnlich geschah, daß sie höchstens, wenn nicht auch dieses die Apostel unter sich allein thaten, tüchtige Subjekte zur Besetzung der leeren Stelle den Aposteln zur Auswahl vorschlugen. Im 5ten wird die Bestra-

straffung des Ananias und der Saphira mit dem gählingen Tode wegen der Zurückhaltung eines Theils aus ihrem Acker gelösten Preises erzählt. Im 6ten die Erwählung und Einweihung der sieben Diakonen, wozu wieder die Apostel die Vorschlagung dem Volke überliessen, wenn nur nicht unter den Discipeln, oder Jüngern die 72 von Christo Ernannten verstanden werden, die der gemeinen Meynung nach Priester waren. Im 15ten wird der von den Aposteln gehaltene Rath zu Jerusalem zwar umständlich beschrieben, doch des Volks mit keinem Worte erwähnet. Denn da Paulus und Barnabas den zu Antiochia entstandenen Streit erzählten, kamen, heißt es V. 6. die Apostel und die Aeltern zusammen: die Aeltern im griechischen πρεσβυτέροι sind der gemeinen Meynung nach wieder die Priester der Kirche von Jerusalem. Petrus und nach ihm Jakobus sagten zuerst ihr Urtheil; die übrigen Apostel und Priester stimmten bey: und die übrigen Gläubigen von Jerusalem, von denen man nicht einmal mit Gewißheit behaupten kann, daß sie auch nur bey dem Kirchenrathe zugegen waren, nahmen das von den Aposteln gefällte Urtheil mit aller Ehrerbietigkeit an. Es sind es daher auch nur die Apostel und älteren Brüder, oder Priester, in derer Namen das nach Antiochia geschickte Schreiben ausgestellt ist. Im 21ten

endlich verweiset Jakobus dem Paulus, daß er bey den Juden, die unter den Heiden wohnten, auf die Beschneidung nicht dringe; alle Juden zu Jerusalem ärgerten sich daran; es sey also kein ander Mittel, als das Volk zusammen zu berufen, und ihm zu zeigen, daß auch er noch auf das Gesetz halte. — Nun Hr. Prof. hätten wir alle 5 angezogenen Hauptstücke durchgangen. Zeigen Sie uns also nunmehr daraus, daß die Apostel nichts von einer Wichtigkeit ohne Mitwissen des Volks gethan hätten. Bald hätten Sie Sich selbst um Ihren Kredit gebracht. Wenigstens mahnen Sie mich, Ihr Buch genauer zu durchlesen, und den Citationen besonders nicht blindlings zu glauben. Oder wollen Sie vielleicht, was noch keinem Reformator des kirchlichen Rechts geträumet hat, dem Volk mit die gesetzgebende Macht einräumen, oder doch wenigstens auch von ihm das Placetum, abfordern.

§. 5. Das erste Kompliment dem heiligen Stuhle: ein gewisses Zeichen, daß mehrere nachfolgen werden, weil Hr. Prof. so frühe daran ist. Unter den Metropoliten zeichneten sich aus der alexandrinische, antiochianische, und römische, (also der Römische 3tio loco) dessen Stuhle Irenäus und Cyprianus (und n. e. auch noch Tertullian) herrliche Vorrechte einräumen, die die Schulen (n. e.) den Primat nennen.

Also ist der Primat nichts anders, als eine Zahl Vorrechte, die Irenäus, Tertullian und Cyprian dem römischen Stuhle zuerkennen. Fürwahr eine herrliche Beschreibung des Primats. Noch liesse sich fragen, ob der römische Bischof diese Vorrechte in dem Sinne des Hrn. Prof. nicht bloß als Metropolit hätte: denn da diese Würde von ganz menschlicher Einsetzung, so hätten wir es erwiesen, daß auch der Primat von keinern andern ist.

Wenn ihm aber gleich Irenäus und Cyprianus herrliche Vorrechte einräumten, „ glaubten sie doch nicht, daß man seine Schlüsse als Gesetze annehmen müßte. “ Irenäus soll sich hierüber L. 3. adv. hær. C. 3. äussern. Ich schlug ihn nach, fand aber nicht nur davon nichts, sondern gerade das Gegentheil. Der H. Lehrer sucht darinn die Gnostiker ihres Irrthums dadurch zu überführen, daß ihre Lehre ganz der Tradition der Apostel widerspräche. Diese sey aber in den von den Aposteln gestifteten Kirchen, derer Vorsteher von den Aposteln her bis auf seine Zeit Jedermann bekannt wären, zu suchen. „ Da es aber zu lang wäre, sind seine „ Worte, die Nachfolger aller dieser Kirchen „ herzuzählen, so sey es genug, das was die „ größte, älteste, überall bekannte, und „ von den zween glorreichesten Aposteln Petrus und Paulus gestiftete Kirche zu Rom,

„ aus

„ aus der Ueberlieferung der Apostel, wie sie
„ von einem Bischofe zu dem andern bis auf
„ seine Zeit kam, glaubete, anzuzeigen, und
„ diejenigen zu beschämen, die auf was im=
„ mer für eine Weise, entweder weil sie sich
„ selber weise dünkten, oder aus einer eitlen
„ Ehre, oder aus Blindheit, oder aus Bos-
„ heit eine andere Tradition vorgeben. Denn
„ mit dieser Kirche müssen es wegen ihres
„ auch mit einer grössern Macht begabten
„ Vorranges (propter potentiorem prin-
„ cipalitatem) welches alle übrigen Kirchen,
„ das ist, alle Gläubigen aller Orten halten,
„ indem sich darinn immer die apostolische
„ Tradition erhalten hat. " —

Der H. Cyprian aber, ein hitziger Afri=kaner, so klar er sich übrigens über den Pri=mat, und dessen göttliche Einsetzung in seinen Schriften ausdrückt, ist nach der gemeinen Meynung des Alterthums, in dem bekannten Handel mit dem römischen Stuhle wegen der Gültigkeit der Ketzertaufe ganz gewiß zu weit gegangen, und der H. Augustin vertheidiget ihn nur damit, daß er seine Makel durch den Martyrertod ausgelöschet habe.

Doch was bemerke ich in eben dieser (n. e.)? Eben da wir sahen, wie Irenäus den Gno=stikern die römischen Bischöfe vom Petrus an bis auf Eleutherius, der noch damals am Le=ben war, der Reihe nach hernannte, nennet Hr. Prof. seinen Schülern in einer Note,

da doch das ganze Hauptstück von der geistlichen Hierarchie dieses ersten Zeitraums handeln soll, von der Stiftung der Kirche bis auf Konstantin derer nur acht, die berühmteren, wie er sagt. Die ersten Väter bemühten sich schon, die Reihe nicht nur der römischen Bischöfe, sondern auch jener der übrigen berühmteren und besonders apostolischen Kirchen im Angedenken zu erhalten: und Hr. Prof. erwähnet nicht nur dieser ganzen nicht, sondern zeiget uns auch von jenen nur acht an? Oder ist es ihm vielleicht ein kleines, die Folgereihe derselben zu wissen, da doch darauf der Beweis der beständigen Dauer der Apostolicität, und folglich der Alleinächtheit der katholischen Kirche beruhet, und wie die die Geschichte nur eine Hülfswissenschaft der Theologie ist, ihr ein so nöthiges Werkzeug zu einem so wichtigen Beweise nicht vorenthalten, sondern vielmehr mit aller Ueberzeugung in die Hand gegeben werden soll. Es würde dadurch das Werk nicht zu sehr angelaufen seyn, da es nur die Namen anzusetzen, und wo eine Streitigkeit, diese kurz zu heben gebrauchet hätte. Es wäre auch nicht nöthig gewesen, die Schüler mit der Hernennung derselben von einer Periode zur andern zu plagen. Aber wissen sollten sie, daß wir noch von den Apostelzeiten her die ununterbrochene Reihe der römischen Bischöfe ha-

haben, da es eine Sache ist, woraus sich so mancher wichtige Beweis in der Theologie ziehen läßt

Im 4ten Hauptstücke, das von der katholischen Lehre handelt, liefert uns Hr. Prof. §. 2. die vornehmsten Glaubensartikel, nämlich von einem Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, dem Vater, Sohn, und H. Geiste: ganz gut; von Christo, der kein bloßer Mensch, sondern zugleich der Sohn Gottes: noch gut; von seiner Sendung zur Offenbarung der Natur und des Willens Gottes, und von seinem für uns vergossenen Blute: das ist verfänglich, denn die erste Ursache seiner Sendung ist doch immer die Erlösung des menschlichen Geschlechts; von der Sünde, die aus der uns angebohrnen Verderbniß der menschlichen Natur entspringt: wenn dieß die Erbsünde seyn sollte, ist wohl die Beschreibung derselben sehr zweydeutig, und unzulänglich: ist sie es aber nicht, so war also die Erbsünde in der ersten Periode des christlichen Zeitalters keiner der vornehmsten Glaubensartikel; von dem Willen Gottes, alle Menschen durch Christum selig zu machen; von der Auferstehung alles Fleisches, dem allgemeinen Gerichte, dem ewigen Leben der Seligen, und den ewigen Strafen der Gottlosen; endlich von der Taufe, der Busse, und dem H. Abendmahle. Da hätten wir also alle vornehmsten Glaubensartikel der ersten Periode der Kirche, und

um mich in nichts Weitläuftiges einzulassen, darunter nur drey Sakramente. Und wenn er nur derselben im folgenden §. erwähnte, wo er doch vorgiebt, uns die noch übrigen katholischen Glaubenssätze dieser Zeit, oder was er unter Catholicorum Scita versteht, herzunennen. Es sind aber nur diese: daß man die Vergebung der Sünden auch durch den Martertod, durch Allmosen u. d. g. erlangen könne: wieder nicht klar genug; von der Reinigung der Seelen nach dem Tode; von der Macht der Teufel wider die Menschen, und deren Ausübung. Das hätte ich hier nicht gesuchet: daß man das H. Abendmahl auch Kindern reichen soll: das war wohl der Gebrauch einer und der andern besonderen, nie aber die Lehre der ganzen katholischen Kirche; endlich von dem tausendjährigen Reiche Christi auf Erden: noch neuer, daß dieß jemals die Lehre der ganzen katholischen Kirche war, da doch, wenn gleich Papias und seine Anhänger deswegen aus Nachsicht nicht als Ketzer erklärt, diese Lehre schon damals für eine irrige Lehre erkannt wurde; wie sie Hr. Prof. selbst, nicht anders, als hätte er in einem Augenblicke seine eigenen Worte vergessen, in der angehängten Note f, nennet. Und hiemit sind wir mit den vornehmern und minder vornehmen Glaubensartikeln der ersten Periode (wiewohl mir auch diese Unterscheidung nicht ganz behagen will,) fertig.

Allein

Allein §. 4. kömmt Hr. Prof. auf einem andern Streit, der, sind seine Worte, zwischen Cyprian dem karthaginensischen, und Stephanus dem römischen Bischofe wegen der Ketzertaufe entstand, und wobey jener, was auch immer dieser dagegen versuchte, sich und seinen Kollegen die gerechte Freyheit behauptet hat. Er behandelt ihn auf 12 ganzen Seiten; doch so, daß seinem Urtheile nach Stephanus vom Anfange bis zum Ende unrecht hat. Gleich §. 5. sagt er, nicht nur die afrikanische Kirche hätte es sich schon vor dem Cyprianus unter dem Agrippinus, sondern auch die ganze morgenländische Kirche zum Gesetze gemacht, die von Ketzern Getauften wieder zu taufen; denn jenes behaupte Cyprian, dieses Firmilian: und dagegen gilt freylich das Zeugniß des H. Stephanus nichts, der den entgegengesetzten Gebrauch als eine apostolische Ueberlieferung erklärte. — §. 7. sagt er, Stephanus sey auf das zweyte Schreiben der afrikanischen Bischöfe so sehr in Wuth gerathen, daß er sie in den bittersten und schmähsüchtigsten Ausdrücken aus seiner Gemeinschaft ausschloß. Doch sagt Hr. Prof. wieder selbst n. c. von dem ganzen zweyten Schreiben des Stephanus an die Afrikaner, und dieser an ihn wissen alle übrigen christlichen Schriftsteller nichts; nur Mosheim mache es sehr glaubwürdig (admodum probabile): und dieß zwar aus Firmilians

Briefe,

Briefe, den wir doch nur aus Cyprians Uebersetzung haben, und von dem es, wie von Cyprians seinem, wie Hr. Prof. §, 9. n. a. selbst zeigt, unter den Kritikern noch bey weitem nicht ausgemacht ist, ob sie ächt sind, oder nicht.

§. 8. heißt es, Stephanus habe die hierauf von den Afrikanern an ihn abgeschickten Gesandten nicht einmal seiner Ansprache, nicht einmal seines Angesichts gewürdiget, sondern allen Gläubigen verbothen, ihnen auch nur einen einzigen Dienst der Gastfreyheit zu erweisen. Und woher weis Hr. Prof. wieder dieses? Wieder nur aus dem einzigen Briefe Firmilians an Cyprian. — In eben diesem §. n. d. heißt es weiter, es sage zwar Augustin an mehrern Orten, und mit ihm Cresconius, Hieronymus und Beda, Cyprian habe endlich mit den übrigen Wiedertäufern seinen Irrthum erkennet, und wiederrufen: doch glaube Hr. Prof. das Gegentheil behaupten zu müssen, weil Augustin sagt, dieser Handel sey erst hernach in einem allgemeinen Kirchenrathe entschieden worden. Hier lernet schlüssen Schüler! Der Handel ist erst hernach in einem allgemeinen Kirchenrathe entschieden worden; also haben Cyprian und sein Anhang den Irrthum nicht erkannt, nicht widerrufen. Fürwahr ein Beweis der Katheder, und des Druckes würdig! Man erlaube mir nur im Vorbeygehen einen bündi-

gen

gen Schluß, er mag gleich Hrn. Prof. behagen oder nicht: der Handel ist nach dem Zeugnisse Augustins in einem allgemeinen Kirchenrathe: ausser Zweifel im nicänischen entschieden worden: also war des Stephanus Tradition und nicht der Afrikaner ihre die ächte.

§. 9. n. b. läßt zwar Hr. Prof. zu, Stephanus habe behauptet, die Ketzertaufe müsse, um gültig zu seyn, im Namen Christi geschehen: doch sey nicht ausgemacht, ob es ihm eines gewesen, im Namen Christi, oder im Namen des Vaters, Sohns, und H. Geistes zu taufen. Denn wenn gleich seine Orthodoxie aus dem Briefe Fiemilians klar erhelle, so sey doch nicht gewiß, ob der Bischof von Neucäsarea würklich des Stephanus Worte anführe. Wie genau doch, und alles durchsuchend und durchdringend Hr. Prof. ist? Und aus nichts, als aus des Firmilians Briefe läßt sich die Orthodoxie des H. Stephanus erweisen. — Wenn weiter nach n. e. Cyprian und Firmilian in dieser Sache einem jeden Bischofe erlaubten zu glauben, und zu thun, was sie wollten, so zeigen sie, wie leicht man, sobald man sich von der apostolischen Lehre trennt, ohne es vielleicht selbst zu merken, in einen Widerspruch fällt. Denn, wenn die Taufe nach ihren Worten ausser der Kirche keine Taufe ist, wie kann es zur Disciplin, und nicht zum Glauben gehören, wie gleichgültig

seyn,

seyn, die von Ketzern Getauften wieder zu taufen, oder nicht? Daß aber Alex. Nat. Sæc. 3. Diss. 12. Art. 4. sage, auch Stephanus habe die Sache nur für eine Disciplinsache gehalten, davon fand wenigstens ich in angewiesener Stelle nichts. Ueberdieß sind die der Dissertation angefügten Artikel nicht vom Nat. Alex. sondern von Mansi. Doch dieß sind Kleinigkeiten. — Endlich aus dem ganzen Streite einen Beweis für oder wider die Unfehlbarkeit des Pabstes zu ziehen, wovon n. f. die Rede, scheint mir allerdings unnöthig zu seyn. Doch wäre meines Erachtens der H. Cyprian nie der Mann, den ich, wie es Hr. Prof. thut, hierüber wenigstens aus seinen Handlungen und Schriften gegen den H. Stephanus, mit dem er eben im Streit war, zu Rath ziehen wollte. Allein genug von der ganzen Sache, denn meine Absicht war nie, dieselbe aus einander zu setzen, zu bestimmen, oder auch den Hrn. Prof. zu widerlegen: sondern nur die Absicht aufzudecken, in welcher er so und nicht anders davon geschrieben haben mag.

Im 5ten Hauptstücke §. 1. liefert uns Hr. Prof. eine ganz neue Erklärung, was Ketzer und Ketzerey sey. Ketzer, sagt er, sind, deren Lehrsätze die christliche Religionen so sehr beflecken, daß sie den Anhängern der reineren Lehre unduldbar scheinen, ihre Meynungen aber Ketzereyen. Man weiß

auch

doch, wen man heut zu Tage unter den Anhängern der reineren Lehre versteht. Da ich die Theologie studierte, und das ist doch nicht lange, hieß es: ein Ketzer sey, der einer von der Kirche zu glauben vorgestellten Lehre hartnäckig widersteht. So sehr hat sich die Theologie die kurze Zeit her wieder gereiniget, da man sie doch schon damals für ganz gereiniget hielt. Bald, bald wird die Lehre ganz rein seyn, und dann es lauter Anhänger der reineren Lehre geben.

Doch genug, daß Hr. Prof. n. b. selbst bekennt; es stehe mehr den Theologen, als Historikern zu, genauer zu bestimmen, was Ketzerey sey. Warum also nicht lieber ganz davon geschwiegen? denn entweder wußte er sie nicht besser zu bestimmen, oder er wollte sie nicht besser bestimmen. Wählen Sie, Hr. Prof., was Ihnen zur grösseren Ehre gereicht.

Allein welchen Schwärm von Ketzern nennen Sie uns da, Hr. Prof.? Gewiß dreymal so viel, als es Ihrer Meynung nach Glaubenslehren in dem ersten Zeitraume der Kirche gab. Und wozu die sorgfältige Auseinandersetzung aller ihrer albernen Lehrsysteme, auch derer, die lange nicht mehr existiren, und auch da sie existirten, wenige Anhänger hatten. Ich verstehe die verschiedenen Gattungen Gnostiker, derer Träumereyen doch alle auf eines hinausliefen, Geburten

der heidnischen Philosophie waren, und die sich schon im dritten Jahrhunderte fast Niemand mehr in den Sinn kommen ließ. Das heißt die Schüler mit unnützen Albernheiten belästigen, da Sie ihnen indessen so manches, was sie als eine nöthige Vorbereitung zur Theologie wissen sollten, geflißentlich vorenthalten.

Im 6ten Hauptstücke von der Kirchenzucht der ersten Periode, §. 3. lehret Herr Prof., Victor habe die asiatischen Bischöfe, wegen ihres verschiedenen Gebrauches in Haltung der Ostern in den Kirchenbann gethan, und in der Note bekennt er selbst wieder, die Worte des Eusebius, woraus wir dieses haben, seyn etwas dunkel, die Gelehrten seyn deswegen unter sich uneins. Was soll diese Veränderlichkeit, auf der wir Hrn. Pr. schon öfters betroffen? Zeigt dieß gründliche Gelehrsamkeit, Ueberzeugung, Aufrichtigkeit, das, was man vorher geradezu behauptet, gleich selbst wieder in Zweifel zu ziehen.

§. 8. redet Hr. Prof. vom H. Abendmahle, wobey ich nichts ahnde, als daß er nicht klärer vom H. Meßopfer redet. Allein nachdem er vom H. Sakramente der Taufe, und des Altars gehandelt hat, sagt er §. 9. es haben die ersten Gläubigen noch andere Gebräuche (Ritus) gehabt, wozu die Salbung der Kranken, die Fasten, der heilige Kuß, die Auflegung der Hände, und das

Kreuz-

Kreuzzeichen gehören. Nun haben wir's, warum oben unter den Glaubensartikeln der ersten Periode der Sakramente nur drey stehen. Denn die Salbung der Kranken, was wir die letzte Oelung nennen, die Handauflegung, es mag nun jene beym Sakramente der Firmung, oder der Priesterweihe seyn, war nichts anders, als jene, die als eine heilige Ceremonie auch bey der Taufe, und bey andern Gelegenheiten üblich war: nichts anders, als ein Gebrauch (Ritus), dergleichen die Fasten, der H. Kuß, das Kreuzzeichen waren. Und daß die Ehe ein Sakrament sey, wovon in der ganzen Periode mit keinem Worte Meldung geschieht, davon wußte schon keine Seele etwas. Hr. Prof. was denken Sie? Oder vielmehr, was sollen wir, was sollen Ihre Schüler von Ihnen denken? Glauben Sie sieben Sakramente? Oder lassen Sie mit den Anhängern der reineren Lehre nur zwey, oder höchstens drey zu?

§. 13. bleibt uns Hr. Prof. was nichts ungewöhnliches, den Beweis schuldig, daß zu den Exkommunikationen, die von den Bischöfen, und Priestern gegeben wurden, manchmal auch die Einwilligung der Laien kam. Und doch wäre wenigstens ich ihn zu hören nicht wenig begierig.

§. 14. Kommen wir auf eine wichtige Materie: von der öffentlichen Buße. Vor allem muß ich Hrn. Prof. beschuldigen, daß

er davon so dahin schreibt, als wenn das, was in einer oder der andern Kirche, in einem oder dem andern Falle geschah, allzeit, und in allen Fällen, und in der ganzen katholischen Kirche üblich gewesen wäre. So sagt er §. 15. einigen Sündern sey sogar im Todbette die Lossprechung und das heilige Abendmahl abgeschlagen worden, da er doch selbst in der Note zum Beweise nur den Tertullian l. de pudicitia, welches Buch er doch schon als Montanist schrieb, und den Kirchenrath zu Elvire von neunzehn spanischen Bischöfen anführt.

In der Note zu §. 16. berührt Hr. Prof. noch eine wichtigere Materie: die Beicht. Er sagt anfangs, Niemand läugne, daß die Beicht ein Theil der öffentlichen Buße gewesen: doch war es nie gebothen, alle Sünden einzeln öffentlich, das ist laut vor allen Anwesenden in der Kirche, zu beichten, darinn bin ich, und die ganze katholische Kirche mit Hr. Prof. verstanden, wenn man nur nicht damit sagen will: die Beicht sey nur bey der öffentlichen Buße im Brauch gewesen. — Es gab so gar einige, fährt er fort, die auch jene Sünden, die der öffentlichen Buße nicht unterlagen, so gar die Gedankensünden den Priestern beichteten, denn Cyprian lobe *l. de lapsis* diejenigen, die es beichteten, wenn sie auch nur den Gedanken hatten, den Götzen zu opfern, oder Beglaubigungsbriefe von

den

den Richtern zu erschleichen. Doch hierinn bin weder ich, noch, wie ich glaube, die ganze katholische Kirche mit Hrn. Prof. verstanden. Einige also nur beichteten auch die der öffentlichen Buße nicht unterworfenen Sünden; auch die Gedankensünden: was müssen wir hieraus folgern? Daß es also kein allgemeiner Gebrauch, kein göttliches Geboth, kein nothwendiger Theil des Sakramentes der Buße war, alle schwere Sünden zu beichten: wie wir daraus, wenn Jemand sagte, einige liessen sich taufen, billig schlößen, daß also die Taufe nicht allgemein gebraucht, nicht für nothwendig, und von Gott eingesetzet, erachtet worden seyn müsse. Wenn der H. Cyprian jene lobt, die zu seiner Zeit auch die Gedankensünden beichteten, so beweiset dieses nicht, daß sie es willkürlich, und ohne hiezu durch ein Geboth verbunden gewesen zu seyn thaten; auch die Erfüllung der Gebothe verdient Lob. Zweifelt aber Hr. Prof. wirklich daran, daß die Beicht auch in der ersten Periode der Kirche als ein nothwendiger Theil der Buße gehalten worden, und alle, die sich schwerer Sünden bewußt waren, sich derselben unterworfen haben, so schlage er alle katholischen Theologen, Dogmatiker und Kontroversisten nach: alle werden ihm dieses aus der ununterbrochenen Tradition der Kirche erweisen.

Doch hören wir seine Beweise. Die Väter hätten das Wort *Exomologesis* nicht immer für die Beicht der Sünden, sondern bald für die ganze äusserliche Bußhandlung, bald für die letzte Ceremonie bey der öffentlichen Buße genommen. Das gebe ich ihm herzlich gerne zu. Doch sind der Stellen der HH. Väter so viele, worinn sie das Wort Exomologesis ungezweifelt im ersten Verstand nahmen, und auch ohne dieses Wort von der Beicht als einem wesentlichen und von Christo eingesetzten Theile des Sakramentes der Buße, als einem daher von allen Rechtgläubigen zu allen Zeiten gebrauchten Hülfsmittel zur Nachlassung der Sünden reden, daß auch diese Stellen den hinlänglichsten Beweis einer allgemeinen Tradition ausmachen. — Ferner: Es seyn unter den Katholiken, die behaupten, Christus habe seiner Kirche die Gewalt überlassen, die Materie für den Urtheilsspruch der Priester (*materiam Sacerdotum judicio propriam*) zu bestimmen. Dieser Meynung sey D. Hallier, sagen Morinus *de Administ. Sacr. Pœn.* l. 8. C. 25. §. 15. und Eusebius Amort *Demonstr. Relig. Cathol.* diese Meynung sey weder der heiligen Schrift, noch dem Tridentinischen Kirchenrathe entgegen: denn in diesem sey nicht als ein Glaubensartikel festgesetzt worden, daß die Kirche allzeit geglaubt habe, daß eine gänzliche Sündenbeicht wirklich

lich erfordert werde, und allzeit im Brauch gewesen sey; sondern Glaubenslehre sey blos, Christus habe seiner Kirche insonderheit die Gewalt gegeben, alle Sünden ihrem Gerichte zu unterwerfen: so daß auch Gott selbst jene Sünden ohne Beicht nicht nachlassen will, die die Kirche, nachdem es Ort und Zeit zulassen, ihrer Erkenntniß wird unterwerfen wollen.

Christus sagt einmal klar: derer Sünden ihr nachlassen werdet, denen werden sie nachgelassen, und denen ihr sie behalten werdet, denen werden sie behalten. Er hat also mit diesen Worten die der Erkenntniß und dem Gerichte der Priester eigne Materie klar bestimmt, die Sünden nämlich, alle ohne Ausnahme, und nur der Kirche es überlassen, dem Sünder, nachdem sie ihn auf sein Bekenntniß der Vergebung würdig findet, oder nicht, dieselben zu vergeben, oder zu behalten. Das Tridentinum lehret klar Sess. 14. Cap. 5. Die ganze Kirche habe allzeit dafür gehalten, daß der Herr eine gänzliche Beicht der Sünden eingesetzt habe, und daß sie allen, die nach der Taufe gefallen sind, nach dem göttlichen Rechte nothwendig sey: weil unser Herr Jesus Christus, ehe er von der Erde in den Himmel hinauffuhr, die Priester als seine Stellvertretter, Vorsteher und Richter hinterlassen, vor welche alle Todsünden, in die die Christgläubigen ver-

fallen, gebracht werden müssen, die vermöge der Schlüsselgewalt den Urtheilsspruch der Erlassung oder Zurückhaltung der Sünden über sie ergehen lassen. Denn es ist offenbar, daß die Priester dieses Gericht ohne Erkenntniß der Sache nicht ausüben, noch in Auflegung der Strafen nach Billigkeit verfahren können, wenn ihnen jene ihre Sünden nur insgemein, und nicht insonderheit und einzeln erklären; woraus folget, daß die Büsser alle Todsünden, deren sie sich nach einer fleißigen Erforschung ihrer selbst bewußt sind, auch wenn sie noch so geheime, und nur wider die zwey letzten der zehn Gebothe sind, in der Beicht hersagen müssen. Und Can. 4. heißt es: Wer läugnet, daß zu einer ganzen und vollkommenen Erlassung der Sünden drey Akte in dem Büsser, als die Materie des Sakramentes der Buße erfordert werden, nämlich die Reue, die Beicht, und die Genugthuung, welche die drey Theile der Buße genennet werden, der sey verflucht. Und Can. 6. Wer läugnet, die sakramentalische Beicht sey nicht durch göttliches Recht eingesetzt, noch zum Heil nothwendig; oder die Art, einem Priester allein heimlich zu beichten, die die katholische Kirche von Anbeginn her allzeit beobachtet hat, und noch beobachtet, sey fern von der Einsetzung und dem Befehle Christi, und eine menschliche

liche Erfindung; der sey verflucht. Und Can. 7. Wer sagt, in dem Sakramente der Buße sey zur Erlassung der Sünden nicht nach dem göttlichen Rechte nothwendig, alle und jede einzelne Todsünden zu beichten, derer man sich, nach der schuldigen fleißigen Erforschung erinnert, auch die geheimen, und die wider die zwey lezten der zehn Gebothe sind, und die Umstände, die die Art der Sünde veränderen; der sey verflucht.

Nun wird mir ernstlich für sie bange, Hr. Prof. denn ich sehe nicht, wie Sie nach einer so klaren Entscheidung des Tridentinums dahin schreiben konnten; nur einige hätten vor Alters auch die der öffentlichen Buße nicht unterworfenen, auch die Gedankensünden gebeichtet.

Aber Ihre Katholiken? Vergeben Sie mir, wenn ich Ihren Citationen nicht mehr traue, und besorge, da man heut zu Tage Werke citirt, die nicht einmal existiren, oder doch Stellen, die in den Werken gar nicht enthalten sind, daß nicht wenigstens Hallier und Amort das, was sie sagen sollen, in einem ganz andern Verstande, und in ganz anderen Umständen sagen, als Sie sie anführen: und da ich in meiner wenn gleich nicht kleinen Handbibliothek weder einen Morinus, noch Amort, noch Hallier habe, so erlauben

Sie mir, sie in einer öffentlichen Bibliothek nachzuschlagen. —

Hier bin ich, Morinus handelt in dem ganzen 25ten Hauptstücke von der Gültigkeit oder Nichtgültigkeit der Beicht und noch mehr der Lossprechung unter Abwesenden. §. 1. führt er mehrere Scholastiker an, die die einem Abwesenden durch einen Brief, oder wie immer ertheilte Lossprechung, wenigstens bis auf die Bulle Klemens des Achten, für gültig halten. Von §. 2. bis 13. bringt er einige Beyspiele des Alterthums hervor, aus denen es sich glaubwürdig schliessen zu lassen scheine, daß die Lossprechung unter Abwesenden (denn mit der Beicht habe es weniger Schwierigkeiten) gültig erachtet worden. Wie nothwendig er aber auch bey einer schriftlich abgelegten Beicht das sonderheitliche Bekenntniß aller schweren Sünden erachtet habe, erhellet daraus, daß, wenn in den angezogenen Beyspielen dieses Bekenntniß nicht klar genug angezogen ist, er sorgfältig mahnet, daß man dessen Vorausgehung als ohnehin richtig und ungezweifelt voraus setzen müsse. Und wenn der auf dem Todbette zu Cönoman liegende Bischof die von dem zwanzig Meilen entfernten Kirchenrathe zu Duaz anverlangte Lossprechung ohne vollständige Beicht erhalten, so leide in so einem Falle das Geboth eine Aussetzt er noch zu einem Beweise von der Gültigkeit nahme, wegen der Gefahr der Entdeckung. §. 14.

tig=

tigkeit der Losſprechung unter Abweſenden die Gleichniß von den richterlichen Urtheilsſprüchen aller Art hinzu, die ihrer Natur nach auf die Abweſenden, wie auf die Gegenwärtigen gleich wirken, doch ſo, daß die Fürſten dieſe ihre Wirkſamkeit aus billigen Urſachen auf mancherley Art ausdehnen, oder einſchränken können. Von dieſer Ausdehnung und Einſchränkung, ſagt er endlich §. 15. gebe die eigentliche Urſache Hr. Hallier l. de SS. Ordinationibus, worinn er, da er von der Materie und Form des Sakraments der Weihe handelt, unter einer phyſiſchen und moraliſchen Materie der Sakramente unterſcheidet, und ſagt, die Kirche habe keine Gewalt über jene, wohl aber über dieſe; Daher ſeyn die Materien der Sakramente der Buße, der Ehe und der Weihe, nicht aber der übrigen, dem Ausſpruche der Kirche unterworfen, weil ſie moraliſche Dinge ſind, die auch in jedem Staate von der Willkühr der Fürſten abhangen. Denn wie die Fürſten den Verträgen, Bedingniſſe ſetzen, mit ihren Gerichtsperſonen ihre Gerichtsbarkeit theilen, äuſſerliche Zeichen der Ertheilung derſelben nach Belieben feſtſetzen, und Spruchsformeln vorſchreiben können, ſo habe es Chriſtus der Macht ſeiner Kirche überlaſſen, die der Unterſuchung und den Urtheilsſprüchen der Prieſter eigene Materie zu beſtimmen, den Ehekontrakten geſetzmäſſige Bedingniſſe zu ſetzen, den Dienſt jeder

Weihe

Weihe vorzuschreiben, und Zeichen der bey jeder gegebenen Macht einzusetzen, u. s. w. Bis hieher Morinus aus Hallier.

Morinus ist also doch gewiß, wie es jedem Leser einleuchten muß, von Hrn. Prof. Seite nicht, wiewohl ich bekennen muß, daß die ganze Stelle Halliers hier nicht an seinem Orte ist, und nicht begreife, wie Morinus auch nur die unpassende Gleichniß §. 14. geschweige die so willkührliche Unterscheidung zwischen der moralischen und physischen Materie der Sakramente §. 15. seinem Werke einrücken konnte.

Allein so sehr mir Morinus für Halliers Worte Bürge ist, so kam mich doch die Lust an, ihn selbst reden zu hören. Er handelt in dem ganzen großen Werke in Folio vom Sakramente der Weihe, und P. 2. S. 2. C. 2. A. 1. insonderheii von dessen Materie, und ist mit mehreren Theologen besonders seiner Zeit der Meynung, daß nebst der bey den höheren Weihen von Christo selbst bestimmten Materie der Handauflegung auch noch eine andere wesentliche sey, die in gewissen äusserlichen Zeichen der durch die Weihen zu ertheilenden geistlichen Gewalt bestehe, und die Christus seiner Kirche zu bestimmen überlassen habe. Doch sein Beweis ist wunderbar. Denn wenn es gleich, sagt er, eigentlich Christo zukömmt, die Materie der Sakramente einzusetzen, so sey es doch genug, wenn er die all-

allgemeine Art der Materie (rationem communem materiæ) vorschrieb, und deren Bestimmung der Kirche überließ. So habe er z. B. wollen, daß die Materie des Sakraments der Buße die der Gerichtsbarkeit, und der Erkenntniß des Beichtvaters eigenen Sünden (peccata jurisdictioni ac cognitioni Confessarii propria) seyn sollen: daß aber diese oder jene Sünden der Gerichtsbarkeit und der Beurtheilung dieses oder jenes Priesters überlassen, oder vor einen höheren Richterstuhl gebracht werden sollten, habe er dem Gutachten seiner Kirche überlassen. So habe er zur Materie des Sakramentes der Ehe die rechtmäßige Einwilligung festgesetzet: ob aber die Einwilligung gesetzmäßig sey, oder nicht, welche heimlich, oder es nicht wäre, habe er dem Urtheile der Kirche unterwerfen wollen. Und so habe er auch zur Materie des Sakraments der Weihe gewisse Gebräuche (Ritus) vorgeschrieben, wodurch die geistliche Gewalt übergeben und angedeutet würde. Diese Gebräuche aber (die Handauflegung vielleicht ausgenommen, die ich vielmehr, sind seine Worte, bey den grösseren Weihen, als einen durch göttliche durch die Apostel uns offenbarte Einsetzung zu uns gebrachten, und unveränderlich beobachteten Gebrauch halte) der Kirchen vorzuschreiben überlassen.

Warum aber Christus, fährt er fort, vielmehr in diesen drey Sakamenten, als in

den

den übrigen die Bestimmung der Materie der Kirche überlassen habe, sey die erste Ursache, weil die Materien der übrigen Sakramente physische Dinge sind, wie das Wasser bey der Taufe, über welche die Kirche keine Gewalt hat: aber die Materien dieser drey Sakramente seyn moralische Dinge, die von der Gewalt der Kirche abhangen: als: des Sakraments der Buße: die menschlichen Handlungen; die Ehe: der gültige Vertrag; der Weihe: die Zeichen der empfangenen Gewalt, die alle der Macht der Kirche sonderheitlich unterworfen sind. Denn da es in jedem Staate dem Fürsten zukömmt, über die Gerichtsordnung Gesetze zu geben, die Macht der Richter zu bestimmen, den Verträgen Bedingnisse ihrer Gültigkeit zu setzen, sie für nichtig zu erklären, äusserliche Zeichen zu erdenken, dadurch die Ertheilung weltlicher Aemter angezeiget würde, und eines jeden Dienst zu bestimmen: so habe es Christus der Macht der Kirche (quam maximam ipse, qui ejus sponsus est, esse voluit) überlassen, die der Erkenntniß und dem Urtheilsspruche der Priester eigene Materie zu bestimmen, dem Ehekontrakt rechtförmige Bedingnisse zu setzen, den Dienst jeder Weihe vorzuschreiben, und die Zeichen der darinn ertheilten Gewalt festzusetzen, und so habe er die Bestimmung der Materien dieser drey Sakramente der Buße, der Weihe und der

Ehe

Ehe der Kirche überlassen, weil sie moralische Dinge sind, die auch in jedem Staate in der Willkühr des Fürsten liegen: nicht aber auch der übrigen Sakramente, weil derer Materien physische Dinge sind. Die zweyte Ursache ist, weil die Materien der übrigen Sakramente die Heiligkeit ertheileten, welches zu vermögen sie eher konsekrirt und geheiliget werden müßten.

Ich glaube, jeder Theologe sieht es mit mir ein, wie theologisch, wie bündig und für unsere Zeiten besonders rein theologisch nicht nur die ganze Stelle Halliers, ist, sondern auch wie anpassend sie zu unserer Sache, und welchen Scharfsinn Hr. Prof., wenn nur nichts anders, in der Auswahl derselben zeiget. Schreibe Hallier immerhin solche Albernheiten, so überzeugt man Theologen nicht; und am wenigsten sollten solche Stellen in Schulbüchern heutiger Zeit angeführt werden, wo man allen scholastischen Wust ausgefeget, und nur reine Theologie lehren, und gelehrt wissen will.

Doch nun auch den untheologischen Lesern das Unpassende und Ungründliche derselben vor Augen zu legen, erlaube man mir über die ganze Stelle nur einige kurze Bemerkungen anzustellen. 1. Redet Hallier hier ex professo vom Sakramente der Weihe: und nur gleichnißweise vom Sakramente der Busse. — 2. Sagt er, die Materie des Sakramen-

men-

mentes der Busse seyn die Sünden: die entfernten, lassen wir Theologen noch endlich gelten; denn die eigentlichen sind nach den ausdrücklichen Worten des Tridentinums die drey Akte des Büssers, die Reue, die Beicht, und die Genugthuung. — 3. Redet er, da er gleich im Anfange die Gleichniß von der Materie des Sakraments der Buße anführt, davon so dunkel und unbestimmt, daß es scheint, als getrauete er sich selbst mit der Sprache nicht ganz heraus, und rede vielmehr von der jedem Priester nöthigen Jurisdiktion zur Gebrauchung der ihm von Christo gegebenen Gewalt, oder gar von der Reservation gewisser Sünden. — 4. Mag der Unterschied zwischen der ratio communis materiæ und der Bestimmung derselben immerhin vom Sakramente der Weihe gelten, da es nichts weniger, als ein Glaubenssatz ist, daß auch die Darreichung der äusserlichen Zeichen eine zum Sakramente wesentliche Materie sey, indem die Griechen ausser der Handauflegung von den ältesten Zeiten her nie eine andre gebrauchten, und noch gebrauchen. Mag dieser Unterschied auch beym Sakramente der Ehe gelten; wiewohl die eigentliche von Christo bestimmte Materie desselben der gültige Ehekontrakt ist: so sehe ich nicht, wie dieser Unterschied bey dem Sakramente der Buße statt habe, nachdem das Tridentinum ausdrücklich entschieden hat, die Beicht aller

ler und jeder einzelnen schweren Sünden sey nach dem göttlichen Rechte zur Erlassung derselben nothwendig. — 5. Da Hallier sagt, Christus habe seiner Kirche die Gewalt gegeben, über die Rechtmäßigkeit der ehelichen Einwilligung zu urtheilen, ja so gar dem Ehevertrage rechtsförmige Bedingnisse zu setzen, so bin ich wohl begierig, ob Hr. Prof. wenn er einmal vom Sakramente der Ehe zu sprechen kommen wird, auch Hallier citiren wird. — 6. Sind die zween Beweise, daß Christus die Bestimmung der Materie dieser drey Sakramente und nicht auch der übrigen der Kirche überlassen, so schwach, daß sie unmöglich den Beyfall eines unbefangenen Lesers, geschweige eines Katholiken gegen das Tridentinum erzwingen können. Weil die Materie jener moralisch, dieser physisch! Ich sehe nicht einmal, wie doch die Materie des Sakraments der Weihe moralisch ist, denn moralisch seyn, heißt doch nichts anders; als aus menschlichen, sittlichen Handlungen bestehen; oder wenn die Handauflegung; die Darreichung der Instrumente; warum nicht auch die Begiessung mit dem Wasser, die Salbung mit dem Oele u. s. w. eine moralische Handlung ist. Doch dieses bey Seite gesetzt, so wäre erst zu beweisen, daß Christus die moralische und nicht die physische Materie der Sakramente seiner Kirche zu bestimmen überlassen. Denn die Gleichniß von den politischen Staaten, wo-

rinn ebenfalls die Bestimmung der moralischen Dinge von der Willkühr des Fürsten abhängt, beweist nichts, da es eine unter allen Theologen und Canonisten ausgemachte Sache ist, daß die von Christo in seiner Kirche festgesetzte Regierungsform eine ganz eigene, und daher mit keiner politischen, nicht einmal mit der jüdischen, die doch ebenfalls unmittelbar von Gott eingesetzet war, könne verglichen werden. Eben so sichtbar ist der Ungrund des zweyten Beweises. Bey keinem Sakramente bringt die Materie für sich allein die Heiligung hervor, sondern die Materie mit der Form, wenn sie von dem gehörigen Minister in den gehörigen Umständen angebracht werden: oder da Materie, Form, und Minister die drey Haupt- und Bestandtheile eines jeden Sakraments sind, sagen wir lieber, und zwar theologischer, die Sakramente bringen die Heiligung hervor.

Nun ist uns noch Amort übrig. Doch den nachzuschlagen war nicht der Mühe werth. Denn er citirt seinen Mann — Hallier, und den Mann lernten wir eben kennen. So geht es. Einer schreibt im Paroxismus seines Autorfiebers etwas dahin. Schon beruft sich ein Zweyter auf ihn: der Dritte auf Beyde. Und nun kömmt ein Vierter dazu, und sagt: Einige Katholiken sind dieser Meynung. Doch das ist der Gang, wider den die Probabilioristen in theoria immer so vielen Lärmen

schla-

schlagen, den sie aber, wenns um eine Sache auf ihre Mühle zu thun ist, fein sauber selbst gehen.

Doch meynt es nicht einmal Amort im Ganzen so, als es im Bruchstücke, das Hr. Prof. aus ihm herausriß, heraus kömmt. Er beweiset vielmehr sehr gründlich und weitläuftig, daß eine vollständige Beicht aller schweren Sünden allzeit von Apostelzeiten her, als von Christo eingesetzt, und zur Nachlassung der Sünden nothwendig, in der Kirche üblich gewesen sey. Dann macht er sich unter andern den Einwurf: die HH. Väter sagten manchmal, zu ihrer Zeit wären die täglichen Sünden, die Sünden, die zu vermeiden fast unmöglich, jene, die, wenn man sie der öffentlichen Buße unterworfen hätte, dem Büsser zu viele Scham verursachet hätten, nicht gebeichtet worden. Er hätte auf diesen Einwurf ganz leicht und einfach antworten können. Allein da läßt er sich in jene Meynung einiger Theologen ein, Christus habe die Materie aller Sakramente nicht bis auf die unterste Art (quoad speciem infimam) selbst bestimmt, zählet darunter das Sakrament der Busse, und sagt, Christus habe zu dessen Materie zwar die Sünden überhaupt bestimmt, doch welche Sünden den Schlüsseln und der Erkenntniß der Kirche vorbehalten werden sollten, ihr zu bestimmen überlassen. Und sein ganzer Beweis? Also Hallier, ein bewähr-

ter katholischer Schriftsteller, und den sogar Morinus anführet, ohne ihn deswegen im Glauben verdächtig zu finden. Und nun schreibt er, ohne, allem Scheine nach, Hallier selbst nachgeschlagen zu haben, die ganze oben schon angezogene Stelle aus dem Morinus ab. Wie gründlich Hallier, und wie passend ihn Morinus anführt, sahen wir. Allein Amort geht noch weiter, und nimmt so gar die Vertheidigung Halliers nun mehr auf sich. Er zeigt, seine Meynung sey weder der H. Schrift, noch dem Tridentinum entgegen. — Nicht der H. Schrift: denn obschon Christus zu den Aposteln sagte: was ihr immer binden werdet, das wird gebunden seyn, und: derer Sünden ihr behalten werdet, die sind behalten. Das hieß doch von Apostelzeiten her: welche Sünder ihr, nach abgehörter Beicht ihrer Sünden der Nachlassung derselben nicht würdig findet, denen lasset sie nicht nach. Obschon das Tridentinum erklärte: Sess. 14. Can. 3.

„ wenn jemand sagt, jene Worte unsers
„ Herrn und Heilandes: Nehmet hin den H.
„ Geist; derer Sünden ihr nachlassen wer-
„ det, die werden ihnen nachgelassen, und
„ derer ihr behalten werdet, die sind behal-
„ ten: seyn nicht von der Macht die Sün-
„ den im Sakramente der Busse nachzulas-
„ sen und zu behalten zu verstehen; so wie
„ sie die katholische Kirche vom Anfange her
„ allzeit verstanden hat . . der sey verflucht.“

Heis-

heissen doch, um Hallier zu vertheidigen, diese Worte bey Amort: derer Sünden ihr eurer Erkenntniß und Schlüsselgewalt vorbehaltet, das ist, welche ihr wollet, daß sie euch gebeichtet werden sollen, die seyn ihr vorbehalten, die werden euch gebeichtet. — Nicht dem Tridentinum, wenn es auch Sess. 14. de Pœn. Can. 3. 4. 6. 7. sagt: die Beicht sey zur Nachlassung der Sünden nothwendig, sie sey von Christo eingesetzt, und nach dem göttlichen Rechte müssen alle schwere Sünden dem Priester gebeichtet werden. Denn 1. wenn ein Gesetz eingeführt wird, werde es allzeit in seiner Vollkommenheit genommen, wenn man auch anfangs auf dessen vollkommene Erfüllung nicht dringt, sondern zufrieden ist, daß es nach und nach, nachdem es die Umstände zulassen, vollkommen erfüllet werde. 2. Daß die Kirche allzeit geglaubt habe, daß eine vollständige Beicht jederzeit wirklich erfordert werde, und allzeit üblich gewesen sey, sagt das Tridentinum nur Cap. 5. de Confessione, nicht aber in den nachfolgenden Canonen; nun enthalten aber nach Tournelly diese nur, und nicht auch die vorhergehenden Kapitel die eigentliche Glaubenslehre; die Canones aber bestehen, wenn man auch sagt, daß eine vollständige Beicht nicht allzeit üblich gewesen, und es Christus der Kirche zu bestimmen überlassen, welche Sünden sie ihrer Erkenntniß und Schlüsselgewalt vorbehalten wollte.

Nunmehr bemüht er sich, dieses von dem 3. 4. 6. und 7ten Canon zu zeigen. Allein da er alles auf die obenerwähnte Auslegung der Worte Christi von der Behaltung der Sünden bauet, so sieht man schon, auf welchem Grunde das ganze eitle Luftgebäude ruhe. Einmal sagt das Tridentinum nicht nur in einem der vorhergehenden Kapitel, sondern auch wirklich, und gleich im dritten Canon: „Wer sagt, die „Worte unsers Herrn und Heilands: derer „Sünden ihr behalten werdet, die seyn behalten; seyn nicht von der Macht die Sünden im Sakramente der Buße zu behalten zu verstehen, so wie sie die katholische Kirche vom Anfange her verstanden hat . . der sey verflucht."

Zwar sagt Amort am Ende, er habe dieses alles aus keiner andern Absicht niedergeschrieben, als um zu zeigen, daß Halliers Meynung mit dem Tridentinum vereinbarlich, und daher jener, der sie behauptete, noch immer katholisch sey: vielleicht um dadurch die Protestanten, in derer Mitte er schrieb, zur Rückkehr in die Kirche Jesu Christi zu locken. Denn er für sich betheure es noch einmal feyerlich, er glaube es, und sey ganz überzeugt, daß die vollständige Beicht aller schweren Sünden von Gott eingesetzt, zur Nachlassung derselben nothwendig, und auch allzeit in der Kirche Gottes üblich gewesen sey. Ist aber auch diese

Mey-

Meynung mit dem Tridentinum wirklich vereinbarlich? Und ist dieser der wahre kürzeste und sicherste Weg, die Protestanten in die wahre Kirche zurückzulocken? Wäre es also nicht für Ehre und Gewissen besser gewesen, geschwiegen zu haben?

Und nun, Hr. Prof. da stehen Sie in Ihrer Blöße mit ihrem Hallier, Morinus und Amort. Ich will es mit keinem von diesen theilen: am wenigsten mit Ihnen, Hr. Prof. Hätten Sie für ausgelernte Theologen geschrieben, die würden noch endlich gleich mir Ihren Betrug eingesehen und aufgedeckt haben. Allein daß Sie angehende Lehrlinge der Theologie mit einer solchen Zubereitung in das Heiligthum derselben hineinführen: daß Sie so auch vor Ihren weltlichen Schülern, den Kandidaten der Rechtsgelehrtheit reden, die Sie ebenfalls hören müssen, und die doch ihre Religion nur aus dem Kathechismus wissen, und nie sich in ein tieferes Studium derselben einlassen werden, das ist unverantwortlich, und kann zu nichts dienen, als jenen schon bey dem Eintritt in die Theologie das Gehirn mit einer Menge schädlicher Vorurtheile, und dem noch schädlichern Freyheitsschwindel, von allem nach Belieben zu denken und zu zweifeln, anzufüllen: diese aber im Glauben über die wichtigsten Artikel wankend zu machen, und dadurch, besonders aber durch den unterlassenen Gebrauch des Sakraments

der Buße eine immer grössere Freyheit der Sitten unter der Jugend einzuführen.

Der 17te §. handelt noch von der öffentlichen Buße, und zwar von dem Minister derselben. Hr. Prof. sagt, daß derselbe vorzüglicher Weise der Bischof, und zwar anfangs auch fast ganz allein gewesen sey. Da aber die Bischöfe bey Vermehrung der Gläubigen sie allein zu versehen nicht mehr im Stande waren, haben sie sie zum Theile den Priestern, und auch den Diakonen überlassen, doch so, das sie nichts als in dringender Noth und mit Erlaubniß des Bischofes konnten. Seine Worte beleget er (n. a.) mit dem Ansehen des H. Cyprians, der diese Erlaubniß (Ep. 13.) in seiner Abwesenheit im Nothfalle seinen Priestern, und in dringenderer Todesgefahr in derer Abwesenheit so gar Diakonen für diejenigen gab, die Bittschriften von den Martyrern aufwiesen, damit sie ihnen Exomologesim ihrer Sünde machen, und duch ihre Handauflegung zur Buße, zu dem Herrn im Frieden kommen mögen: über welche Stelle setzt Hr. Prof. hinzu, nicht alle einig sind, ob Cyprian mit diesen Worten auch den Diakonen die Erlaubniß gegeben habe, von den Sünden loszusprechen, und was hier unter dem Worte Exomologesis verstanden werde. Es ist doch wunderbar, daß Hr. Prof. der doch ein Erzfeind des Probabilismus seyn sollte,

in

in gewissen noch so wichtigen Materien so gerne die inprobabelsten Meynungen anführt, und zufrieden ist, wenn er nur sagen kann, einige seyn dieser Meynung, oder höchstens einen und den andern anführt. Gewiß kann die ganze Kirchengeschichte kein Beyspiel aufweisen, daß je ein Diakon wirklich von Sünden losgesprochen hätte: noch ist man eine einzige Stelle eines Vaters, noch einen Canon eines auch partikulären Kirchenrathes vorzuzeigen im Stande, darinn einem Diakon diese Gewalt anerkannt, oder eingeräumt würde. Es ist also auch gar nicht glaublich, daß Cyprian, der doch in der Materie der Buße so viele Einsicht zeigte, und daher auch so grosses Ansehen hatte, in einer so wichtigen Sache sich verirrt haben soll. Die Martyrer gaben denjenigen Bittschriften an ihre Bischöfe, die schon einen Theil der öffentlichen Buße zurückgeleget, und daher ihre Sünde schon gebeichtet, die sakramentalische Lossprechung schon erlanget, und nur einen Theil der öffentlichen Buße übrig hatten, um die Erlassung desselben auf ihre Fürbitte zu erhalten. Cyprian giebt also in diesem Briefe seinen Priestern und Diakonen in seiner Abwesenheit die Erlaubniß, daß, wenn dergleichen indessen mit Bittschriften Versehene in eine Todsgefahr kommen sollten, diese auch vor ihnen die öffentliche Buße, (vielleicht war dabey ein nochmaliges Bekenntniß der Sünde ge-

wöhnlich) beschließen die ceremonielle Handauflegung an seiner statt von ihnen erhalten, und so nach empfangener H. Wegzehrung, die sie sonst nicht hätten erlangen können, im Frieden zum Herrn fahren könnten.

Im Anhange von den Koncilien, nachdem Hr. Prof. §. 1. die ganz ächte und katholische Beschreichung eines Kirchenraths angeführt hatte, sagt er n. a. Die Gelehrtesten unter den Protestanten erkennen heut zu Tage nur jene Versammlungen für wahre Koncilien, in denen sich die Abgeordneten mehrerer durch ein Bündniß mit einander vereinigten Kirchen einfinden, um über ihrer aller gemeine Wohlfahrt zu Rathe zu gehen, und halten daher dafür, im ersten Jahrhunderte sey kein eigentliches Koncilium gehalten worden. Wozu wohl dieses?

§ 8. berührt zwar Hr. Prof. die im Koncilium zu Karthago 252. vom Fidus aufgeworfene, aber von allen Bischöfen mit Nein beantwortete Frage: Ob man nicht mit der Kindertaufe auf den achten Tag, wie mit der Beschneidung geschah, warten sollte. Doch warum fügt er nicht die ganze Ursache dieser Entscheidung, wie sie der H. Cyprian an Fidus schrieb, und die der H. Augustin und Hieronymus als einen so redenden Beweis der beständigen Lehre der Kirche von der Erbsünde wider die Pelagianer anführten, sondern

nur

nur die letzten Worte derselben bey, die einzeln vielmehr in einem widrigen, und der Lehre des Tridentinums entgegengesetzten Sinne genommen werden könnten? Es ist aber die ganze Ursache diese: Wenn die größten Sünder, da sie den Glauben annehmen, die Erlassung der Sünden und die Taufe erlangen, um wie viel weniger muß man sie einem Kinde abschlagen, das erst gebohren wird, und nur in so weit gesündiget hat, als es vom Adam dem Fleische nach gebohren ist, und durch seine erste Geburt das ansteckende Uebel des alten Todes an sich gezogen hat: es muß einen um so viel leichteren Zutritt zur Nachlassung der Sünden haben, weil es nicht seine eigenen Sünden sind, die ihm nachgelassen werden, sondern fremde. Und so ist das Tridentinum einer Lehre mit der alten Kirche, da es Sess. 5. Can. 3. sagt: daß die Erbsünde durch die Fortpflanzung in alle sich ergieße, und daher eines jeden eigene Sünde nennet.

Zweyte

Zweyte Periode

Von Konstantin dem Großen, bis Karl dem Großen.

Im ersten Hauptstücke habe ich nichts zu bemerken, als daß Hr. Prof. §. 16. die muhamedanische Religion bey weitem nicht von der ungereimten und verabscheuungswürdigen Seite zeigt, als sie es verdiente, und besonders jungen Leuten gezeigt werden sollte; und da ihre Sittenlehre noch schlimmer, als ihre Glaubenslehre ist, davon nur im folgenden §. in ein Paar Worten, und als der Ursache ihrer so geschwinden Fortpflanzung redet.

Doch was Hr. Prof. im 2ten Hauptst. §. 5. von den Rechten christlicher Fürsten und insonderheit der römischen Kayser in Kirchensachen sagt, verdient mit seinen eigenen Worten angeführt zu werden. Sie riefen die Kirchenversammlungen zusammen, saßen ihnen vor, und bestättigten die darinn gemachten Satzungen; sie bestellten die Richter der geistlichen Händel, und gaben sehr viele Gesetze die geistlichen Sachen, den Glauben, die Ketzereyen, die Bischöfe, die Kirchen u. s. w. betreffend, circa res sacras &c. Hr. Prof. bleibt auch seinen Worten getreu. Nach ihm riefen alle acht ersten allge-

gemeinen Kirchenversammlungen die Kayser zusammen, allen sassen sie vor; aller gemachte Satzungen bestättigten sie. Er sagte kein Wort, in welchem Verstande das alles genommen werden könne, und müsse; oder vielmehr, da er den §. die Rechte christlicher Fürsten in geistlichen Sachen in rebus ecclesiasticis, betitelt, sieht er dieß alles als christlichen Fürsten eigene Rechte an. Rieger, Rautenstrauch, Eybel und Pehem zählen diese drey unter die wesentlichen, dem Primate aus göttlichem Rechte eigenen, und aus seinem Ziele der Erhaltung der Einigkeit fließenden Rechte. Und Hr. Prof. zählet sie unter die dem christlichen Fürsten eigenen Rechte in geistlichen Sachen. Und so ist es mit den übrigen. Allein wohin werden wir kommen, wenn ein Schulbuch dem andern widerspricht, eines gleichsam stuffenweise immer weiter schreitet, als das andere? Wohin anders, als zu dem ausgesteckten Ziele: die Theologie, und hiemit auch die Lehre Jesu immer mehr zu reinigen; so zu reinigen, daß uns endlich unsre Glaubensgegner selbst das Zeugniß geben: Ihr habt ihr mit uns die reine Lehre.

Wenn Hr. Prof. auf diese Art den Päbsten ihre wesentlichen Rechte wegstreitet, so ist es sich nicht zu verwundern, wenn er im folgenden §. sagt, daß sie mit ihren Vorrechten, die dem Primate vermöge seiner Einsetzung eigen waren, oder in Koncilien eingeräumt wur-

wurden, schon nicht mehr zufrieden, ihre Macht mit allen Kräften zu vergrössern und zu erweitern suchten: und daher bey jeder Gelegenheit auf sie, als die Störer des Friedens ausfällt, die doch zur Erhaltung der Einigkeit gesetzt wären. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich in der Folge alle einzelnen Stellen herauszöge, und begnüge mich mit dieser allgemeinen Bemerkung, ohne mich des Rechtes zu begeben, im Verlaufe über auffallendere Stellen besondere Bemerkungen zu machen.

Und schon wirklich sehe ich mich genöthiget, mich eines Pabstes anzunehmen, den Hr. Prof. C. 5. §. 11. zu einem Ketzer, oder doch wenigstens zu einem Ketzerfreunde macht. Es ist Zozimus, dem Pelagius sein Glaubensbekenntniß nebst einem Empfehlungsschreiben des Praylius, Bischofes zu Jerusalem einschickte, Cälestius aber seines selbst überreichte: und die er beyde, wie Hr. Prof. sagt, nach angestellter Untersuchung nicht nur selbst für orthodox, sondern auch ihre Schriften in dem an die afrikanischen Bischöfe abgegebenen Schreiben für katholisch erklärte; und doch habe dieser in seiner Schutzschrift die Erbsünde geradehin weggeläugnet, und jener von der Gnade gesagt, daß man sie durch einen guten Gebrauch seines freyen Willens verdienen könnte. Beydes bezeuge der heilige Augustin l. de pec. orig. und de gratia Chr-

Christi. Und was das ärgste ist, habe sich, wie dieses aus des Norisius Geschichte des Pelagianismus erhellet, Capellius l. de Apell. Eccl. Affr. umsonst bemühet, die Briefe des Zozimus an die affrikanische Kirche als unächt zu verwerfen; daher es auch unläugbar, daß Zozimus dem Innozentius, der doch beyde und ihre Lehre schon verdammet hatte, widersprochen, die Sache zu leicht behandelt habe, und nicht zu entschuldigen sey, so sehr ihn auch Augustin L. de pec. orig. und l. 2. ad Bonifac. herauszuwinden sucht. Also Zozimus nach Hr. Prof. ganz gewiß ein Ketzerfreund, oder vielmehr ein Ketzer selbst.

Doch zum Glücke kenne ich mehrere, die sich nicht umsonst bemühet haben, den Zozimus herauszuhelfen. Allein es ist einer genug. Dieser ist Natalis Alex. der in seiner dritten Dissertation über das 5te Jahrhundert behauptet, daß, wenn gleich Zozimus aus billigen Ursachen gegen den Cälestius und Pelagius gelinder verfahren, er doch ihre ketzerische Lehre nie gebilliget habe. Und woraus beweist er dieses? Eben aus jenen Werken des H. Augustins, darinn sich dieser große Mann nach Hrn. Prof. umsonst bemühet haben soll, den Zozimus zu entschuldigen.

Zwar was den Pelagius betrift, war seine Schutzschrift sowohl, als sein Glaubensbekenntniß so fein abgefasset, daß Zozimus selbst in seinem 2ten Schreiben nach Afrika ge-

gesteht, daß, da er sie vor dem versammelten Klerus ablesen ließ, alle darüber eine solche Freude bezeugten, daß sie sich kaum der Thränen enthalten konnten. Und nur ein Augustinus bemerkte das geheime Gift, das in manchem Satze, oder auch Worte steckte. Wie auch dieser verschmitzte Kopf den Praylius berhörte, die zu Diospolis aber versammelten Bischöfe; die ihn bey all seiner Dunkelheit im Ausdrucke dennoch in die Enge trieben, dadurch fieng, daß er sagte, er wolle nichts gesagt haben, als was nicht auch die katholische Kirche sagte.

Aber auch Cälestius, sagt der H. Augustin l. de pecc. orig. c. 6. wenn er gleich in seinem Glaubensbekenntnisse die Erbsünde geradehin wegläugnete, erboth sich doch vor dem Zozimus, wenn er menschlicher Weise in einen Irrthum verfallen seyn sollte, ihn auf seinen Ausspruch zu verbessern; er getrauete sich auch nicht, dem Sendschreiben des Innozentius zu widersprechen, sondern versprach vielmehr alles zu verwerfen, was der H. Stuhl verwerfen würde. Auf dieses fährt der H. Augustin fort, schrieb Zozimus an die afrikanischen Bischöfe; es scheine ihm, sie seyn mit dem Pelagius so wohl, als dem Cälestius etwas zu hitzig verfahren, und in der ganzen Sache auf die Anklage der zween gallischen Bischöfe Eros und Lazarus zu leichtgläubig gewesen. Hielt er aber gleich darinn, sagt Augustin

gustin weiter, des Celestius Schutzschrift für katholisch, so billigte er deswegen keineswegs die darinn enthaltene Irrlehre, sondern hielt nur den Celestius für keinen förmlichen Ketzer, der nichts wider die katholische Lehre hartnäckig behauptete, sondern vielmehr bereit wäre, sein Urtheil dem Urtheile der Kirche zu unterwerfen. Er gab ihm daher zwey Monate Bedenkzeit, wie dieses selbst Zozimus in seinem Schreiben bezeuget, um ihn durch ein so gelindes Betragen desto gewisser an sich zu ziehen, und den Ausbruch eines grösseren Feuers zu verhüten: dennoch band er während dieser Zeit weder ihn, noch den Pelagius von dem Kirchenbanne los, sondern gewärtigte die Antwort aus Afrika, auf welche er auch sogleich, wie der H. Augustin schlüßlich behauptet, das von der afrikanischen Kirche so wohl als von Innozentius über sie gefällte Urtheil bestättigte. Ich glaube daher, weder der H. Augustin, noch aus ihm Natalis Alex. und so viele andere haben sich umsonst bemühet, den Zozimus, ohne die Aechtheit seiner Briefe in Zweifel zu ziehen, auch von allem Verdachte einer Ketzerey, oder auch nur einer sträflichen Nachsicht gegen deren Anhänger zu reinigen.

§. 18. Stossen wir auf einen neuen Punkt, der nicht weniger bedenklich ist, und zu vielen Bemerkungen Anlaß giebt. Nachdem Hr. Prof. §. 17. erzählt hatte, daß Ne-

 sto-

storius in dem allgemeinen Kirchenrathe zu Ephesus verdammet worden, sagt er §. 18. es sey eine schwere Frage, was er eigentlich gelehret habe. Also, ist die natürlichste Folge, hat ihn die ganze in einem ökumenischen Koncilium versammelte Kirche verdammet, ohne zu wissen, was er gelehret hat: sonst müßte man ja dieses aus den Akten des Koncilii=ums, und den Schriftstellern derselben Zeit wissen. Also, ist die fernere Folge, gieng die Kirche mit der Verdammung der Ketzer so um, daß sie sie verdammte, ohne zu wissen, warum? Also, folgt eben so natürlich, mag es wohl öfters so in den allgemeinen Koncilien bey der Verdammung der Ketzer zugegangen seyn. Und wirklich sagt uns Hr. Prof. sey es auch bey der Verdammung des Eutyches, der Monotheliten u. s. w. um kein Haar besser hergegangen. Also, folget endlich, muß es um den Ausspruch der Kirche nichts so grosses, nichts so entscheidendes, nichts so untrügliches seyn, als man insgemein dafürhält. Ja dieses folget aus den unbesonnener Weise hingeschriebenen Worten des Hrn. Pr. es sey eine schwere Frage, was Nestorius eigentlich gelehrt habe. Und ist sie es denn wirklich? Oder beweiset es uns Hr. Prof., daß sie es sey? Er sagt doch n. a. es sey die allgemeine Meynung aller Katholiken (nur Richard Simon, der von seiner Sonderlingssucht unter den Gelehrten bekannt, und Du=

pin, der doch, wie er selbst sagt, seine Meynung zu widerrufen genöthiget wurde) Nestorius habe entweder die Gottheit Christi ganz weggeläugnet, oder doch gewiß zwo Personen in Christo gelehrt. Und sind gleich ein oder anderer Protestant, die Hr. Prof. anführt, der entgegengesetzten Meynung, so glaube ich doch, ein katholischer Schriftsteller habe bey der allgemeinen Uebereinstimmung aller seiner Glaubensgenossen auf ein Paar Protestanten nicht mehr zu achten. Also Hr. Prof. gutwillig, und das zufolge ihren eigenen Worten umgekehrt: Was Nestorius gelehrt habe, ist eine leichte Frage.

§. 20. Haben wir schon den nämlichen Fall mit dem Eutyches. §. 19. sagt Hr. Prof. selbst, Eutyches habe gelehrt, daß, wie in Christo nur eine Person, so auch nur eine Natur sey: das allgemeine Koncilium zu Chalceden habe ihn und seine Lehre verdammet, und als die orthodoxe Lehre entschieden, daß zwar nur eine Person in Christo, aber zwo Naturen ohne eine Vermengung oder Vermischung derselben seye. Und §. 20. ist es wieder eben so hart, über die Lehre des Eutyches, wie über des Nestorius seine ein Urtheil zu fällen. Und doch heißt es wieder n. b. aus den Neuern halten ihn die Meisten für einen Ketzer. Und was sagen denn die Alten? Davon schweigt Hr. Prof. Doch wir versichern ihn, und seine bedauernswürdigen Schüler, daß

die Alten alle, wenn sie nicht selbst Ketzer waren, den Eutyches für einen gehalten haben.

Ueber das Henotikon des Zeno; sagt Hr. Prof. n. a. zum §. 22. seyn die Urtheile der Neuern wieder sehr getheilt, und führt doch ausser dem Baronius und Natalis Alex. keinen Katholiken an. Baronius nennt den Zeno seines Henotikons wegen offenbar einen Ketzer. Und gebraucht sich gleich Natalis gelinderer Ausdrücke, so sagt er doch im Grunde das Nämliche. Daß es aber die Herren Protestanten vertheidigen, daran war gar nicht zu zweifeln. Genug, daß ein weltlicher Fürst sich in Glaubenssachen menget, darüber entscheidet, was zu glauben, vorschreibt, vom Ephesinum schweigt, oder vielmehr es damit verwirft, daß er alle diejenigen als Ketzer verdammt, die ausser dem, was er hier vorschreibt, etwas anderes, sey es auch zu Chalcedon, oder in was immer für einem andern Koncilium, glauben. Doch wozu dieß Hr. Prof. seinen Schülern sagt, und ihnen so gar die Protestanten mit Namen nennt, dieß sehe ich nicht.

§. 23. Machte Hr. Prof. bald den Pabst Hormisdas wieder im Glauben verdächtig. Er sagt anfangs ganz recht, Hormisdas habe den Satz der scythischen Mönche: Einer von der Dreyfaltigkeit habe (im Fleische) gelitten; deswegen verworfen, weil er neu und

gar

gar nicht nothwendig war; er hätte hinzuſetzen können: weil, da nicht Jedermann deſſen Orthodoxie ſo gleich einſah, er in derſelben kritiſchen Lage leicht zu neuen Unruhen hätte Anlaß geben können. Damals war alſo dieſer Spruch des Hormisdas ganz vernünftig; ſo wie es ganz vernünftig war, daß, nachdem dieſer Satz in der katholiſchen Kirche ſchon gemein, und von Jedermann für orthodox anerkannt wurde, ihn auch Pabſt Johann II. annahm, und die acömetiſchen Mönche vielmehr, die ihn verwarfen, aus der Kirche ausſchloß. Wie ſagt aber Herr Profeſſor? Dieſen Spruch des Hormisdas billigte die chriſtliche Welt ſo wenig, daß vielmehr dieſe Formel: Einer von der Dreyfaltigkeit habe gelitten; der Kayſer Juſtinian, der römiſche Pabſt Johann *II.* und das 5te ökumeniſche Koncilium ſelbſt gut hieß. Heißt dieſes nicht, den Hormisdas wenigſtens bey denen, die die Kirchengeſchichte aus einer Anleitung ſtudiren, verdächtig machen?

In einem noch ſchlimmern Lichte ſtellt uns Hr. Prof. §. 26. den Pabſt Vigilius in der berühmten Streitſache der drey Kapitel vor, da doch jedem in der Kirchengeſchichte nicht ganz Unerfahrnen bekannt iſt, aus was billiger Urſache ſich dieſer gewiſſenhafte Pabſt der Verdammung der drey Kapitel ſo lange widerſetzet habe, aus der ſo vernünftigen als gegründeten Furcht nämlich, daß nicht, bis

die Sache in das gehörige Licht gesetzt wurde, durch die Verdammung der drey Kapitel dem in der ganzen katholischen Welt als allgemein anerkannten Chalcedonischen Kirchenrathe zu nahe getretten würde.

Allein Honorius wird doch von der Ketzerey des Monothelismus nicht zu entschuldigen seyn? Nach dem Hrn. Prof. gewiß nicht. Er wirft es §. 28. nur kurz hin, daß er von der Parthey des Cyrus und Sergius war, und Martinus I. mache seiner in den Akten des von ihm zu Rom gehaltenen Konciliums nur aus Partheylichkeit keine Meldung. Vielleicht daß er im Anhange von den Koncilien dieser Periode, wo von allen diesen Ketzergeschichten wieder Bruchstücke vorkommen, mit mehrerem von ihm handelt. Doch ist gewiß, daß, wenn gleich die Gelehrten seinetwegen getheilt sind, er doch die größten und gelehrtesten Männer zu Vertheidiger hat. Baronius ist einer davon, und Natalis Alex. selbst, wenn er gleich als ein Franzose, Diss. 2. ad Sæc. 7. sagt, daß er im 6ten ökumenischen Koncilium verdammet worden, und als ein Gönner des zwar erst aufkeimenden Monothelismus, und dessen Anhänger ist mit Recht verdammet worden, sagt doch Prop. 3., daß er von der Ketzerey selbst so wahr als gottselig entschuldiget werde. Nach dem Anfange des 30. §. ist schon wiederum die Lehre der Monotheliten hart zu bestimmen. Doch bestimmt

stimmt sie in der Mitte desselben Hr. Prof. glücklich selbst. Daß aber die Gelehrten Petavius, Weismann, Mosheim, Walch, wie Hr. Prof. n. a. sagt, in der Bestimmung des Monotheliſmus unter sich nicht übereinkommen, ist leicht zu vermuthen. Es sind doch Katholiken und Protestanten unter einander.

§. 31. Sagt Hr. Prof., wenn man die Sache nach dem Urtheile der Alten abwägen sollte, mußte man sagen, der Adoptianismus, oder die von Elipandus und Felix ausgestreute Lehre, Christus sey der menschlichen Natur nach nicht der eigene, sondern nur ein an Kindesstatt angenommener Sohn Gottes gewesen, sey eine Sache von größter Wichtigkeit. Indessen, wenn er gleich von der Meynung jener Neueren nicht sey, die einen bloßen Wortstreit daraus machen, so glaube er doch, man soll von der Lehre der Adoptianer glimpflicher urtheilen, und sie wenigstens des Nestorianismus nicht beschuldigen. Dieß Urtheil, glaube ich, stehe der Dogmatik zu, und sey schon lange gefällt. Hr. Prof. führt für beyde Theile mehrere der neueren Theologen an. Doch ich bitte Sie, Hr. Prof. mengen Sie doch in einer und derselben Note nicht immer Katholiken und Protestanten zusammen. Sonst werden Ihre Schüler auf Ihr Wort bald dieß, bald jene in die Hände nehmen, daraus die Theologie studiren, und zuletzt selbst nicht wissen, ob sie Katholiken, oder Protestan-

ten sind, katholisch oder protestantisch lehren. Ich glaube, meine Bemerkung ist so wichtig, als den Alten mit Recht die Irrlehre der Adoptianer schien.

§. 33. Kömmt Hr. Prof. auf die Sekte der Ikonoklasten. Hier müssen es die römischen Päbste in manchem verfehlet, Kayser Leo aber und seine Nachfolger bey weitem nicht so Unrecht gehabt haben, als sie es wirklich hatten. Und seine Männer sind meistens ausser einigen gleichzeitigen Griechen, die von ihrer historischen Treue ohnehin bekannt sind, Spanheim, Bower, Walch, Protestanten, wie bewußt, die selbst den Bilderdienst verwerfen. Doch daß sich den Dekreten des 7ten allgemeinen Kirchenrathes, worinn die Verehrung der Bilder gutgeheissen wurde, die Vorsteher der Kirche in großer Anzahl widersetzet haben, wie Hr. Prof. §. 35. sagt, ist einmal zu viel gesagt. Es waren doch nur die in dem Gebiete Karls befindlichen Bischöfe, wie aus den karolinischen Büchern, und dem Koncilium zu Frankfurt bekannt, die die Dekrete des 7ten Konciliums deswegen nicht gleich anfänglich annahmen, weil sie, wenn nicht auch eine politische Chikane von Seite Karls dazwischen kam, fälschlich glaubten, die Griechen nehmen das Wort Anbethung in eben dem engen Verstande, in welchem es in der lateinischen Kirche genommen wurde, und erweisen den Bildern eine göttliche

liche Ehre. Wunderlich aber ist, daß, nachdem Hr. Prof. die vorhergegangenen bilderstürmenden Kayser, so viel nur immer möglich, herauszuputzen sucht, und ihre schwärzesten Thaten entweder ganz verschweigt, oder ganz wegläugnet, oder doch so verkleinert und entschuldiget, daß ihre Häßlichkeit ganz wegfällt, er eben die Kayserinn Irene, unter der das Koncilium zu Nicäa gehalten, und den Bildern die alte Verehrung wiederum eingeräumt wurde, als eine ehrgeizige, herrschsüchtige und lasterhafte Prinzeßinn seinen Schülern abschildert.

Nachdem Hr. Prof. im 4ten Hauptstücke die katholische Lehre, im 5ten die Ketzer dieses Zeitraums behandelt hatte, kömmt er im 6ten auf die kirchliche Zucht, die äusserlichen Gebräuche, und die Sitten der Christen, und handelt der Reihe nach von den Festtagen, dem Gottesdienste, dem Gebrauche der H. Taufe unddes H. Abendmahls, den Fasten, dem Gebrauche der Bilder, den Wahlfahrten, der Enthaltsamkeit oder Cölibate der Weltgeistlichen, Mönche und Nonnen, wobey ich, wenn ich gleich wünschte, daß manche Materien weitläuftiger behandelt wären, nichts bemerkt haben will, als, daß nachdem Hr. Prof. die in dieser Periode für das Cölibat ergangenen öffentlichen Gesetze §. 6. n. c. der Ordnung nach hererzählet, er zur weitern Belehrung hierüber seinen Schülern nebst der von

einem Protestanten übersetzten polemischen Abhandlung des Zacharia vom Cölibate, auch dringende Vorstellung an Menschlichkeit und Vernunft um Aufhebung des ehelosen Standes der katholischen Geistlichkeit vorschlägt.

Doch merkwürdig scheinen mir die Worte, die dieser Note noch angehängt sind. Hier sind sie: Uebrigens daß die Dogmen, und Einrichtungen (*dogmata & instituta*), von denen wir in diesem und dem vorhergehenden Hauptstücke gesagt haben, wirklich *tradita, & recepta* überliefert, eingeführt, (oder wie dieses hier mehrdeutige Wort zu übersetzen beliebt) und angenommen worden, läugnen auch die Protestanten nicht. Doch behaupten sie, daß deren mehrere, weil sie neu, und nach und nach von falschen, unbehutsamen, morosen, abergläubischen und von der Richtschnur der H. Schrift abgehenden Menschen erfunden worden, von ihren Vorfahren billig bestritten und abgestellt worden. Sieh Burscher." Wozu diese Worte, hier sehe ich wahrlich nicht, wenn sie nicht ein Uebergang zum folgenden §. seyn sollen.

Da werden diese Ceremonien und Gebräuche *ceremoniæ, & ritus* der Kirche noch angeführt: Der Unterschied zwischen den Bischöfen und Priestern, das Gebeth der Lebenden für die Verstorbenen, die Beobachtung und Nutzbarkeit der bestimmten

Fa-

Fasten, die Begehung des Osterfestes, die beständige Jungfrauschaft Mariens sowohl bey, als nach der Geburt, der Vorzug des jungfräulichen vor dem Wittwen- und Ehestande, die Möglichkeit des Verlustes der in der Taufe erlangten Gnade, die ungleiche Belohnung im Himmel, wie auch die Ungleichheit der Sünden, die Verehrung der Reliquien, und der Gebrauch der Lichter dabey, die freywillige Armuth, das Gelübd der Keuschheit, und der Mönchsstand, die Vigilien in der Kirche. Was ist Ihnen doch, Herr Professor? Sind denn dieß lauter Ceremonien und Gebräuche? Oder sind nicht die meisten darunter wirkliche Dogmen, oder Glaubenslehren? Zwar sagen Sie selbst, daß diejenigen, die sie verwarfen, ein Aerius, Helvidius, Jovinianus, Vigilantius, deswegen nicht geringe Gefahr liefen, oder auch gar den Ketzern beygezählt wurden. Wenn sie Ketzer sind, wie sie es wirklich sind, warum setzen Sie sie nicht in den Platz, der ihnen Ihrer eigenen Eintheilung gemäß zusteht, in das Hauptstück von Ketzereyen. Schon habe ich in voriger Periode geahndet, und vergaß es zu bemerken, daß Sie auf eine gleiche Weise die Irrlehren des Ketzers Montanus auch nur in dem Hauptstücke von der Kirchenzucht einrückten. Oder sind vielleicht diese keine Dogmen, weil die Protestanten behaupten, daß sie von ihren

Vor-

Vorfahrern billig bestritten, und abgestellet worden? Wie verdächtig machen Sie Sich nicht, Hr. Prof.: aber auch wie gefährlich sind so wohl Sie, als Ihr Schulbuch unglücklichen Schülern?

§. 8. Hat sich die gesammte Geistlichkeit dieser Periode bey Hr. Prof. für das ihnen gemachte Kompliment zu bedanken. Es sagt zwar anfangs, es habe unter den Vorstehern der Kirche heilige Männer gegeben, auch unter dem Volke habe es nicht ganz an frommen Seelen gemangelt. Doch sey bald ein solches Verderbniß eingerissen, daß die Zahl der Bösen die Zahl der Frommen weit überstieg. Und die Hauptursache davon? das lasterhafte Leben der grösseren und minderen Geistlichkeit, die sich ganz der Herrschsucht, dem Geiz, der Ueppigkeit überließen, Zänkereyen und Feindschaften unter sich hatten, oder roh und unwissend waren. Da die Heiligkeit eines unter den Merkmalen der wahren Kirche ist, sollte Hr. Prof. gleich jedem andern katholischen Kirchengeschichtschreiber, vielmehr seinen Schülern zeigen, wie die katholische Kirche bey allen den Fällen, denen sie als eine menschliche Gesellschaft stets ausgesetzt war, dennoch dieses Merkmal vor allen übrigen christlichen Gemeinden immer auf die einleuchtendste Art behauptet hat. Und Hr. Prof. thut gerade das Gegentheil.

Nachdem Hr. Prof. vom §. 9. bis 16. von dem Mönchthume noch immer gelassener, als ich mir vorstellte, geredet hat, kömmt er §. 17. auf die öffentliche Buße zurück, wobey ich nichts anders bemerkt haben will, als was Hr. Prof. bey den steten Abänderungen derselben §. 17. n. c. bemerkt, daß die Mäßigung der Canonischen Bußen eigentlich bey den Alten der Ablaß gewesen sey, und zu dessen Bekräftigung keinen andern Beweis, als Bingham einen engländischen Reformirten anführt.

§. 21. schließt Hr. Prof. dieses Hauptstück mit der bey der öffentlichen Buße gewöhnlichen Beicht. Wir haben also auch in dieser Periode noch keinen Beweis, daß die Beicht für einen zum Sakramente der Buße nothwendigen Theil gehalten wurde: so wie auch von den übrigen Sakramenten ausser der Taufe und des H. Abendmahls keine Meldung geschieht.

Im Anhange von den Koncilien, worinn Herr Prof.? — was kein geringer Fehler, fast nur die acht ökumenischen behandelt, da doch in dieser Periode so viele National- und Provincial-Synoden gehalten worden, worinn so manche Dogmen entwickelt, so viele Streitigkeiten beygelegt, und die Kirchenzucht besonders nach und nach die Form bekommen hat, die sie noch grösstentheils heut zu Tage hat — will ich die Bemerkung nicht wiederholen, die ich bereits anderswo gemacht habe, daß hierbey fast alles die römischen Kay-

ser

ser gethan, sie bestättiget haben müssen; daß die Päbste hiebey fast nichts gethan, und nicht einmal die ihnen von allen modernen Canonisten, als wesentlich beygemessenen Rechte ausgeübet haben; daß Hr. Prof. nicht einmal erkläret, in welchem Verstande das, was die Kayser dabey gethan haben, alles zu nehmen sey.

Ob in dem 3ten nicänischen Canon §. 2. n. b. Klerikern auf die Fürsprache des Paphnutius nur verrufenen Weibspersonen bey sich wohnen zu lassen, und nicht auch der Gebrauch ihrer vor Empfangung der Weihen schon genommenen Gattinnen verbothen worden, daran ist eben so viel nicht gelegen. Gewiß wenn es nicht geschah, so geschah es aus Nachsicht gegen die griechische Kirche, in welcher nur, und nicht auch in der Lateinischen dieser Gebrauch war, und gegen welche in mehreren Fällen auch in den folgenden Zeiten gleiche Nachsicht gebraucht wurde.

Nach dem 5ten Kanon konnte derjenige, der von einer Kirche mit dem Bann belegt wurde, in keine andere aufgenommen werden, es sey denn, es wurde in einer Provinzial-Synode erkennet, daß ihm Unrecht geschehen sey, woraus Hr. Prof. n. c. den Schluß zieht, daß, wie auch der römische Bischof (ich will zu geben, er meyne bloß als römischer Bischof) an diese Canonen gleich andern Bischöfen gehalten war, auch, wenn er einem Unrecht gesprochen, man von seinem Spruche

zum

zum Provinzial-Synode, und von diesem zu einem allgemeinen Koncilium appelliren könnte, doch wozu dieser Schluß Hr. Prof. zumal aus Richer Exsyndicus der theologischen Fakultät zu Paris, der von seiner Gehäßigkeit sowohl gegen den römischen Stuhl, als von den Händeln, die er deswegen hatte, bekannt genug ist.

Die drey Canonen des Sardicensischen Konciliums von Appellationsrechte der Bischöfe an den römischen Stuhl behagen dem Hrn. Prof. eben so wenig. Nach dem Dupin sey dieses ein ganzes neues Recht, und begreife nur das Jus revisionis & retractationis in sich: ja nach seinem Richer gebe das Koncilium auch dieses Recht dem Pabste nicht absolute, sondern nur provisorisch. Und Natalis Alex., der doch übrigens fest an den gallikanischen Grundsätzen hängt, sagt gerade das Gegentheil, und behauptet Difs. 28. das Sardicensische Koncilium habe dieses Recht dem Pabste nicht erst gegeben, sondern nur als ein ihm wesentliches Recht bestättiget; es verstehe darunter nicht nur das Recht, eine Revision zu gestatten,, sondern über die gemachte Appellation selbst zu richten; es haben daher auch dieses Recht die römischen Bischöfe von der Zeit an öfters ausgeübet, was er mit mehreren Beyspielen beleget.

Und nun zum Schluße dieser Periode §. 18. n. e. die fürnehmsten Schriftsteller, woraus ein Schüler die Geschichte des achten

all

allgemeinen Kirchenraths, der, was nicht zu vergessen, wider die Bilderstürmer gehalten ward, nebst den oben C. V. §. 33. angeführten schöpfen soll: Dupin, ein wahrlich verdächtiger Katholik, Caveus, Semler, Basnage, Dallaus, Protestanten.

Dritte Periode.

Von Karl dem Großen bis Gregor den Siebenten.

Nachdem Hr. Prof. C. I. §. 7. die Bekehrungen der Heiden angeführt hat, schließt er: Haud parum denique rem christianam in Oriente promoverunt Nestoriani. Endlich haben das Christenthum in Orient nicht wenig emporgebracht die Nestorianer. Ist dieß gut katholisch geredet?

§. 2. scheint Hr. Prof. ganz auf seine Materie zu treffen: Die Anmaßung einer höheren Macht der Geistlichkeit, und besonders des römischen Pabstes: die durch Isidors Dekretalen ganz veränderte Regierungsform der Kirche, die Rechte der christlichen Fürsten in geistlichen Dingen, und besonders die Macht der Kayser über die römischen Bischöfe, das sind freylich Gegenstände, die die ganze Aufmerksamkeit des Hrn. Prof. erregen. Er läßt auch nichts unberührt, nichts unerwiesen, daß die meisten Dekretalen des Isidors falsch, weiset er seine Schüler §. 3, n. a. an David Blondel an, und

daß dadurch der ganze äussere Zustand der Kirche verändert worden, und was für einen Zweck dabey Isidor gehabt haben möge, an Febronius, Schmidt, und Spittler.

Bey dem allen bleibt uns Hr. Prof. §. 5. den Beweis von der Macht der Kayser über die römischen Bischöfe schuldig. Daß es besonders in dieser Periode lasterhafte Päbste gegeben habe, läugnen wir so wenig, als wenig es der guten Sache schadet. Schon Petrus fiel. Wenn aber Johann XII. weil er dem Kayser Otho dem Großen den Schwur der Treue wider Adalbert brach, und nebst dem der schwärzesten Laster angegeben wurde, in einem Koncilium zu Rom von 40 Bischöfen, 16 Kardinälen, und dem vornehmern Theil des übrigen römischen Klerus im Beyseyn des Kayfers seiner Würde entsetzet wird: wenn hierauf eben dieser Kayser den von der Parthey Johanns dem aufgedrungenen Pabste Leo VIII. entgegengesetzten Benedikt V. mit sich nach Hamburg abführt, so sehe ich nicht, was dabey Otho für eine Macht über die römischen Päbste ausgeübt habe. So wenig, als Heinrich III. der ein Koncilium zu Sutri unweit Rom im Jahr 1046. halten ließ, von welchem nach Hr. Prof. selbst, also nicht vom Kayser die drey Päbste Gregor VI. Sylvester III. und Benedikt IX. sollen abgesetzt worden seyn. Doch Hr. Prof. wo bleibt die historische Treue. Nur Gregor

legte im Koncilium zu Sutri, jedoch selbst die päbstliche Würde ab. Benedikt wurde schon zwey Jahre vorher seiner Ausschweifungen wegen aus Rom weggejagt. Und Sylvester wird von allen für einen Afterpabst gehalten. Und dieß sind Ihre Beweise, denn zweifelsohne haben Sie unter den mehreren die auffallendsten ausgehoben — von der Macht der Kayser über die römischen Bischöfe? Ja wohl nicht einmal über die römischen Bischöfe: geschweige über die römischen Päbste.

Daß Nikolaus II. wie Hr. Prof. §. 6. erzählt, nicht nur durch ein bloßes Dekret, sondern wirklich in einem Koncilium zu Rom vor 130 Bischöfen, und mit derer Beystimmung, um künftigen Unordnungen vorzubeugen, eine neue Wahlform des römischen Pabstes einsetzte, vermöge welcher die Wahl eigentlich durch die Kardinäle zu geschehen, und die übrige Geistlichkeit sammt dem Volke nur ihre Einwilligung dazu, was Herr Professor Suffragium negativum nennt, zu geben hätte, ist richtig. Doch Hr. Prof. man muß der Geschichte getreu bleiben, und ich nahm mirs vor, dessen Ermanglung bey Ihnen in jedem Falle zu ahnden. Es heißt noch weiter: Unverletzt die unserm lieben Sohn Heinrich dermaligem König, und wenn es Gott gefällt, künftigem Kayser, schuldige Ehre, wie wir sie ihm schon zugestanden haben: unverletzt die Ehre, die man auch seinen Nachfol-

folgern geben wird, denen der h. Stuhl eben dieses Recht persönlich wird zugestanden haben. Das Recht nämlich, daß ohne ihre Einwilligung die Wahl nicht gültig seyn sollte. Und das übersahen Sie, Hr. Prof. das ließen Sie weg? Fast könnte ich Ihnen bey aller Ihrer Mühe für die Rechte der irdischen Macht wider die Geistliche mit dem jüdischen Volk zurufen: Du bist kein Freund des Kaysers.

Hauptst. 4. §. 1. Kommen wir noch einmal auf die Bilderstürmer. Diese Materie scheint Hr. Prof. recht erschöpfen wollen zu haben: jedoch in dem schönsten Systeme, da er schon das vierte bis fünfte mal darauf kömmt. Doch finde ich hier bald mehr zu ahnden, als in allem vorigen zusammen genommen. Michael Balbus ließ zwar die Bilderverehrer bey ihrem Glauben, wenn nur in der Residenzstadt keine errichtet würden. Quæ moderatio, fügt Hr. Prof. in einem ganz oratorischen Tone bey, eo fuit insignior, quo turpior erat multorum superstitio: **Welche Mäßigung desto höher zu schätzen, ja schändlicheren Aberglauben viele mit den Bildern trieben.** Und diesen trieb man nach dem allgemeinen Koncilium, dessen Väter so handgreiflich erklärten, was sie durch das Wort Anbethung verstünden, und daß alle Verehrung nicht dem Bilde selbst, sondern dem, der dadurch vorgestellt wird, erwiesen

wurde? Und den Beweis dieses schändlichen Aberglaubens? — Bleibt Hr. Prof. schuldig. Gewiß war er auch nur der Vorwand, den Bilderdienst selbst noch immer fort mit einem Scheine der Unsträflichkeit bestürmen zu können.

Weiter ist es nach n. a. Fabel, daß Leo Armenus bey dem Antritte seiner Regierung die ihm vom Nicephorus Patriarchen zu Konstantinopel vorgelegte Glaubensformel unterschrieben; und daß er sich erst auf die ihm von einem Charletan gethane Verheissung einer langen Regierung wider die Bilder erkläret habe. Fabel nach n. b., daß Theophilus im Todbette in sich gegangen, Bilder verlanget, und sie geküßet habe; da es doch bekannt, daß ihn der H. Methodius schon einige Zeit vorher auf andere Gedanken gebracht habe, und es Theodora selbst seine gottselige Gemahlinn, nach Hr. Pr. selbst bezeugt haben soll. Ja Theodora selbst, die nach ihres Gemahls Tode statt ihres noch minderjährigen Sohns das Reich verwaltete, muß sich nach §. 6. wenigstens anfänglich dem Bilderdienste entgegensetzen, da doch bekanntermassen ihr erster Schritt war, statt des unwürdigen Patriarchen zu Konstantinopel, der die Bilder verfolgte, den H. Methodius auf diesen Stuhl zu setzen. Was haben Sie doch davon, Hr. Prof. oder was wollen Sie damit,

mit, daß Sie alle Kayser zu erpichten Bilderstürmern machen, und ihnen nicht einmal im Todbette die Gnade der Bekehrung zugeben?

Allein nach §. 3. war im Occident bey den Franzosen noch eben die Theologie von den Bildern, die es unter Karl dem Großen war; der Beweis des Hrn. Prof. ist das Concilium zu Paris, das im Jahr 825. unter Ludwig dem Frommen auf die Einwilligung Eugens II. röm. Pabstes gehalten, und worinn das zweyte nicänische Concilium verworfen wurde. Es ist lächerlich, wie Hr. Prof. dem, was er hier sagt, in den beygefügten Noten selbst widerspricht. Nach n. a. muß man billig zweifeln, ob die ganzen Akte des Conciliums ächt sind. Nach n. b. war es kein eigentliches Concilium, sondern nur eine Zusammentrettung mehrerer Bischöfe. N. c. sagt Hr. Prof. man soll ja nicht glauben, als hätte Ludwig die Erlaubniß des Pabstes deswegen angesucht, als wenn ohne dieselbe kein Kayser ein Concilium zusammen berufen könnte: und sagt nicht, wozu er sie also angesucht hätte; In eben dieser Note sagt er noch, Ludwig hätte dem Pabste geschrieben: er habe die Akten des Conciliums durchlesen, und schicke sie seiner Heiligkeit zu durchlesen und zu durchforschen (examinanda): und doch folge daraus nicht, daß die gallikanischen Bi-

schöfe ihre Meynung dem Urtheile des Pabstes unterworfen, da doch die genaueste Harmonie zwischen ihnen und dem Kayser war, und dieser nichts ohne sie that. N, d. beweiset Hr. Prof. aus dem Natalis Alex. die Bischöfe zu Paris hätten nur die abergläubische, unmäßige Verehrung, oder Anbethung der Bilder, oder was man eigentlich Latriam nennt, verworfen: denn dieses und nichts anders beweisen so wohl die aus ihrem Schreiben an Ludwig und Lotharius angezogenen Zeilen, als die Zeugnisse der Väter, die er aus ihrem Berichte anführt. Das war aber eben auch die Lehre des nicänischen Konciliums. Ein gewisser Beweis also, daß die zu Paris versammelten Bischöfe der Lehre des nicänischen Konciliums nicht widersprachen, sondern, wenn sie es verwarfen, es in der irrigen Meynung thaten, in der man noch immer im Occident war, Die Griechen erwiesen den Bildern eine wirkliche Anbethung, und daher hätten auch diese beyden Koncilien den Bildern eine wirkliche Anbethung zugestanden. Denn daß man im Occident, und selbst in der gallikanischen Kirche die Bilder verehrte, ist ja der klärste Beweis, daß, als kaum Klaudius Bischof zu Turin, wie Hr. Prof. selbst §. 3. erzählet, sich wider den Bilderdienst erklärte, und sie, wo er sie immer in seiner Diöces antraf, zerbrach, und aus den Kirchen verbannte,

nicht

nicht nur Paschal I. röm. Pabst, sondern auch ganz Frankreich wider ihn aufstand, Theodemir, Dungal, Jonas, Agobard, Walafrid Strabo wider ihn die Feder ergriffen, und der Kayser Ludwig seine gottlose Schriften durch die Bischöfe verdammen ließ. Kommen diese Schriftsteller nicht ganz in ihren Meynungen übereins, so ist es nicht in der Hauptsache, ob die Bilder verehrt werden dürften, oder nicht; sondern nur welche Verehrung denselben, und ob gar keine dem Bilde selbst, sondern alle dem, der dadurch vorgebildet wurde, erwiesen werden könnte. Und Hr. Prof. sagt §. 3. selbst: Klaudius habe dadurch gefehlt, daß er den Mittelweg, den die gallikanischen Bischöfe in jener Zusammentrettung zu Paris eingeschlagen, verlassen. Doch worinn bestand wohl dieser Mittelweg? Gewiß darinn, daß sie sagten, man könnte zwar die Bilder verehren, doch nicht anbethen. Das thaten und lehrten nun aber die Griechen auch. So waren sie also im Grunde mit einander einig. Genug. Mehr wollen wir nicht. Und Sie, Hr. Prof. stecken die Bemerkungen ein, die Sie über Ihre Unbesonnenheiten in der Bearbeituug dieser Materie mit allem Rechte verdienen.

Hauptst. 6. §. 5. verspricht Hr. Prof. von der kirchlichen Zucht zu reden. Er schränkt sich aber darinn in welcher Absicht wohl? bloß auf die Buße ein. Er fängt an: Das

Axioma, nur für öffentliche Sünden, die öffentliche: für geheime Sünden eine geheime Buße aufzulegen, das um das Jahr 700 sich zu verbreiten anfieng, sey nun auch im Occident allgemein geworden. Wunderbar! das war doch vom Anfange her der Gebrauch der Kirche. Nur wer freywillig wollte, konnte für geheime Sünden öffentlich büßen, und das wurde nur mit vieler Behutsamkeit, gestattet, daß aber jemand dieserwegen zur öffentlichen Buße genöthiget wurde, haben wir das einzige Beyspiel zu Konstantinopel unter dem Nektarius: und wer weis nicht, welches Aufsehen es in der ganzen Kirche gemacht, und welche Veränderungen es nach sich gezogen habe? — Weiter. Ja die ganze alte Verfassung mit der Buße ist theils durch die Unwissenheit der Priester, theils durch die Ausgelassenheit der Sünder, dermaßen zerfallen, daß, um sie einigermaßen herzustellen, das Ansehen der Fürsten nöthig war, und die öffentlicher Laster schuldig waren, nicht selten mit Leibesstrafen auf königlichen Befehl zur Buße mußten gezwungen werden. Das heißt viel gesagt, Hr. Prof. aber auch nur gesagt, und nicht mit dem mindesten Beweise belegt. Es ist aber ja nur für Schüler geschrieben; und da heißt es: ἄυτος ἔφα. — Daß die öffentliche Buße, was Herr Prof. ebenfalls zu ahnden scheint, durch neue Ar-

ten

ten guter Werke ersezt werden könnte, ist ganz natürlich. Es ist doch Disciplinsache: und wie die Kirche jene ersten Werke zu bestimmen befugt war, so konnte sie sie wieder in andere verändern. —

Weiter. Beyspiele der Privatbeicht (das ist, jener, worinn alle einzelne Sünden einem Priester ingeheim gebeichtet werden) kommen hin und wieder vor. Das heißt, scheint mir so viel, als: Endlich fieng man nach und nach an, alle einzelnen schweren Sünden einem Priester ingeheim zu beichten. Und der Beweis? Da andere sagten, man müsse seine Sünden allein Gott: andere, den Priestern beichten; entschied (definivit) das zweyte zu Chalons gehaltene Koncilium, beydes geschehe nicht ohne großen Nutzen in der H. Kirche, und hielt dafür, daß der Gebrauch derjenigen, die, wenn sie gleich ihre Sünden den Priestern beichteten, dieses nicht vollständig thaten, einer Verbesserung würdig sey. Vor allem muß ich bemerken, daß Hr. Prof. von der ganzen Sache, und von Misbräuchen, die irgend in einer Provinz eingerissen seyn mögen, so redet, als wenn sie die ganze Kirche beträffen, und dennoch zum Beweise nicht ein allgemeines Koncilium, noch die Entscheidung der ganzen wenn gleich zerstreuten Kirche, ja nicht einmal einen ganzen Nationalsynod, sondern nur einen von den mehreren zu gleicher

Zeit auf Veranstaltung Kayser Karls im Jahre 813. an verschiedenen Orten seines Gebiets abgehaltenen Provinzialsynoden anführt. Und doch sagt er: Definivit. Nein, Herr Prof. das ist weder logisch, noch theologisch geschlossen. Denn daß diese Misbräuche nur in dieser einzigen und nicht auch in den übrigen Provinzen waren, ist gewiß der wichtigste Beweis, daß, da diese Koncilien die Reformation überhaupt zum Ziele hatten, und daher jedes etlich und dreyßig und mehr Canones abfaßte, diese beyden Misbräuche nur von dem zu Chalons geahndet wurde. Ja wie allgemein der Gebrauch der Beicht in dem ganzen weiten Gebiete Karls gewesen seyn müsse, ist ja Beweises genug, daß in dem ersten, in dem neubekehrten Deutschlande noch unter Karlmann und dem H. Bonifacius, Erzbischof zu Mainz gehaltenen Koncilium befohlen ward, daß sogar die Armee ordentliche Feldkapläne begleiten sollten, die immer bereit wären, die Beichten der Soldaten aufzunehmen.

Da also die zween Canones des Koncilii ums zu Chalons vielmehr für, als wider den Gebrauch der Privatbeicht sind, will ich den Anfang eines jeden, worinn das Hauptsächliche enthalten ist, wörtlich hieher seßen:

Can. 32. Auch das fanden wir eine Besserung nöthig zu haben, daß einige, da sie den Priestern ihre Sünden beichten, dieses

nicht

nicht vollständig thun. Da also der Mensch, wie bekannt, aus zwey Wesen besteht, der Seele nämlich und dem Leibe, und bisweilen aus einer Gemüthsbewegung, bisweilen aus Schwachheit des Fleisches sündiget, so müssen die Sünden selbst sorgfältig untersuchet werden, damit von beyden eine vollständige Beicht geschehe, damit nämlich sowohl das gebeichtet werde, was in dem Leibe geschieht, als auch das, was nur in Gedanken gesündiget wird. Can. 33. Einige sagen, man müsse nur Gott seine Sünden beichten; einige aber glauben, den Priestern; welches beydes nicht ohne großen Nutzen in der H. Kirche geschieht. So müssen wir also so wohl Gott, der der Erlasser der Sünden ist, dieselben beichten, und mit David sagen: Ich habe dir meine Sünde bekannt gemacht . . . als auch nach der Verordnung des Apostels einander unsre Sünden beichten . . Dem Hrn. Prof. scheint bey dem ersteren besonders aufgefallen zu seyn, daß die Väter nur sagen: sie haben es einer Besserung benöthiget gefunden, und nicht mit Censuren darein geschlagen, da es doch eine Glaubenswahrheit betreffe; und bedenket nicht, daß sich die Kirche öfters in derley Fällen einer klugen Nachsicht gebrauchet, besonders wenn der Fehler nicht allgemein, sondern nur, wie hier, unter einigen ist; wenn er mit keiner Hartnäckigkeit verbunden, wie hier einige nur aus

Un=

Unwissenheit oder Einfalt der Meynung gewesen zu seyn scheinen, man dürfe nur die Sünden des Werks, nicht auch die Gedankensünden beichten; wenn endlich besondere Umstände, als hier das nahe erst neubekehrte Deutschland, es nöthig machen, um grössern Uebeln vorzubeugen, mit mehr Behutsamkeit und Gelindigkeit zu Werke zu gehen.

Doch im 33ten definirte ja das Koncilium ausdrücklich beydes, man möchte seine Sünden Gott allein, oder den Priestern beichten, geschehe in der H. Kirche nicht ohne grossen Nutzen? Auch dieses nicht, Hr. Prof. lesen Sie den Canon wohl. Das Koncilium sagt nur anfangs, einige sagten, man müsse Gott allein; andere, man müsse den Priestern beichten. Und was sagt das Koncilium darauf? Beydes, also nicht eines, oder das andere allein, beydes geschehe nicht ohne großen Nutzen in der H. Kirche, daß wir nämlich so wohl Gott, als auch einander, den Priestern nämlich unsre Sünden beichten. Oder glauben Sie wohl, das Koncilium habe Can. 32. definirt, man müsse den Priestern alle Sünden beichten; und Can. 33. definire es, es sey eines, ob man Gott, oder den Priestern beichte? Doch vielleicht ist dieß nicht einmal der Sinn dieses Canons, sondern wie mehrere Gelehrte dafür halten, da eben damals die Frage entstand, die hernach unter den Theologen so allgemein wurde, ob nach einer voll-

kom-

kommenen Reue (Contritio perfecta) es hernach, auch wenn Gelegenheit noch nöthig sey, seine Sünden zu beichten: Vielleicht sage ich, ist auch hier unter der Beicht, die Gott allein geschieht, die vollkommene Reue zu verstehen. Doch genug. Das Koncilium ist salvirt. Ja es dienet nunmehr, anstatt wider die Privatbeicht zu zeugen, vielmehr zu einem Beweise für dieselbe. Und so hat die sakramentaliche Beicht den zweyten Sturm glücklich überstanden. Nur eines ängstiget mich noch, daß ich doch den armen Schülern diese meine Bemerkungen in die Hände spielen könnte!

Im Anhange von den Koncilien handelt Hr. Prof wieder mit Hinweglassung so vieler interessanten Partikularsynoden einzig von dem achten ökumenischen Koncilium. Ueber das Ansehen dieses Koncils macht er einige Bemerkungen, denen ich meine Gegenbemerkungen anzufügen für nöthig finde. 1. Ist ausser Zweifel das Koncilium vom Kayser Basilius zusammen berufen worden. Wenn es Hr. Prof. in dem Verstande nimmt, als es Rieger, Rautenstrauch ꝛc. nehmen, bin ich es noch zufrieden. Es findet sich doch auch in den Akten des Koncils das Schreiben Hadrians II. röm. Pabstes an den Kayser, worinn er sagt: Wir wollen aber, daß durch die Bemühung Eurer Gottseligkeit ein zahlreiches Koncilium zu Konstantinopel gehalten wer-

de, worinn auch unsere Gesandten vorsitzen, und nach genauer Untersuchung, wer und was jeder verschuldet habe, sogleich alle Exemplarien des gottlosen Konciliabulums denen, die sie haben, abnehmen, und zum Verbrennen übergeben sollen. — Und hieraus erhellet auch 2. in welchem Verstande der Pabst durch seine Gesandten, und in welchem der Kayser das Präsidium geführet habe. — Wer weis, sagt 3. Hr. Prof. was zu einem allgemeinen Koncilium gehört, wird leicht urtheilen, ob dieses eines war, oder nicht. Warum nicht lieber, zumal für Schüler? Dieses Koncilium hatte alle Eigenschaften eines allgemeinen Konciliums — und dieses gezeiget: — also ist es eines. — 4. Endlich sagt er: wenn gleich die Gesandten des Pabstes darinn vieles vermochten, so würde doch jene monarchische und unumschränkte Gewalt an dem römischen Bischofe noch nicht erkannt. Was will wohl damit Hr. Prof.? oder in welchem der folgenden allgemeinen Kirchenräthe ward wohl eine solche erkannt? Oder soll es ein Ausfall auf die Unfehlbarkeit des Pabstes seyn: so ist er am wenigsten an seinem Orte, da hier nur Disciplinarsache behandelt wurde. Gewiß aber wurde auch nach dem, was Hr. Prof. im ganzen Anhange von diesem Koncilium erzählt, dem römischen Pabste darinn, ungeachtet der schon so tief eingewurzelten Abneigung der Griechen, so viele Ehrer-

verbietigkeit bezeiget, so viele Gewalt zuer-kannt, als man nur in den schönsten und ru-higsten Zeiten der Kirche wünschen kann.

Vierte Periode.

Vom Gregor *VII.* bis Luther.

Im 2. Hauptst. von der Hierarchie fängt Hr. Prof. sogleich mit der Regierung dieses Pabstes an. Doch so sehr er sich alle Mühe giebt, die ganze Schuld aller Streitigkeiten von Heinrich IV. abzulehnen, und auf Gregor zu schieben, so sagt er doch in den 2. §§. Din-ge genug, aus denen allein schon ein un-befangener Leser den Schluß ziehen muß, daß Heinrich nichts weniger als unschuldig gewe-sen seyn müsse. So sehr aber auch alle zeit-genossenen Schriftsteller, je nachdem sie von des einen, oder des andern Parthey waren — und das waren sie alle — diesem oder jenem beylegen; so können doch auch jene, die auf des Kaysers Seite waren, seinen unzüchtigen Lebenswandel, seinen unmäßigen Geiz, seine grausame Regierungsart, die Verkaufung der geistlichen Würden, und Besetzung derselben mit den unwürdigsten Subjekten nicht bergen. Genug, daß die deutschen Fürsten selbst endlich seiner überdrüßig, ihn für unwürdig hielten, länger das Haupt der Deutschen zu seyn,

und

und ohne Zuthun und Wissen des Pabstes zu einer neuen Wahl schritten. Wenn aber gleich die Feinde Gregors selbst nie einen gegründeten Verdacht wider die Heiligkeit seines Lebens erwecken konnten, so müssen doch auch seine Anhänger gestehen, daß er seinem feurigen Temperamente zu sehr nachgegeben, und vielleicht manches vermittelt hätte, wenn er mit weniger Hitze zu Werke gegangen wäre, daß er jedoch alle billige Ursache hatte, Heinrich in den Kirchenbann zu thun, wird jedermann eingestehen. Daß er ihn aber auch des Reichs entsetzte, geschah nach den Grundsätzen derselben Zeit, nach welchen aller Wahrscheinlichkeit nach der Verlurst der zeitlichen Güter als eine Folge des Verlurstes der geistlichen betrachtet wurde, und nach welchem vielleicht jeder Pabst, der zu selber Zeit auf dem H. Stuhle gesessen wäre, eben so gehandelt haben würde.

Was nach §. 3. die Streitigkeit oder den Krieg, wie sie Hr. Prof. betitelt, wegen der Investituren insonderheit betrift, ist es kein Wunder, daß weder Gregor, noch seine Nachfolger darinn nachgegeben haben. Es ist bekannt, wie sehr damals die Simonie überhand nahm. Die Benennung auf die geistlichen Pfründen gab die tägliche Gelegenheit dazu, und die Investitur durch die Uebergebung der geistlichen Insignien des Staabs, und des Rings, hatte wenigstens den Schein,

als wenn durch die Ueberreichung derselben mit dem Rechte der Regalien zugleich, die geistliche Macht selbst übergeben würde, daher auch der Streit so gleich ein Ende hatte, als sich Heinrich V. mit Callixtus II. dahin verstand, daß den Kirchen des deutschen Reichs die freye Wahl belassen, und die Investitur nicht mehr durch Stab und Ring, sondern durch den Zepter ertheilt werden sollte. — Warum in Frankreich eben diese Gewohnheit nicht geahndet wurde, fragt Hr. Prof. n. d.? Weil sie nicht misbraucht wurde, da erstlich die Wahl durch den Klerus und das Volk geschah, darauf nur die Einwilligung des Königs, dann die Investitur, und endlich die Konsekration erfolgte. Auch unter den Othonen, und Heinrich II. ahndete man sie nicht, weil sie gleichfalls entweder die freye Wahl den Kirchen überließen, oder nur die heiligsten und tüchtigsten Männer zu Bischöfen auserwählten. That aber das auch wohl Heinrich IV.? Und verdient nicht Heinrich V. wenigstens hierinn alles Lob, daß er, um dem Kriege ein Ende zu machen, sich des von seinen Vorfahren genossenen Rechtes freywillig begab?

Von §. 4. bis 10. zeigt Hr. Prof. die immer steigende Macht der römischen Päbste, Allein um geschwind allen Verdacht, auch nur, aller Partheylichkeit von mir abzuwenden, gestehe ich, daß meiner Meynung nach, wiewohl diese die unbedeutendste wäre, und ich sie mir gar nicht vorzubringen getrauete, wenn

sie nicht auch die Meynung so vieler gewiß frommer, gelehrter, und orthodoxer Männer wäre, daß auch von Seite der Päbste in manchem, und vorzüglich darinn gefehlet wurde, daß sie sich Rechte anmaßten, die sie, auch zur Behauptung des Primats, nicht einmal nöthig hatten; daß sie nicht nur in die unmittelbaren Amtspflichten der Bischöfe eingriffen, sondern auch über das Zeitliche, über das Politische der christlichen Regenten sich Freyheiten herausnahmen, die zu wünschen wäre, daß sie von ihnen nie wären gebrauchet worden. Indessen sollte auch Hr. Prof. wieder von der andern Seite zeigen, was er aber sorgfältig verschweigt, daß nicht nur die Bischöfe selbst oft freywillig, und um die hinfallende Kirchenzucht desto würksamer aufrecht zu erhalten, ihre bischöflichen Rechte dem römischen Stuhle cedirten, sondern auch die weltlichen Fürsten in den Kabalen, die sie oft untereinander spielten, einer wider den andern bey dem Oberhaupte der Kirche selbst Schutz und Zuflucht suchten, und gleichsam wollten, was der Apostel den ersten Christen empfahl, daß, wenn sie in Händel geriethen, dieselben im Angesichte der Kirche miteinander ausmachen sollten. Hätte Hr. Prof. diese zwo Bemerkungen zu den Stützen der päbstlichen Herrschaft, die er §. 10. so mühsam zusammenhäufet, hinzugefüget, wurde der ganze §. gewiß ganz eine andere Gestalt bekommen haben.

Nach

Nach dem aber, was bisher gesagt wurde, ist es sich wohl zu verwundern, wenn die Päbste, die doch eben so wohl, als weltliche Regenten, Menschen sind, besonders da nicht immer die würdigsten, sondern durch geheime Intriguen, oft auch der weltlichen Fürsten, manchmal geflissentlich auch Unwürdige auf den heiligen Stuhl befördert wurden, wenn sie, sage ich, die ihnen selbst angebothenen Freyheiten misbrauchten, Rechte daraus machten, und wo nur christliche Liebe und Klugheit hätte herrschen sollen, da sich allgemach, damit ich mich ganz in die Sprache des Hrn. Prof. versetze, ein geistlicher Despotismus einschlich. Doch wenn Hr. Prof. dieses von einer Seite zeiget, warum zeigt er nicht auch von der andern die Eingriffe, die die christlichen Fürsten in das Heiligthum machten, die Rechte, die sie sich anmaßten, die Unruhen, die sie stifteten, die Verfolgungen, die sie an den Dienern des Altars ausübten, die Freyheiten, die sie sich über alle geistlichen Rechte, Güter, Personen und Funktionen herausnahmen? Allein da er hievon gänzlich schweigt, belegt er seine Sache mit solchen Beyspielen, oder vielmehr führt er diejenigen, die er anzieht, auf eine solche Art aus, daß derjenige, der in de Kirchengeschichte nicht weiter bewandert istr um so viel mehr Schüler, für gewiß halten müssen, nur die Päbste hätten immer gefehlt, nur sie wären an allen Unruhen die Ursache, die christlichen Fürsten aber der lei-

dende Theil, und das ganz ohne ihre Schuld.

Nur das erste Beyspiel gleich herzunehmen, sagt Hr. Prof. §. 4. Alexander *III.* habe den Kayser Friedrich *I.*, der sich seiner Rechte bewußt war, und sie zu behaupten suchte, in den Kirchenbann gelegt, des Reichs verlurstig erklärt, und endlich genöthiget, seine Macht zu erkennen, und den Frieden einzugehen. Wer muß nicht auf diese Erzählung Friedrich für ganz unschuldig erkennen? War er es aber auch? Unterstützte er nicht den Afterpabst Octavian, der wider den mit 22 Stimmen rechtmäßig erwählten Pabst Alexander III. nur von den zwo übrigen Kardinälen erwählt ward? Zwang er nicht alle seine Bischöfe, da die ganze katholische Welt Alexander für den rechtmäßigen Pabst erkannte, Octavian dafür zu erkennen, und jagte jene von ihren Sitzen, die es mit Alexander hielten? Suchte er nicht verschiedene Regenten, insonderheit die Könige von Frankreich und England mit in die Spaltung zu ziehen? Sagt nicht ein berühmter englischer Schriftsteller Joan. Salisb. ep. 59. von ihm, er habe sich den Plan gemacht, einen Pabst sich auszuwählen, der ihm alle christlichen Fürsten exkommunicirte, die wider ihn die Waffen ergriffen, um auf diese Art die ganze christliche Welt unter seine Gewalt zu bringen? Wurde nicht Alexander endlich gezwungen, sich von Rom zu entfernen, und des größten Theils des Kirchenstaats

beraubt? Beraubte man nicht eben so, und setzte diejenigen gefangen, die sich nur für ihn erklärten? Nahm nicht Friedrich die Stadt Mayland blos deßwegen mit gewafneter Hand ein, und zerstörte sie; und mußte nicht Alexander, um nur für seine Person sicher zu seyn, gar nach Frankreich fliehen? Bestättigte nicht Friedrich die nach dem Tode Octavians wiewohl wider seinen Befehl ebenfalls nur wieder von zween Kardinälen gemachte Wahl Paschals III., und zwang seine Geistlichkeit, auch diesem zu huldigen? Bekriegte er nicht neuerdings Italien, nur um Paschal statt Alexanders auf den päbstlichen Thron zu setzen? Bestürmte er nicht endlich Rom selbst, legte Feuer in die St. Peterskirche, und zwang Alexander das zweyte mal sich aus Rom zu flüchten? Zeigte aber nicht, als er sich hierauf von Paschal daselbst krönen ließ, eine plötzlich, unter seine Armee gekommene Seuche, die die Leute nach wenigen Augenblicken, als sie sie ergriff, der Menge nach, und darunter selbst den Anführer derselben den abtrinnigen Erzbischof von Mainz Reinold hinwegrafte, daß auch der Himmel endlich seines Betragens müde sey?

Erkannte er nicht dennoch noch an Kalixt III. den dritten Afterpabst? Fiel er nicht neuerdings, nachdem ihm seine verstellte Aussöhnung mit Alexandern mislungen hatte, mit einer Armee in Italien ein, und erkannte nicht eher Alexander für das rechtmäßige Oberhaupt

der Kirche, bis er vor Mayland gänzlich geschlagen, von seinen Anhängern verlassen, ausser Stand war, sich länger zu widersetzen? So könnten wir ein Beyspiel nach dem andern vornehmen, und es würde sich zeigen, daß, wenn die römischen Päbste manchen übertriebenen Schritt thaten, die christlichen Fürsten gewiß noch größerer Vergehungen sich schuldig machten. Eine Stelle aus dem berühmten Protestanten Baron von Senkenberg verdient hier einen Platz. Et jure affirmari poterit--schreibt er, Method. jurisp. addit. IV. de libertate Eccl. Germ. V. 3 — ne exemplum quidem esse in omni rerum memoria, ubi Pontifex processerit adversus eos, qui Juribus suis intenti ultra limites vagari in animum non induxerunt suum.

Doch §. 11. fängt schon wieder die päbstliche Macht zu sinken an. Und durch wen? Durch Wezilo, Heinrichs *IV.* wider Gregor *VII.* Verfechter, und durch Arnaldus von Brescia, welcher beschloß (*decernens*) die römischen Päbste sollten sich mit der geistlichen Macht, die übrige Geistlichkeit aber mit dem Zehent, und freywilligen Geschenknissen begnügen. Das sind also die grossen Männer, die die ganze christliche Welt, selbst Kayser und Könige nicht ausgenommen, wider die päbstliche Macht in Schutz nahmen. Zwar gesteht Hr. Prof. selbst, daß sie kein Maaß hielten, und jener im Concilium zu Quedlinburg im Jahr 1085. verdammt:

die-

dieser aber zu Rom im Jahr 1155. von dem Stadtvogte zu dem Scheiterhaufen verurtheilt, und zu Staub und Asche verbrennt wurde. Doch warum sagt er uns nicht die eigentliche Ursache, wodurch sich beyde ein so strenges Urtheil zugezogen haben? Wezilo wurde im Koncilium zu Quedlinburg sammt seinem Anhange als ein Ketzer verdammt, weil er lehrte, die Laien, wenn sie einmal ihres Eigenthums beraubt wären, unterlägen der kirchlichen Gewalt nicht mehr, und könnten auch ihrer Vergehungen wegen nicht mehr exkommunicirt werden, und wenn sie es auch würden, weil es ungerechterweiß geschähe, ohne Wiederversöhnung wieder in die Kirche zurückkehren. Arnald aber lehrte, nebstdem, daß er von dem heiligsten Altarssakramente, und der Kindertaufe irrige Meynungen hatte, die Bischöfe könnten keine Regalien und Lehen, die Weltgeistlichen und Mönche von was immer für Gütern weder Eigenthum, noch Besitz haben. Er wurde schon deswegen in dem zweyten lateranensischen allgemeinen Koncilium ebenfalls als ein Ketzer verdammt. Da er aber nicht aufhörte die Fürsten und das Volk aller Orten wider die Geistlichkeit aufzuhetzen, zu Rom aber eine wirkliche Aufruhr erweckte, wobey die Häuser der Kardinäle zerstört, und einige aus ihnen selbst von dem Volke mishandelt und verwundet wurden; so wurde er auf Befehl Kayfers Friedrichs *I.* selbst gefangen gesetzt, darauf

von dem Stadtvogte öffentlich verbrennt, und seine Asche in die Tieber geworfen. So erzählen es zween gleichzeitige Schriftsteller, Otho von Freysingen, und Güntherus.

Das hierauf angeführte Beyspiel Bonifacius VIII. und Philipps des Schönen, Königs von Frankreich zeigt, wie weit es kommen könne, wenn zween Große die Grenzen ihrer Macht überschreiten, und welche Aergerniße für die Kirche, und Uebel für den Staat daraus entstehen können. Ich kam, da ich über diese ganze Geschichte etwas reifer nachdachte, auf den Gedanken, wie doch alle übrigen christlichen Fürsten bey dem ganzen Hergange der Sache ruhig zusehen konnten, da doch die Vermittlung auch nur eines oder des andern der Sache leicht hätte ein Ende machen können. Allein ich fand, daß die meisten eben damals der Krone Frankreichs abgeneigt waren, und daß es daher die Politik, eine zwar falsche Politik, erfoderte, Frankreich und Rom sich gegen einander reiben zu lassen, und wenn es zu den Waffen kommen sollte, Frankreich besonders durch die Beschwerlichkeit des Kriegs in einer so weiten Entfernung zu schwächen. Was mich in meinen Gedanken bestärket, daß die christlichen Fürsten wohl zum Theile selbst Ursache an dem Wachsthume der angemaßten Macht des römischen Hofes über das Zeitliche der anderen Regenten waren.

So suchte hinwiederum Frankreich bey der Uebersetzung des päbstlichen Stuhls §. 12. nach Avignon, woran es wohl die meiste Ursache war, den doppelten Vortheil, daß 1. der Pabst nicht so leicht etwas wider dasselbe unternehmen konnte; wenn aber 2. Frankreich etwas von andern Höfen zu befürchten hätte, der päbstliche sich allzeit in der Nothwendigkait sah, es eher mit Frankreich, als mit jedem andern Hofe zu halten, welches sich Frankreich um so gewisser versprechen konnte, da, wie Hr. Prof. anmerket, Italien in Faktionen getheilt, der Kirchenstaat gleichsam in Stücken zerrissen, nur wenig eintrug, und daher der Pabst grösstentheils von der Gnade Frankreichs, und von andern frischen Mitteln, die ihm neue Feinde zuzogen, leben mußte.

Dem ebenfalls dadurch veranlaßten grossen Schisma im Occident machte endlich, sagt Hr. Prof. §. 14., das allgemeine Concilium zu Konstanz ein Ende, worinn, und besonders in der 4. und 5ten Sitzung, nicht nur freyere Dekrete von der Macht der Concilien (der allgemeinen Concilien, sollte es heissen) über den Pabst herausgegeben worden, sondern das Concilium sogleich selbst die sich zuerkannte Gewalt im Werke ausgeübet, und Johann *XXIII.* und Benedikt *XIII.* von der päbstlichen Stuffe mit aller Solennität herabgeworfen hat. Ich will

den Charakter eines unpartheyischen Richters bis ans Ende behalten. Doch da es nach der Zeit noch immer Lehrer in der katholischen Kirche gab, und noch giebt, die diese Dekrete nicht so gerade hin annehmen, verstehen und auslegen, glaube ich meiner Unpartheylichkeit nicht zu nahe zu treten, wenn ich bemerke, Hr. Prof. hätte, da er für Schüler schrieb, denen verschiedene Authoren in die Hände kommen können, sie wenigstens hierüber belehren, und was so leicht war, alles Zweifels überheben können.

Das Koncilium zu Basel erklärt Herr Prof. §. 15, mit keinem Worte als ein ökumenisches Koncilium. Dennoch sagt er, es habe die Dekrete des Kostnitzer Konciliums mehr als einmal erneuert, den Pabst Eugen IV. vorgerufen, auf seine Nichterscheinung seiner Würde, so viel an ihm war (quantum in se erat) entsetzet, und an seine Stelle Amadeus Herzog von Savoyen unter dem Namen Felix V. ernennet. Das macht irre: es fehlt die Klarheit, die an einem Professor und Schulbuche gleich nothwendig ist, oder vielleicht geflißentlich gemieden worden.

Nachdem Hr. Prof. noch von §. 16. bis 18. die Wünsche und Bemühungen der Kirche sowohl besonders in den Koncilien zu Pisa, Kostniz, und Basel; als der christlichen Fürsten, besonders von Deutschland und Frankreich, angezogen hat, durch eine allgemeine

Re=

Reformation die eingeschlichenen Misbräuche, an denen der römische Hof freylich wider den meisten Theilhaben muß, wieder abzustellen, schließt er dieses Hauptstück mit n. d., worinn er uns das erste mal in dieser Periode, zwar auch nur in einer Note die Namen aller durch dieselbe regierenden Päbste bekannt macht, was ich zu seinem Lobe nicht verschweigen zu dürfen erachtete.

In dem IV. Hauptst. von der katholischen Lehre berührt Hr. Professor §. 1., deren vorzügliche Stücke. Wenn jedoch dieses alle, und besonders die vorzüglichen Stücke der katholischen Lehre in dieser Periode waren, so sah es um dieselbe wohl arm und wunderlich aus. Die Meynung, daß man Gott auch durch freywillige Bußwerke für seine Sünden genugthun könne, wurde klärer vorgetragen: wie auch jene, daß es einen Kirchenschatz gebe, woraus der Werth und die Kraft der Abläße entnommen werde, wunderbar ausgefeilet, und ausgeglättet (*mire limata & expolita est*): die Art der Gegenwart Christi im Altarssakramente auszudrücken, wurde das Wort: *transsubstantiatio* Verwandlung, angenommen: der H. Kelch den Laien, um die Gefahren dabey und die Aergernisse zu vermeiden, weislich verbothen: die Sakramente von den Scholastikern zusammengezählet, und sieben ausdrücklich bestimmet (*statuentes*); wenn gleich

nicht

nicht alle zuliessen, daß alle unmittelbar von Christo eingesetzt wären: auch wurde von ihnen die Nothwendigkeit der Beicht als gewiß vertheidiget, und sie einmal im Jahre dem eigenen Priester abzulegen, durch ein öffentliches Gesetz von Innozenz III. vorgeschrieben; wiewohl es noch im zwölften Jahrhunderte nach Gratians Zeugnisse einige gab, die sagten, man könnte Gott allein durch die Zerknirschung des Herzens (*contritione cordis*) ohne mündliche Beicht genug thun; nebst bey habe die unbefleckte Empfängniß Mariens viele Vertheidiger, darunter die Franciskaner, das Koncilium zu Basel, einige Päbste, und Akademien, bekommen: endlich zeige die Geschichte dieser Periode klar, was für eine Meynung von der Macht des Pabstes, und seinem Ansehen in Entscheidung der Glaubenssachen die Oberhand gehabt habe.

Das sollten also alle die vorzüglichen Stücke der katholischen Lehre in dieser Periode seyn. Und dabey noch überdieß Glaubenslehren, scholastische Meynungen, und Disciplingesetze unter einander gemengt; alte Glaubenslehren, als erst von den Scholastikern eingeführte Schulmeynungen angezogen; Streitigkeiten aber unter denselben über Dinge, die noch nicht entschieden waren, so angeführt, als wenn sie lang entschiedene Glaubenslehren beträfen. Ich will doch nicht vermu-

then, daß Hr. Prof. deswegen das Hauptstück: De Doctrina Catholicorum, Von der Lehre der Katholiken: und nicht: De Doctrina catholica: Von der katholischen Lehre betitelt. Ich traue ihm mehr Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit zu, als seine Schüler mit einer solchen grammatikalischen Falle zu fangen. Wir lassen doch den Privatgeist nicht zu, nach welchem, wie die Herren Protestanten, jeder glauben könnte, was er wollte, und doch alle recht glaubten. Wir glauben alle, was uns die allgemeine Kirche zu glauben vorstellt. Wer dieses alles nicht glaubt, ist kein Katholik mehr. Sind wir also verschiedener Meynung, so ist es nicht in Glaubenslehren, wenigstens nicht in entschiedenen Glaubenslehren. Und so ist im ächten gemeinen Verstande die Lehre der Katholiken eben so viel, als die katholische Lehre.

Daß man nun Gott auch durch freywillige Bußwerke für seine Sünden genug thun könne; daß sieben Sakramente, daß die Beicht nothwendig sey, sind alte wirkliche Glaubenslehren. Der Gebrauch des Wortes Transsubstantiatio. Die Enthaltung des Kelchs, die jährliche Beicht Disciplinargebothe, durch derer Uebertrettung man sich nur des Ungehorsams gegen die Kirche, und noch keiner Ketzerey schuldig macht, so lange man die katholische Lehre davon beybehält. Nur muß ich noch anmerken, daß das Gebot

der

jährlichen Beicht nicht vom Innozenz III. allein, sondern von dem vierten allgemeinen Koncilium im Lateran selbst ist. Denn da nach Hr. Prof. von der Macht des Pabstes in dieser Periode weis Gott welche Meynung die Oberhand hatte, so ist es allerdings nothwendig, dieses wichtige Kirchengeboth vor jedem Anfalle in Sicherheit zu setzen. Die Meynung von dem Kirchenschatze, von der unbefleckten Empfängniß Mariens bleiben, so vielen Grund sie auch haben, noch immer fromme Meynungen, so lange sie nicht von der Kirche ordentlich entschieden werden.

Daß aber nicht alle Scholastiker der Meynung waren, daß alle Sakramente unmittelbar von Christo eingesetzt seyn: daß einige noch im zwölften Jahrhunderte glaubten, man könne Gott auch ohne Beicht durch die bloße Reue genugthun; hätte nicht so obenhin sollen hingeschrieben; sondern besonders der weltlichen Schüler wegen, entweder ganz weggelassen; da doch Privatmeynungen, für die sie Hr. Prof. hält, nichts so erhebliches sind: oder nach ihrer wahren Beschaffenheit so hätten angezogen werden sollen, daß alles Anstößige dabey wäre vermieden worden. Einige glaubten, Christus habe nicht alle Sakramente unmittelbar eingesetzt; das heißt: weil von der unmittelbaren Einsetzung aller heiligen Sakramente durch Christum weder in den Evangelien, noch den übrigen Schriften der Apostel

eine

eine Meldung geschieht; wiewohl dieß noch kein Beweis ist, da die Apostel nicht alles, was Christus zu ihnen geredet, schriftlich aufgezeichnet haben; so waren einige Scholastiker der Meynung, die Apostel haben den Willen Christi von der Einsetzung der übrigen Sakramente erst hernach durch die Eingebung des H. Geistes erkannt, und so habe er einige Sakramente nur mittelbar eingesetzt, oder vielmehr derer Einsetzung nur mittelbar durch seinen H. Geist den Aposteln geoffenbaret. Und war vielleicht einer oder der andre noch einer andren Meynung, so waren sie entweder zu unbedeutend, als daß ihre Schriften einiges Aufsehen machen konnten: oder die Kirche gebrauchte sich gegen sie, ihrer übrigen Verdienste wegen, und von ihrer Orthodoxie und Unterwirfigkeit versichert, einer vernünftigen Nachsicht. In welchem Verstande aber einige glaubten, die innere Reue tilge ohne Beicht die Sünden, ist so leicht aus ihren Schriften, allen Umständen der Zeit, und dem Gratian selbst abzunehmen, als es leicht war, den Sinn des Konciliums zu Chalons in einer ähnlichen Zwistigkeit zu bestimmen. Allein Hr. Prof, verschweigt ihn, wie oben, so auch hier. Sollte es etwa gar der dritte Sturm schon auf die Ohrenbeicht seyn? Wenigstens eben so vergeblich, als die ersteren. Es waren nämlich einige der Meynung, da ebenfalls nach der Meynung, einiger Lehrer zur Erlassung

der

der Sünden auch bey erfolgender Beicht eine vollkommene Reue erfodert würde, die Sünden würden, so nothwendig nichts destoweniger die Beicht wäre, sogleich nach gemachter vollkommener Reue, und nicht erst nach erfolgter Beicht erlassen.

Welche Meynung endlich von der Macht des Pabstes in dieser Periode die Oberhand gehabt habe, hätte uns Hr. Prof. am besten aus dem florentinischen Kirchenrathe darthun können, in dessen neunter Sitzung — also in dem Koncilium selbst: denn ich schweige, gefließentlich vom Dekrete für die Armener, in welchem diese Entscheidung noch ausführlicher enthalten ist — in dessen neunter Sitzung sage ich, von der lateinischen und griechischen Kirche einmüthig und einstimmig ist entschieden worden, daß der römische Pabst, der höchste Priester, und Sachwalter, Stellvertretter und Statthalter Christi, der Hirt und Lehrer aller Christen, der Regierer und Beherrscher der Kirche Gottes ist. Doch solche Kleinigkeiten muß man in einem Auszuge nothwendig übergehen, und die Schüler mit wichtigeren Dingen unterhalten.

Abälardus, Gilbertus Poret, und Roscellinus, wovon §§. 3. 4. und 5. gehörten vielmehr ins folgende Hauptstück von den Ketzereyen. Und daher sehe ich nicht, wie Petrus Lombardus §. 4. unter ihnen, der doch, wenn er gleich in einigen nicht entschiedenen,

und

und mehr scholastischen Fragen von der gemeinern Lehre abwich, nie gleich jenen einer Ketzerey beschuldiget, oder deswegen auch nur in einer Partikularsynode wäre verdammet worden.

Abailardus, heißt es §. 3. ist von Innozenz II., zu dem er appellirte, ohne die Erlaubniß erhalten zu haben sich zu vertheidigen, verdammet worden, weil er die Irrlehren des Arius, Pelagius, und Nestorius erneuerte. Nicht so ganz, Hr. Prof.! Kaum fieng man im Koncilium zu Sens die vom H. Bernhard aufgesetzten irrigen Sätze desselben herabzulesen an, als er sich, ohne sich zu vertheidigen, vom Koncilium entfernte, mit der Erklärung, er appellire nach Rom. Der Pabst, der von Sens aus von allem unterrichtet wurde, verdammte ihn, ohne seine Ankunft zu erwarten. Denn wozu auch die Appellation, wenn er lange verdammter Ketzereyen erneuerte? Worauf er sich nach Cluni zog, seine Apologie schrieb, worinn er alles, was er Irriges gelehrt hatte, wiederrief, und starb.

Hauptst. 5. §. 1. scheint Hr. Prof. der von uns oben billig geahndeten Beschreibung, was Ketzerey sey, vergessen zu haben, da er zu unserer größten Erbauung sagt: der Sekten, die sich von der römischen Kirche trennten, seyn in dieser Periode sehr viele gewesen.

Doch hat, leider! unsre Erbauung bald wieder ein Ende. Denn §. 3. heißt es: Die Waldenser, wenn sie gleich von der katholischen Lehre in den Hauptartikeln der christlichen Religion nicht abgewichen, hatten doch die Sakramente, wenigstens, wie sie in der römischen Kirche ausgespendet wurden, verworfen, ihre meisten Gebräuche und Gewohnheiten verdammet, gegen die Päbste, Bischöfe, und die ganze Geistlichkeit überhaupt aller Orten den unversöhnlichsten Haß erwecket, und ihre Abneigung so weit getrieben, daß sie die geistliche Macht eher frommen Laien als bösen Priestern beymassen. Es ist doch bekannt, was alles die Waldenser Irriges lehrten. Sie lehrten, die römische Kirche habe schon seit Sylvesters Zeiten aufgehört, die wahre Kirche Gottes zu seyn; diese sey nunmehr einzig bey ihnen; in der Kirche Christi sey einander alles gleich, daher kein Pabst, kein Bischof, kein Priester, keine Kirchengebothe, keine Dispensationen, keine Ablässe, keine Censuren. Sie lehrten, ausser der Schrift gebe es kein ungeschriebenes Wort Gottes, ausser der Taufe und der Eucharistie kein anderes Sakrament, die Taufceremonien, und alle Ceremonien der römischen Kirche überhaupt seyn zu verwerfen; die Kinder zu taufen sey nicht nothwendig; die Messe sey eine blosse Erfindung der Gewinnsucht der Geistlichen; im

Sakramente des Altars sey Christus nicht gegenwärtig, um so viel weniger werde Brod und Wein in seinen Leib und in sein Blut verwandelt; das Sakrament werde nicht in der Hand eines unwürdigen Priesters, sondern im Munde des Nießenden. Sie lehrten, es gebe keine läßlichen, sondern lauter Todsünden; zu schwören sey nie, auch nicht vor Gerichte erlaubt; es gebe kein Fegfeuer; zu fasten sey weder nothwendig noch nützlich, sondern vielmehr ein abergläubischer Gebrauch; die Verehrung nicht nur der Bilder und Reliquien der Heiligen, sondern auch des H. Kreuzes, ja der Heiligen selbst sey eben so wohl zu verachten und zu verwerfen.

Mein Hr. Prof. warum sagten Sie uns nur ein Paar, und diese nur halb, und nicht alle Irrlehren dieser verruffenen Ketzer, dergleichen es noch keine, so lang die Kirche stand, gab, die beynahe das ganze System der christlichen Glaubenslehre über den Haufen warfen? Lehrten sie aber alles dieses, wie konnten Sie sagen, sie wichen in Hauptartikeln von der katholischen Lehre nicht ab? Oder sind die Sakramente, das Meßopfer, die Hierarchie, die Nothwendigkeit der Taufe, der Unterschied unter Tod- und läßlichen Sünden u. s. w. keine Hauptartikel? Oder ist vielleicht nöthig, nur in Hauptartikeln von der katholischen Lehre abzuweichen, um nicht mehr zur wahren Kir-

che Christi zu gehören? Seit wie lange ist denn wohl dieser Unterschied unter den Haupt- und Nichthauptartikeln, Fundamental- und Nichtfundamentalartikeln der christlichen Religion in der Kirche Gottes bekannt? Galt es nicht in den ersten Zeiten der Kirche gleich viel, es mochte ein Fundamentalartikel, oder nicht seyn, in welchem einer von der Lehre der katholischen Kirche abwich, um als ein Ketzer von derselben ausgeschlossen zu werden? Wer sieht aber nicht, welchem Systeme das System der Waldenser haarklein gleich sieht? Allein zum Glücke, daß sie gleich bey ihrer Entstehung nicht nur von jedem ächtdenkenden Katholiken, sondern in mehreren Provinzial- und Nationalsynoden, durch päbstliche Bullen, und endlich von zwo allgemeinen Kirchenversammlungen, der dritten und vierten im Lateran, sind verdammet worden; ja daß sie die weltlichen Fürsten selbst, als Alphons König von Arragonien, Ludwig VIII. König von Frankreich, und Kayser Friedrich II. ihrer Güter beraubt, und des Landes verwiesen haben. Wie sehr verrathen Sie Sich aber nicht Hr. Prof. und wohin verführt nicht der Geist der misverstandenen Duldung? Allein wie reimt sich Professor, Misverstand, Verführung zusammen? Und muß diese Verführung nicht nothwendig auch die Schüler ergreifen?

Daß

Daß eine solche Sekte, worinn alles Herr und Diener, Meister und Gesell, Vater und Kind, Hirt und Schaaf, Richter, Kläger, und Verklagter war, nicht lange bestehen konnte, zeigt die Erfahrung aller Jahrhunderte. Sie theilte sich daher auch bald in mehrere Sekten. Die auffallendste und gefährlichste war der Albigenser ihre, von einer Ortschaft im Tolosanischen also genannt. Sie liessen nebst dem, was sie mit den Waldensern gemein behielten, mit den Manichäern zwey Gottheiten, oder Anfange aller Dinge zu, verwarfen das alte Testament, die Auferstehung des Fleisches, hielten die Eucharistie nur für ein gemeines Brod, das Taufbad für ein bloß natürliches Bad; die Ehe aber für einen Hurenstand, darinn sich nicht selig werden liesse, den zu Bethlehem gebohrnen und Jerusalem gekreuzigten Jesus aber, von dem und seiner heil. Mutter sie viel gotteslästerliches erzählten, nicht für den wahren Christus, da dieser kein wahres Fleisch gehabt, und nicht sichtbar auf der Welt gewesen wäre. Der größere Theil war überdieß allen, selbst dem Staate höchst schädlichen Lastern, dem Wucher, der Räuberey, der Mordsucht, dem Meyneide, und allen Orten der zügellosesten Geilheit ergeben, die viele sogar für keine Sünde hielten, und so weit trieben, daß sie unzüchtige Lieder, und ungezogene Scherze sogar unter ihren Gottes-

dienst mischten, und im Heiligthume selbst Schandthaten auszuüben sich erfrechten.

Was Wunder demnach, daß man nicht nur mit allen Arten geistlicher Waffen wider sie stritt, sondern da so eine Sekte für den Staat und die Kirche gleich verderblich war, wider sie als Störer der allgemeinen Ruhe, als die gräulichsten Sittenverderber, und folglich als wirkliche Feinde des Staats auch wirklich mit gewaffneter Hand auszog. Es war eben damals die Zeit, da man allgemein für erlaubt hielt, wie es auch war, indem Gott die heilige Absicht der ersten Unternehmer so gar mit seiner Wunderkraft unterstützte, wider die Ungläubigen in heiligen Kriegen auszuziehen, und die unter ihnen seufzenden Christen von dem äussersten Elende, und was noch mehr, von der steten und augenscheinlichen Gefahr der Verführung zu retten. Und ich begreife nicht, wie Hr. Prof. einen der wichtigsten Punkte der Geschichte dieser Zeit, ich verstehe die Kreuzzüge, mit Stillschweigen übergehen kann — und doch übergeht er sie wirklich — da doch besonders heut zu Tage dawider so vieles geschrieben und geschwätzet wird, und es daher äusserst nothwendig wäre, seine Schüler nicht nur mit der Geschichte derselben bekannt zu machen, sondern um sie vor allem Aergernisse zu schützen, dieselben ihnen von dem wahren Gesichtspunkte zu zeigen.

Doch

Doch wider zur Sache. Was war natürlicher, als daß man sich das, was man bisher nur wider die Ungläubigen that, auch wider die Albigenser erlaubte, die eben so sehr Feinde des Staats, als des katholischen Glaubens, ja der ganzen christlichen Religion, zu der sie sich nur dem Namen nach bekannten, der Unschuld und der guten Sitten waren? Und wie man zu dieser Zeit nichts von Wichtigkeit ohne Befehl oder Genehmigung des römischen Stuhls that, und daher auch die heiligen Kriege besonders von ihm ausgeschrieben wurden, daß Innozenz III mit Einwilligung der Magnaten der ganzen selbigen Gegend einen ähnlichen Krieg wider die Albigenser ausschrieb, den hernach Ludwig VIII. König in Frankreich selbst fortführte, und Ludwig der Heilige unter Gregor IX. erneuerte.

Dieses zur Belehrung für die Schüler, da Hr. Prof. §. 4. hiervon nicht mehr, und dieses nicht einmal ganz richtig und klar genug sagt, als: da der Versammlung, die dem römischen Pabste gehorchte, die größte Gefahr bevorstund, habe Innozenz *III.* beschlossen, die Feinde durch Kriege auszurotten.

Auch Wicklef wärmte die Irrlehren der Waldenser, so wie Huß Wicklefs seine wieder auf. Hr. Prof. redet davon §. 6. und den folgenden. Doch hätte er, da sie schon un=

unsren Zeiten näher sind, seinen Schülern auch ihre Lehre etwas näher bekannt machen sollen, nicht nur, weil ein jeder, wenn sie gleich in der Hauptsache es mit Waldo hielten, seine eigenen Sätze hatte; sondern auch um zu zeigen, wie oft sein Lehrsystem, wenn es doch diesen Namen verdient, nicht nur von der Kirche schon verworfen, sondern auch durch den weltlichen Arm unterdrücket, und ausgerottet worden, daß doch in den letzten Zeiten den Grund zu einer allgemeinen Reformation hätte legen sollen, und in diesem philosophischen Jahrhunderte selbst noch, so viele Verehrer und Vertheidiger hat.

Daß das Koncilium zu Kostnitz, nachdem es Wicklefen als einen förmlichen Ketzer verdammet, dessen Leichnam auszugraben, und ausser den Gottesacker zu werfen befahl, ist richtig, daß es ihn aber in eine Senkgrube (cloacam) zu werfen befahl. fand ich ausser bey Hr. Prof. §. 6. nirgends.

Mit Hussens Verurtheilung in eben diesem Koncilium ist es ebenfalls nicht ganz so, wie sie uns Hr. Prof. §. 7. erzählet. Es heißt: Huß schrie, nach dem Beyspiele seines Lehrmeisters, heftig wider das böse Betragen des Klerus, wider die Päbste, die römische Kurie, und einige Misbräuche, ohne daß er sich durch die Dekrete und Bannstrahlen seines Erzbischofs so wohl, als des römischen Pabsts Johanns *XXIII.* zurückhal-

halten ließ. Er scheuete sich auch nicht, mit einem Sicherheitsbriefe vom Kayser Sigmund versehen, nach Konstanz zu reisen, um sich vor dem da im Jahr 1414. versammelten Koncilium zu vertheidigen. Allein er wurde sogleich wider das ihm gegebene Wort in den Kerker geworfen, darauf der Ketzerey beschuldiget, und zum Scheiterhaufen verurtheilet. Welche Strafe auch seinem Schüler und getreuesten Freund Hieronymus von Prag zu Theil wurde. So weit Hr. Prof.

Nun höre man mich eben diese Geschichte erzählen. Und Geschichtskundige urtheilen, wer von uns beyden aus reineren Quellen geschöpfet habe. Huß bekam vom Kayser Sigmund nur einen salvum conductum, oder Sicherheitsbrief nach Konstanz, um sich da seinem Verlangen nach vor dem allgemeinen Koncilium von der Beschuldigung der Ketzerey, und dem wider ihn schon ergangenen päbstlichen Bannstrahle zu rechtfertigen. Er kömmt auch ungestört bis Konstanz. Da er aber bald sah, daß er den Bischöfen, die der Pabst, ihn zu verhören, besonders niedergesetzt hat, nicht gewachsen; überdieß ihm vom Ordinariat des Orts im Gasthofe, was er bisher als exkommunicirt und ohne Erlaubniß that, und wohin er schon vieles Volk zog, Messe zu lesen untersagt wurde; ergriff er die Flucht. Er wird aufgefangen, und im

Dominikanerkloster bewacht, wo sich Bischöfe und andere Geistliche wechselweise alle Mühe gaben, ihn mit aller Liebe und Sanftmuth von den Irrlehren Wicklefs zurückzuführen. Da er auch von da zu entkommen suchte, wird er unter der Aufsicht des Bischofs von Kostnitz etwas enger bewachet. Indessen wurde Wicklef und seine Lehre im Koncilium ordentlich verdammt; und eine Kommission niedergesetzt, auch Hussens Lehre aus seinen Schriften und Reden herauszuziehen. Man redet ihm neuerdings zu; man beleget alles, wessen man ihn beschuldiget mit den unläugbarsten Zeugnissen: dennoch ist er nicht dahin zu bringen, seiner Lehre zu entsagen. Der Kayser befahl daher öffentlich im Koncilium, wenn er darauf beharret, ihn zu verbrennen, seine Anhänger ebenfalls nach aller Strenge zu bestrafen, und von allem, was mit ihm vorgegangen, eine getreue Nachricht nach Böhmen und Pohlen zu schicken. Er hatte auch Ursache, eine Sekte in ihrem Keime zu ersticken zu suchen, die noch nicht fünfzig Jahre vorher so viele Unruhen in England angerichtet hat, daß sie Richard II. und die beyden Heinriche IV. und V. ungeachtet ihnen Wicklef alles Recht über die Kirche, und alle ihre Güter und Schätze einräumte, mit aller ihrer Macht zu vertilgen trachteten: eine Sekte, deren großen Einfluß auf den Staat Sigmund um so mehr vorhersehen mußte, da

Huß

Huß nebst den meisten Sätzen Wicklefs auch jenen behauptete: nicht nur die geistlichen, sondern auch die weltlichen Regenten verlöhren alle Gewalt, und alle ihre Rechte, so bald sie sich einer schweren Sünde schuldig machten: Eine Sekte endlich, die durch die Empörungen, die sie bereits in der Hauptstadt Böhmens angerichtet hat, zeigte, was für Unheil sie mit der Zeit dem ganzen Lande zuziehen könnte. Huß wird also vor das Koncilium gerufen, seine Lehre verdammt, er selbst als ein hartnäckiger und unverbesserlicher Ketzer des Priesterthums entsetzet, und dem weltlichen Gerichte übergeben, das das Urtheil des Kayfers über ihn ausführte. Und so ebenfalls geschah es mit dem Hieronymus von Prag.

Und nun noch eine kleine Bemerkung zu §. 8. Wie es dem Waldo, so ergieng es auch Wicklef, und nach ihm Huß. Keines Schüler blieben bey dem Systeme ihres Lehrmeisters, sondern änderten daran nach Belieben, was sie für gut fanden, ab. Ist doch dieses das gemeine Schicksal aller Ketzereyen aller Jahrhunderte; aber auch das sicherste Kennzeichen, daß eine Lehre die wahre nicht sey. Eine Bemerkung, die sich auch auf die folgenden Zeiten anwenden läßt.

Hauptst. 6. Von der kirchlichen Zucht. §. 1. sagt Hr. Prof. bey Gelegenheit der Kreuzzüge habe der Gebrauch der vollkom-

menen Ablässe überhand genommen; das heißt zwar eigentlich das Wort: invaluit. Doch da Hr. Prof. hinzusetzt: iisque inventis, und nachdem diese, vollkommenen Ablässe nämlich, erfunden worden, wurde unter Bonifacius *VIII.* das erste Jubeljahr gehalten; so kann er unter den Worten: Usus invaluit; nichts anders verstanden haben, als: der Gebrauch der vollkommenen Ablässe sey bey Gelegenheit der Kreuzzüge erst aufgekommen. Es ist doch eine bekannte Sache, daß der Gebrauch des vollkommenen Ablasses, oder der Erlassung der ganzen noch übrigen Buße und Strafe für die Sünden schon in der ersten Kirche war: bekannt: daß er nicht nur im Todbette, sondern öfters auch aus andern erheblichen Ursachen, als wegen des besonderen Bußeifers bey einer bevorstehenden Verfolgung, auf die Fürbitte der Martyrer ertheilet wurde. Billig konnte aber so wohl jenen, die einen Kreuzzug mitmachten, als auch jenen, die im Jubeljahre nach Rom reiseten, gleichfalls ein vollkommener Ablaß ertheilet werden, da jene durch das Opfer, das sie durch die Verlassung ihres Vaterlands, ihres Habs und Guts, ihrer Weiber, Kinder, und Freunde machten, durch die unzähligen Beschwerden, die ein so weiter Zug mit sich führte, und durch die Gefahr, der sie sich aussetzten, entweder durch das Schwert der Ungläubigen zu sterben, oder in ihre Skla-

verey zu verfallen, wenn sie anders dieses alles in der heiligen Absicht der Kirche, und im Geiste der Buße thaten: diese aber gleichermaßen durch die vielen Beschwerlichkeiten, unter denen sie von den entferntesten Landen her nach Rom zogen, und so weite Reisen noch unter beständigen Bußwerken machten, ihre Sünden gewiß abbüßten, die ehemals in der Kirche gewöhnliche öffentliche Buße, wenn man so will, dadurch ersetzten, und daher verdienten, von aller ferneren Buße und Strafe für ihre Sünden losgezählet zu werden.

Daß weiter aus der Glaubenslehre von der Transsubstantiation oder Verwandlung in dieser Periode erst die Ehrenbezeugungen, die man darinn dem allerheiligsten Altarssakramente zu erweisen pflegte, hergeleitet wurden, als die Aufwandlung, die Aufbehaltung, die öffentliche Herumtragung, und Aussetzung zur Anbethnng, u. d. g. glaube ich schwerlich. Und mir scheint die Meynung des Hrn. Prof. eben so sehr mit der reinen Theologie, als mit der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte zu streiten. Denn 1. fließen ja die Ehrenbezeugungen, die wir diesem Sakramente schuldig sind, eben so wohl, und noch eher und natürlicher aus der Glaubenslehre von der wesentlichen Gegenwart Christi in diesem Sakramente. 2. Sind dieses zween Glaubenssätze, die, wenn gleich nicht dem Namen nach, doch in der Sache

selbst

selbst den ersten Christen eben so bekannt und gemein waren, als sie es uns heut zu Tage sind. 3. War ja die Aufwandlung bey der H. Messe, oder die Vorzeigung des allerheiligsten Sakramentes zur öffentlichen Anbethung, wie auch die Aufbehaltung desselben wenigstens zum Gebrauche der Kranken in der ersten Kirche aller Orten gebräuchlich; und nur die Herumtragung und Aussetzung zur öffentlichen Anbethung wurde in dieser Periode eingeführt, weil auch in dieser Periode erst dieses allerheiligste Sakrament von Ketzern bestritten zu werden anfieng, und daher die Kirche für nöthig erachtete, ihren Glauben hiervon noch öffentlicher zu bekennen, die Gläubigen dadurch in selbem noch mehr zu bestärken, und die Unehren, die ihrem göttlichen Gespons in diesem Sakramente von den Ketzern angethan wurden, gleichsam durch die öffentlichen Ehrenbezeugungen zu ersetzen, die ihm von den Rechtgläubigen erwiesen wurden.

Allein bald wäre ich über diesen §. so lange ich gleich schon darüber sitze, noch zu geschwind weggeschlipfet. Es heißt dort gleich anfangs: Die römischen Päbste, und besonders Gregor *VII.* hätten es mit vieler Mühe bewirket, daß der römische Ritus, oder die zu Rom übliche Art den Gottesdienst zu entrichten überall angenommen, und nur die lateinische Sprache bey der Messe, und den übrigen gottesdienstlichen Hand-

Handlungen gebraucht wurde. Statt alles Beweises steht n. b. Usserius in historia dogm. de Scriptura & Sacris vernaculis. So geht es, wenn Katholiken, was bisher unerhört war, was aber heut zu Tage leider immer mehr zur Mode wird, entweder aus Unwissenheit, oder aus einer unseligen Neuerungssucht bey jedem Falle Akatholiken zu Rathe ziehen, und sich ihrer Werke ohne Unterschied auf der Kanzel, und in den Schulen gebrauchen. Die griechische und orientalische Kirche hatte doch von Anbeginn her ihren eigenen von dem römischen unterschiedenen Ritus; und hat ihn noch. Es wurde auch bey selber niemals die lateinische, sondern allzeit entweder die griechische, oder die syrisch-chaldäische Sprache gebraucht, und wird noch gebraucht. Es braucht, um sich hievon zu überzeugen nichts, als die Liturgien, die wir von den ersten Zeiten her durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf das unsrige haben, nachzuschlagen. Eben diese aber bezeugen im Gegentheile, daß im ganzen Occident nie ein anderer Ritus gewöhnlich gewesen, als der römische; nie dabey eine andere Sprache gebrauchet wurde, als die lateinische. Nein so unwissend hätte ich Sie selbst, Hr. Prof. in der Geschichte nicht vermuthet, als Sie Sich zu seyn immer mehr selbst verrathen.

Endlich heißt es: in dieser Periode novi in dies sancti nascebantur. Wie giebt sich

wohl

wohl das zu deutsch? Die Heiligen giengen Tag für Tag wie die Schwämme von der Erde auf. Denn gebohren werden doch auch Heilige nicht. Doch lassen wirs. Es will nämlich sagen, daß es der Heiligen der Menge gab. Vielleicht können wir hiervon ein andermal Gebrauch machen.

Nach §. 2. stand es in dieser Periode mit den Sitten wieder eben so schlecht, wie in der vorigen. Die ganze Geistlichkeit vom Pabste bis auf den Mönch war in den Grund verderbt. Dem Beyspiele der Hirten folgten die Schafe, und der gemeine Wunsch war Reformation. Wunderlich, wie da Alles verderbt war, doch Alles nach Reformation seufzte. Und abermal wunder, wie alles verderbt war, da es kurz zuvor hieß, daß es Heilige nach der Menge gab, und daß es wirklich dem also, nur eine bewährte Legende in die Hand zu nehmen braucht, um sich davon zu überführen. Oder war das vielleicht eine feine Satyr auf den römischen Stuhl, weil Alexander III. sich das Recht, Heilige zu benennen, vorbehielt? Es ist doch bekannt, was es brauchet, mit welcher Genauigkeit alles untersuchet wird, und wie überzeugend so wohl die Heiligkeit des Lebenswandels, und der hohe Grad jeder Tugendwerke, als auch die Wirklichkeit der Wunderwerke dargethan werden muß, ehe jemand dieser Ehre gewürdiget wird.

Die neueingeführten Andachtsübungen aber, fährt Hr. Prof. fort, die wir im vorigen §. berührt haben — und darunter ist doch die noch größere Verehrung der Mutter Gottes, die öftere Anbethung des allerheiligsten Altarssakraments — taugten so wenig, den Abscheu vor der Sünde zu vermehren — ad augendum sollte es heißen; nicht: diminuendum peccati horrorem — daß einige darunter, als die Abbethung des Rosenkranzes, und die Tragung des Skapuliers vielmehr zur Vernachläßigung der Sittenverbesserung beytragen. Nur eine Frage Hr. Prof. wann war der Abscheu vor der Sünde größer, das Sittenverderbniß weniger, da man die Mutter Gottes mehr verehrte, das allerheiligste Sakrament öfter anbethete; da man den Rosenkranz bethete, und Skapulier trug: oder da man jene Gebräuche unterläßt, über diese aber als eine heilige Einfalt, oder gar abergläubische Andächteley, und wenn nur nicht auch über jene lachet, und spottet?

Nachdem Hr. Prof. §. 3. die theils neu errichteten, theils reformirten Ordensstände hererzählet hat, fährt er §. 4. über die Bettelorden her. Ihre Entstehung legt er der Kirche selbst zur Last. Denn, da die bisherigen Ordensstände durch die häufigen Güter und Reichthümer verblendet; bald von ihrer ersten Strenge abwichen, die Feinde

der römischen Kirche aber in freywilliger Armuth die ganze evangelische Vollkommenheit sezten; so mußte sich die Kirche — sind des Hrn. Prof. Worte — um andere Truppen umsehen, die allem Besitze zeitlicher Güter entsagten. . . Doch da dem Aergerniße, das sich Hr. Prof. davon zu nehmen scheint, durch die Einstellung des Bettelns, und die ordentliche Erhaltung der noch wenigen übrigen Ordensglieder in den Staaten, für die er doch einzig schrieb, bereits gesteuert ist, so schweige ich hievon. Eben so wenig hat Hr. Prof. zu befürchten, daß sich mehr dergleichen Zwistigkeiten, als er uns §. 5. erzählt, unter ihnen anspinnen werden.

Daß aber nach §. 6. mit den Kreuzzügen die öffentliche Buße, und überhaupt der ganze Geist der Buße sehr viel litt, war gewiß weder die Absicht, noch der Wille der Kirche. Die öffentliche Buße verfiel schon allgemach vorher. Die Kreuzzüge waren gewiß, wie ich schon zuvor bemerkte, so wohl in sich, als auch wenigstens anfangs in der Ausübung selbst die strengste Buße. Ihren Misbrauch, an dem doch nicht die Kirche, sondern Eifersucht, Habsucht, und andere Ränke der Kreuzritter Schuld waren, beweinte die Kirche. — Wenn aber die Ordensgeistlichen, und besonders die Bettelmönche, wie Hr. Prof. sagt, denen nunmehr das Amt Beicht zu hören aufgetragen ward, in Ertheilung der Los-

spre-

sprechung, und Auflegung der Buße zu leicht waren, so fehlten sie. Wiewohl ich nicht sehe, wie sich dieses überhaupt so geradehin behaupten läßt. Denn welcher Beichtvater sagt es wohl, was er für diese oder jene Sünde für eine Buße auferlegt? Welcher Büßer: was für eine er aufbekommen, und ob er losgesprochen worden sey, oder nicht? So wie ich nicht begreife, wie manche Brochüristen so sehr die öffentliche Buße zurückwünschen: da doch mancher, indem bekanntermassen für einen einzigen Ehebruch z. B. so viele Jahre zu büssen war, Patriarchenjahre nöthig hätte, um mit seiner Buße in diesem Leben fertig zu werden.

Im Anhange behandelt Hr. Prof. der alten Gewohnheit nach mit Weglassung aller Partikularsynoden nur wider die ökumenischen. Ich rüge auch nicht, wie elend wieder die Materien zerstücket sind, da die Geschichte der meisten Koncilien schon zum Theile in den vorigen Hauptstücken vorgekommen ist. §. 6. sagt Herr Prof. in den sieben erstern Koncilien haben die Päbste, als Monarchen der Kirche, die übrigen Bischöfe nur als Rathgeber dazu berufen: so wie auch alles darinn durch die Macht, Gewalt, das Ansehen (authoritate) des apostolischen Stuhls, mit Gutheissung, oder Einwilligung des H. Koncilіums (sacro approbante, vel consentiente Concilio) beschlossen worden sey. Daß die Päbste je di-

Kirche monarchisch regieret haben, und es besonders in diesen Zeiten haben, widerlegt sich wohl dadurch, daß sie eben in dieser Periode so oft allgemeine Koncilien zusammenberufen haben. Denn ein Monarch hat doch nicht nöthig, alle seine Mitregenten, wenn er doch deren hat, zusammenzurufen, mit ihnen zu Rathe zu gehen, ihr Urtheil, ihre Gutheissung, ihre Einwilligung abzuwarten; sondern schließt allein auf seinem Throne, und schickt seinen ergangenen Befehl durch die ganze Monarchie aus. Es ist also wieder ein satyrischer Zug auf den römischen Stuhl. Denn endlich in welchem Verstande die Worte: Authoritate Sedis Apostolicæ, sacro approbante, consentiente Concilio, zu nehmen seyn, sagt uns jeder katholische Dogmatiker, jeder redliche Canonist. — Doch zu Pisa, fährt Hr. Prof. fort, giengs aus einem andern Tone. Da war umgekehrt das Koncilium oben an. Ja freylich, weil dazumal die unglückliche Spaltung angieng, und zween, oder drey konnten doch nicht zugleich auf einem Throne sitzen, worauf nur für einen Platz ist. Die Kirche gebrauchte sich also ganz natürlich eines Rechtes, das sie zur Erhaltung der Einigkeit nothwendig von Christo haben muß.

§. 9. n. c. wirft Hr. Prof. die kritische Frage auf, ob das Koncilium zu Basel von der 25. Sitzung an, und hierauf das zu Ferrara

rara, oder Florenz den rechtmäßigen und ökumenischen Koncilien beyzuzählen sey, und sagt, hierbey kommen drey Fragen zu beantworten: 1. Ob Eugenius das baselsche Koncilium rechtmäßig übertragen habe, oder habe übertragen können. 2. Ob man mit Wahrheit sagen kann, daß sie, oder eines davon die allgemeine Kirche vorgestellt habe. 3. Ob sie durch die allgemeine Einstimmung der Kirche seyn anerkannt und angenommen worden. Dennoch beantwortet er keine derselben. Da ist den Schülern viel geholfen. Doch sagt er auf die dritte: Frankreich habe das Koncilium zu Florenz nie angenommen. Und der ganze Beweis ist: V. nota ad Opstraet loc. theol. p. 183. edit. Ven. 1769. und auch diese nur citirt, nicht angeführt. Also meine Schüler, nur sich geschwind um Opstraet locos theol. umgesehen, und zwar um die Venetianer-Auflage von 1769; sonst finden wir die ganze Note wieder nicht. Wie gut ists doch, eine kleine Hausbibliothek zu haben? Von Opstraet selbst ist die Note nicht. Er setzt vielmehr, wiewohl ein Franzose, das Koncilium zu Florenz in die Reihe der allgemeinen. Es heißt so gar in der Note selbst: er folge hierinn der gemeinern Meynung. Doch sey dieses Koncilium in Frankreich niemals angenommen, ja vielmehr in der Zusammenkunft zu Bourges im Jahr 1440 von allen Reichsständen förmlich verworfen worden. Da

dieß noch zur Zeit des Tridentinums die Meynung aller Franzosen war, beweise das Zeugniß des Kardinals Lotharingus. Von der Zeit sey hierüber keine Frage mehr gewesen. Daß aber Frankreich noch in dieser Meynung beharre, bezeugen mehrere so wohl in- als ausländische Schriftsteller; wovon jedoch die Note den einzigen Didacus Payka Dandrada, einen Portugiesen, anführt. Sonderbare Note; und zwar ohne Namen des Autors. Von wem muß sie doch seyn, daß sie Hr. Prof. für wichtig genug hielt, seine Schüler in einem so kurzen Auszuge der Geschichte, als sein Schulbuch ist, darauf aufmerksam zu machen. Da uns die Note einen einzigen aus allen in- und ausländischen Schriftstellern nennt, so wäre es zwar genug, ihn dem einzigen Opstraet, zumal einen Franzosen, der das Koncilium zu Florenz, ohne den mindesten Anstand unter die ökumenischen zählt, entgegengesetzt zu haben. Doch da ich immer gerne das Uebergewicht recht sichtbar habe, will ich noch den Natalis Alexander, auch einen Franzosen, der sich doch gewiß dem portugiesischen Theologen Didacus Payke Dandrada entgegenstellen darf, beyfügen. Dieser beweiset nun, Diss. 15. ad Sæc. 15 & 16. sehr schön und bindig, das Koncilium zu Florenz sey in sich ein ökumenisches Koncilium, weil es alle Eigenschaften eines ökumenischen Konciliums an sich hat. Zwar läugnet er

nicht

nicht, daß es nicht gleich von der gallikanischen Kirche als ein solches erkannt worden; allein er setzet die Ursache bey: es sey damit gerade so, wie mit dem zweyten Nicänischen ergangen. Weil Karl IX. seinen Bischöfen verboth dabey zu erscheinen, so gerieth der grössere Theil auf den Gedanken: durch die Definition; Der Pabst habe die Gewalt, die ganze Kirche zu regieren, zu weiden, und zu beherrschen; sey ihrer alten, durch die Koncilien zu Konstanz und Basel bestättigten Meynung: ein allgemeines Koncilium sey über den Pabst; zunahe getretten worden. Doch kaum sey man in Frankreich von dem wahren Sinne der florentinischen Entscheidung belehret worden, habe alles den florentinischen Kirchenrath ohne weiteres Bedenken für ökumenisch erkannt. Was aber immer der Kardinal von Lothringen an seinen Sekretair nach Rom geschrieben haben mag, sind des Natalis Worte, werden deswegen die gallikanischen Theologen keineswegs in die Nothwendigkeit gesetzet, das florentinische Koncilium aus der Zahl der allgemeinen wegzustreichen, da doch in der That die gallikanische Kirche niemals sich demselben entgegengesetzet hat, noch der Vereinigung mit den Griechen, oder der darinn entschiedenen Glaubenslehre entgegen gewesen ist, sondern diese vielmehr allzeit verehret hat.

§. 10. berührt Hr. Prof. das fünfte lateranensische Koncilium. Wenn wir ihm aber auch wirklich zugäben, es sey niemals von der Kirche als allgemein anerkannt worden, was er n. b. so sehnlich wünschet, und aus Richer, Opstraet, und Bellarmin recht mühsam zu erweisen suchet, so gewänne er dabey wahrlich wenig, indem darinn nichts, was den Glauben beträffe, ausser, daß unsere Seele unsterblich, und wir jeder eine eigene haben, was ohnehin die gesunde Vernunft einsieht, entschieden, sondern nur die Versammlung zu Pisa als unrechtmäßig erklärt; etliche wenige Disciplinargesetze abgefasset; die ohnehin schon zwischen Pius II. und Ludwig IX. abgestellte pragmatische Sanktion neuerdings als abgestellt erklärt, und die zwischen Leo X. und Fran I. verabredeten Konkordate bestättiget worden sind.

Fünfte Periode.

Vom Luther bis auf unsere Zeiten.

In dieser Periode schlägt Hr. Prof. ganz einen andern Weg ein. Nicht mehr in sechs Hauptstücken von der Fortpflanzung der Religion, dem Kirchenregimente, den geistlichen Schriftstellern, der katholischen Lehre, oder der Lehre der Katholiken, den Ketzereyen,

der

Kirchendisciplin, und einem Anhange von den Koncilien: sondern im 1. Hauptstücke die Geschichte der Bewegungen, die im 16. Jahrhunderte der Religion wegen entstanden sind: im 2ten die Geschichte der römisch-katholischen Kirche, im 3ten der lutherischen, im 4ten der reformirten; und im 5ten der übrigen Versammlungen (cœtuum). Da mich Hr. Prof. schon einmal ein Bischen argwöhnisch gemacht hat, kann ich nicht bergen, daß ich auf den Einfall kam, ob nicht die katholische, lutherische, und reformirte Kirche als die drey christlichen Hauptkirchen, die drey herrschenden die drey allgemein geduldeten Kirchen in eben so vielen besonderen Hauptstücken hier stehen. Doch ich will mir den Gedanken ausschlagen. Allein sagt doch Hr. Prof. im Eingange des zweyten Hauptstücks selbst, daß durch den grossen Abfall von der römischen Kirche drey Hauptkirchen (tres primariæ Ecclesiæ) im Occident entstanden sind, die römisch-katholische, die lutherische, die sie auch die evangelische nennen, und die reformirte. — Nur eines dächte ich noch: da sich die lutherische so wohl als die reformirte sogleich in so viele im wesentlichten von einander abgehende Kirchen zertheilten, hätte Hr. Prof. wohl auch die ohnehin zu langen Hauptstücke in eben so viele Abschnitte abtheilen können.

Was ich mir aber unmöglich ausschlagen kann, und der Leser sich eben so wenig aus-

schlogen wird, ist, daß Hr. Prof. seine Schüler weder mit dem Lehrsysteme der lutherischen. noch der reformirten Kirche nur im mindesten bekannt macht, und gar nirgends sagt, was diese oder jene Lehre, und worinn sie von der Lehre der römisch-katholischen Kirche und von einander selbst abgehen. Es gehört doch dieses eigentlich zur Kirchengeschichte; und Hr. Prof. gab selbst in den vorigen Perioden den Ketzereyen ein besonderes Hauptstück. Er gab sich in der ersten Periode die unnütze Mühe, seinen Schülern auf mehrern Blättern die längst erloschenen Systeme der Gnostiker, und jeden ihrer Zweige insbesondere zu erklären, und ihre Aeones, ihr Pleroma, und Demiurgus kommen wohl zehnmal vor. Und nun berührt er die Lehrgebäude von Ketzereyen nicht, deren Geschichte er doch ganze lange Hauptstücke widmet, die noch wirklich bestehen, unter denen wir leben, und die einen so großen Anhang noch immerfort haben. Nur beruft er sich auf ihre symbolischen Bücher. Und das einzige, was er davon sagt, ist, daß die Schrift ihre einzige Glaubensregel, und in den Hauptpunkten nach ihnen so klar sey, daß sie jeder, der Vernunft, und Sprachenkenntniß hat, ganz leicht verstehen könne. Es wäre denn, daß wenigstens heut zu Tage hierinn ihre ganzen Glaubenssysteme bestänben. Sonst wäre doch die Nothwendigkeit, sie umständlich anzuführen, für beyde Gattun-

tungen Schüler gleich groß: für die Juristen, weil man doch einmal die Anhörung der Kirchengeschichte für sie nothwendig fand, und sie daher das Recht haben wenigstens das wesentliche derselben zu hören: für die angehenden Theologen, weil man das System einer Ketzerey wohl inne haben muß, um sie so wohl im Ganzen, als theilweise gründlich bestreiten zu können, und weil nach beynahe gänzlich eingegangener Polemik die ganzen Systeme einer Ketzerey in dem theologischen Kurse nirgends mehr vorkommen. In meine Anmerkungen die ganzen Systeme der lutherischen so wohl, als der reformirten Kirche zu bringen, würde zu lang werden. Doch können sie Schüler in jedem bewährten Kirchengeschichtschreiber, oder Polemiker nachschlagen: wiewohl auch ich ihnen wenigstens eine kleine Vorerkenntniß durch die zufällige Anführung des Systems der Waldenser, Albigenser, Wicklefiten und Hußiten davon gab. Darf ich aber, Hr. Prof. nun auch nicht argwöhnisch auf Sie werden, daß, da Sie so manchmal Ihre Schüler in Ihrem kurzen Auszuge mit ganz unnützen Dingen unterhalten, Sie gerade so etwas Nothwendiges, so was Unentbehrliches ganz weglassen.

Lasset uns aber auch die Hauptstücke selbst nach einander kurz durchgehen. Im ersten Hauptstücke, worinn die ganze Reformationsgeschichte kurz enthalten ist, citirt Hr. Prof.

fast lauter, gar lauter Protestanten. Vielleicht, weil sie von allen Augen- und Ohrenzeugen, und schon daher alle Glaubwürdigkeit verdienen. Allein es hatten doch die Katholiken auch, zu denselben Zeiten Augen und Ohren, und gab derer noch in Deutschland, Frankreich, Schweden, Dännemark, Holland, der Schweiz u. s. w. die uns eben so wohl, was damals vorgieng, in ihren Werken hinterliessen, und die erste Regel einer guten Kritik ist. — Wenn doch die Katholiken kein Vorrecht haben, wenigstens beyde Theile zu hören.

Das zweyte Hauptstück von der römisch-katholischen Kirche fängt Hr. Prof. mit der Fortpflanzung desselben in den beyden Indien an. Es sieht jedermann ein, wie dadurch aus einer besondern Anordnung der göttlichen Vorsehung der Kirche Gottes überflüssig wieder zuwuchs, was sie durch die sogenannte Reformation verlohr. Doch da Hr. Prof. ohne aufzufallen, unter den Werkzeugen, derer sich die Vorsehung dazu gebrauchte, den Jesuitenorden nicht verschweigen konnte, mußte dieser doch nach §. 3., was in so einem Werke immer zu erwarten war, den glücklichen Fortgang mehr verhindert, als befördert haben; in Ostindien durch die Gestattung der halbabgöttischen Gebräuche in Sina, und auf den malabarischen Inseln: in Westindien, und besonders in Paraquay da-

dadurch, daß die Jesuiten ihre erste Sorge auf die Zusammenhäufung unzähliger Reichthümer, und die Erhaltung des Reichs, das sie da errichtet hätten, verwendeten. Zwar, wenn die Schüler die Autoren nachschlagen, die ihnen Hr. Prof. in den Noten zu diesem §. anräth, möchten sie in diesen Beschuldigungen wohl ziemlich bestärket werden. Allein zum Glücke, giebt es auch Schriften vom Gegentheile, und hie und da noch einen Jesuitenfreund, bey dem sich eine oder die andre finden läßt. Hätte Wahrmund Wort gehalten, und seinen Plan ausgeführet, man hätte aller übrigen entbehren können. Denn das wird kein Mann von Einsicht, welcher Parthey er auch seyn mag, läugnen, daß noch keine Schrift dieser Art erschien, die die Gründlichkeit in der Widerlegung mit der Zierlichkeit und Annehmlichkeit des Stils in einem so hohen Grade verbindet als Wahrmund.

Nach §. 4. machte den vielen Trübsalen, — die vermuthlich die Widersetzung der katholischen Fürsten der sich mit gewaffneter Hand aller Orten eindringenden Reformation, in Deutschland besonders verursachte — endlich im Jahr 1684. der westphälische Friede ein Ende, ringente licet Romano Pontifice. Wer weiß, daß das lateinische Ringor, das Maul zerren, die Nase rümpfen, die Zähne blecken, und andre derley Zeichen des Mismuths, des Zorns und der Rache be-

deutet, sieht das Erbauliche dieses Ausdrucks leicht ein.

Was uns Hr. Prof. §. 10. und 11. von dem Tridentinischen Kirchenrathe sagt, ist freylich alles so, wenn man einem Sarpi, Courayer u. d. g. blind nachschreibt. Zieht man aber auch einen Pallavicini z. B. zu Rathe, der wider Sarpi eigentlich die Feder ergriff, in allem ihn aufs gründlichste widerlegt, und als ein Augenzeuge des Konciliums, und als der zugleich gelehrteste und rechtschaffenste Mann allen Glauben verdient, da gewinnt die ganze Geschichte des Konciliums auch gleich eine andere Gestalt. Da überlegten die Väter des Konciliums alles aufs reifste, und hatten die freyste Wahl zu handeln und zu schließen. Da weis man von so groben und spöttischen Ausdrücken nichts, mit denen der fromme Ferdinand an seine Abgeordneten bey dem Koncilium geschrieben haben soll. Da hört man von keinen Klagen des kayserlichen und französischen Hofes, daß im Koncilium nicht so, wie es der Wunsch aller Frommen, und der betrübte Zustand der Kirche erfoderte, vorgegangen würde. Widersetzte sich gleich Frankreich in manchem dem Gange des Konciliums, so weis jeder, der in der Geschichte nicht ganz unerfahren ist, daß es politische Ursachen waren. Was die Bischöfe anfangs etwas mistrauisch machte, war die Ursache, die ich oben berührte. Daß

man

man auch in Frankreich die Glaubenslehre des Tridentinums ohne Zurückhaltung annahm, gesteht Hr. Prof. selbst, und kann es nicht läugnen. Daß aber auch in andern Provinzen ausser Frankreich die Dekrete des Konciliums nicht öffentlich und feyerlich seyn kund gemacht worden, wüßte ich nicht. Und daß es in Frankreich nicht geschehen, schadet wenigstens nichts. Nur einen Franzosen selbst, den Natalis Alex. Diff. de Conc. trid. A. ult. hierüber gehört, und die Schüler sollen selbst schließen.

Er führt zuerst mehrere Provinzialsynoden an, die alle bald nach dem Koncilium zu Trient in Frankreich gehalten wurden, und die nicht nur die Glaubens- und Sittenlehre des Tridentinums annahmen, sondern auch die Kirchendisciplin nach den Dekreten dieses Konciliums wieder herstellten. Er sagt weiter, der sämmtliche gallikanische Klerus habe in mehreren Versammlungen das Koncilium zu Trient nicht nur in Glaubenssachen, sondern auch der Disciplin nach, nur die Rechte des Reichs und die Freyheiten der gallikanischen Kirche unverletzt, nicht nur feyerlich angenommen, sondern auch die Könige Heinrich III. Heinrich den Großen, und Ludwig XII. um die öffentliche Kundmachung dieser seiner Erklärung gebethen. Merkwürdig sind die Ursachen, aus welchen der nachmalige Kardinal Richelieu, der auf dem Landta-

ge der Stände zu Paris im Jahr 1615. im Namen des ganzen dabey versammelten Klerus das Wort führte, den König Ludwig zur Kundmachung des tridentinischen Kirchenraths zu bereden suchte. Die 1ste war die Güte der Sache selbst, da darinn alles heilig. Die 2te die Gerechtigkeit der Sache, da er von der allgemeinen Kirche gehalten wurde, deren Ansehen so groß, daß Augustin selbst bekannt, er würde, wenn dieses nicht wäre, nicht einmal dem Evangelium glauben. Die 3te die Heiligkeit des Ziels, welches kein anderes, als die Erhaltung der Religion, und die Wiederherstellung der wahren Kirchenzucht war. Die 4te der Nutzen, der aus den Dekreten dieses Konciliums entspringt, indem in allen Ländern, die es beobachten, eine gute Ordnung und Einrichtung in der Kirche besteht. Die 5te, der Schade, welchen der Name der gallikanischen Kirche bey der Verzögerung dieser Kundmachung leidet, da viele deswegen von dem Glauben der Franzosen übel urtheilen, indem sie fälschlich glauben, sie verwerfen die Lehre des Tridentinums, die sie doch bekennen müssen, wenn sie nicht für Ketzer wollen gehalten werden. Die 6te das Beyspiel der übrigen christlichen Fürsten, da es Spanien, Italien, Pohlen, die Niederlande, und der größte Theil Deutschlandes angenommen. Die 7te endlich das Beyspiel Heinrich des Großen, des

Va-

Vaters Ludwigs XII. selbst, der nachdem er der Ketzerey von dem apostolischen Stuhle losgesprochen worden, das Koncilium kundzumachen feyerlich verheissen hat. Er beschloß endlich seine Rede damit, daß sich der gallikanische Klerus verbinde, wenn einige Dekrete den alten Gebräuchen des Reichs entgegen seyn sollten, um derer Abänderung bey dem römischen Pabste anzusuchen. Endlich sagt Natalis, haben so gar die Reichsstände sämmtlich den König um die Kundmachung des Konciliums gebethen; die Bischöfe aber, und der übrige Klerus, die zusammen die gallikanische Kirche vorstellen, mit ihren Unterschriften und mit einem Eide erklärt, daß sie das Koncilium annehmen, und beschlossen, daß ein gleiches auch in den Provinzialsynoden geschehen soll; nur die Rechte des Reichs unverletzt, um deren Willen der römische Pabst um die Milderung einiger Dekrete des Konciliums von dem Klerus ersucht werden soll. Ich glaube, das kann für jeden Schüler genug seyn, um daraus das Urtheil zu fällen, was die gallikanische Kirche, die man so gerne dem tridentinischen Kirchenrathe entgegen zu seyn wünschte, von jeher von demselben, und nicht nur von seiner Lehre, sondern auch von der Disciplin gehalten habe.

Nach §. 11. sollen die Päbste in dieser Periode vom neuen wieder angefangen haben, sich, wiewohl vergebens, die Alleinherrschaft

anzumaſſen. Zum Beweiſe wäre die Bulla Cœnæ allein genug. Warum alſo nichts weiter davon? Warum nicht einmal den ſummariſchen Inhalt, das Weſentliche der Geſchichte derſelben? Die Fehden zwiſchen den römiſchen Päbſten, und verſchiedenen chriſtlichen Fürſten aber, die Hr. Prof. zum ferneren Beweiſe zuſammenhäufet, ſind oft über Kleinigkeiten, mehr politiſch, und erproben wahrlich nicht, was ſie ſollten.

Doch Febronius hat endlich nach §. 12. die wahren Grenzen des Primats beſtimmt. Was doch dieſer Mann für Merkmale ſeiner göttlichen Sendung aufzuweiſen haben muß, um ſo blinden Glauben, dürfte man faſt ſagen, in einer ſo wichtigen Sache zu verdienen. Ich will nicht ſagen, daß ihm Rom ſogleich ſich widerſetzte, wenn gleich das, was man entgegen zu ſagen pflegt, Rom wäre in ſeiner eigenen Sache der Richter, hieher gar nicht gehört. Aber er ſelbſt widerrief ſein eigenes Werk, und widerrief es in vollem Ernſte, und geſetzt ſein Kommentar über ſeine Retraktationen thäte auch mit Grunde nicht jedermann genug, ſo zeigt ja dieſer ſein Wankelmuth zu Genüge, daß ſein Geiſt kein Geiſt Chriſti ſey. Aber ſo viele Biſchöfe, und man darf ſagen, faſt alle Biſchöfe der katholiſchen Kirche ſtanden wider ihn auf, oder zeigten doch durch ihr Betragen, daß ſie das Widerſpiel von dem hielten, was er behauptet; ſelbſt die drey Erzbiſchöfe Deutſchlands von

Mainz

Mainz, Kölln, und Trier, die immer als die erſten Häupter der deutſchen Kirche betrachtet wurden, widerſetzten ſich ihm, und verbothen ſein Werk, kaum als es erſchien, in ihren weitſchichtigen Staaten und Diöceſen. Da wäre denn alſo auch aus dem Emſer Kongreße, wenn er zu ſelber Zeit wäre gehalten worden, ein anderes Reſultat herausgekommen. Aber daß auch die von ihm beſtimmten Grenzen wenig Grund haben, erhellet genug daraus, daß alle, die nach ihm ſchrieben, keiner ihm ganz folgte, ſondern die Grenzen des Primats entweder wieder erweiterten, oder noch enger zuſammenzogen. Lauter Bemerkungen, die meine Bewunderung immer mehr erregen, wie ein Buch ſo vieles Aufſehen machen konnte, wenn es nicht deswegen geſchah, weil man darinn fand, was man lange ſuchte, und wünſchte zu finden.

Zu Ende dieſes §. berührt Hr. Prof. noch den Emſerkongreß, und ſagt von ihm, er ließe uns noch mehrere und wichtigere Dinge in dieſem Punkte hoffen. Note e. citirt er das Reſultat dieſes Kongreſſes, — und fügt — lache, zörne, oder ſtaune, lieber Leſer — der Note in einer Zeile fort die Namen der römiſchen Päbſte dieſer Periode bey. Wahrhaftig Sie ſind über den Febronius weit hinaus Hr. Prof. Hielten Sie es denn gar für ſo was Unbedeutendes, oder vergaſſen S. e. dar-

auf, oder schämten Sie Sich vielleicht gar, die Namen selbst der römischen Päbste sichtbarer auftretten zu lassen, daß Sie sie unter eine Note, und zwar unter die Note vom Emserkongresse versteckten? Ja lache, zörne, und staune Leser, denn alles dieses, und noch mehr verdient so ein Unsinn.

§. 13. ist im Kurzen das ganze Jus Ecclesiasticum novissimum, oder der Inbegriff aller alten Rechte der katholischen Fürsten in Religions: und Kirchensachen enthalten, die dieselben, durch die Kommentarien der gelehrtesten Männer darauf erinneret, wieder hervorgesucht, und geltend gemacht haben. Darunter ist, um nur einige anzuführen, das Recht, die päbstlichen Bullen, wie es jener *in Cæna Domini* ergieng, ohne den H. Stuhl auch nur zu Rathe zu ziehen, abzuschaffen: das Recht, den Gottesdienst von den vielen Mackeln des Aberglaubens, wovon er bisher verunstaltet war, zu reinigen, und ihm eine andere Gestalt zu geben. (Novamque ejus formam præscribendi). An diesem Bestreben habe es Kayser Joseph II. allen bevorgethan, was seine häufigen Dekrete in diesem Fache bezeugen. Auch Bischöfe räumen den Landesfürsten die höchste Macht die äusserliche Kirchendisciplin zu bestimmen ein. (Supremum de iis, quæ ad externam Ecclesiæ disciplinam spectant, decernendi Jus.) Der Beweis ist, und zwar der

ein-

einzige, n. b. der Hirtenbrief an die Geistlichkeit und das Volk der laybachischen Diöces. Es brauche also nichts weiter, als daß alle Unabhängigkeit der geistlichen Macht von der politischen gänzlich aufgehoben werde, ohne jedoch die Glaubenssätze, oder die dem Staate gleichgültigen Religionshandlungen der Willkühr der Landesfürsten zu unterwerfen. Und ich glaube, es brauche über diesen §. keine weiteren Anmerkungen zu machen, da jene, die ich machen müßte, jedem von selbst beyfallen werden. So viel weiß ich, daß man so gar die Fürsten berechtiget, auch dogmatische Urkunden zu besichtigen, ob nicht dem Dogma etwas beygefügt sey, was kein Dogma mehr ist, und daher dem Rechte des Landesfürsten unterliegt. Dagegen weis ich keine einzige dem Staate gleichgültige Religionshandlung, wozu sich nicht irgend ein Fürst schon das Recht angemaßet hätte, nachdem in manchem Lande nicht nur keinem Pfarrer in seiner Pfarre, sondern nicht einmal den Bischöfen in ihrer Diöces ein noch so kurzes vom Landesfürsten nicht vorgeschriebenes Gebeth laut abzubethen, oder abbethen zu lassen erlaubt ist.

§. 14. nöthigt die Wahrheit wieder dem Hrn. Prof. das unerwartete Geständniß ab, daß unter den berühmtern Theologen, und Schriftstellern dieser Periode nicht nur viele

Jesuiten; sondern lange Zeit diese allein im Ruhm gestanden sind.

Unter den Verfechtern der kirchlichen Freyheit, wie Hr. Prof. in der Aufschrift zu §. 15. nennt, worunter er aber im §. selbst vielmehr jene versteht, die sich durch die Freyheit, mit der sie die Rechte der Fürsten vertheidigten, und die Alleinherrschaft und Unfehlbarkeit des römischen Stuhls umstießen, hervorgethan haben. Zählt er ausser Sarpi, womit er den Anfang, und Febronius, womit er den Schluß macht, in einer langen Reihe lauter Franzosen. Wollte Gott, alle Länder wären hierinn dem Systeme angehangen, dem bisher die gallikanische Kirche zu ihrem Ruhme so wohl, als zur Ehre und zum Heile der ganzen Kirche immer getreu blieb! Daher sie auch stets ein so großes Ansehen in der Kirche Gottes hatte, als noch keine Privatkirche in der ganzen Christenheit genoß; da hingegen, wo kein System, man leicht von einem Aeußersten in das andere verfällt.

§. 19. Verräth sich Hr. Prof. nur gar zu sehr. Er sagt, in der Streitsache wegen des Jansenius hätte die Gegenparthey den Sieg davon getragen, weil sie an Zahl und Macht überlegen war. Also nicht, weil sie die gerechte Sache für sich hatte?

Von §. 20. bis 22. behandelt Hr. Prof. ganz weitläuftig die Streitsache wegen des

Bu-

Buches des Quesnels, und die Geschichte der Bulle *Unigenitus*; und sagt uns mit keinem Worte, weder was jenes Buch Anstößiges hatte, noch was eigentlich diese Bulle enthielte. Doch das müssen sich die Schüler und Leser gefallen lassen. Darnach Hr. Prof. in einer Laune war: die fünf Sätze des Jansenius setzt er aus: *aus Quesnel*, da doch deren Klemens XI. 101. affigirte, keinen einzigen. — Die Bulle wurde endlich in Frankreich selbst angenommen, wo sie den ersten und meisten Widerstand fand. Das giebt ihr gewiß ein sehr großes Gewicht. — Wunderlich, wie die Jansenisten so viel Wesens aus den vorgeblichen Mirakeln des Franz von Paris machen konnten. Sie machen doch sonst so viel nicht daraus. Allein diese waren für ihre Sache. Fand doch so gar die andere Gattung Fanatiker, die ihren Leib auf allerley Art zerrten, drehten, und verzuckten, bey ihnen Beyfall und Gehör. — Von dem Schicksale dieser Bulle außer Frankreich sagt Hr. Prof. wohl das Wenigste. Er sollte doch untersuchen, und entscheiden, ob sie als eine dogmatische Bulle allgemein angenommen worden sey, oder nicht. Die zwey Thatsachen in den Niederlanden entscheiden noch nicht. Den mährischen Streit aber mag Hr. Prof. wohl deswegen angeführet haben, um dabey die Worte: Bulla Unigenitus, in terris austriacis nunquam ac-

ceptata, anzubringen. Warum führte er doch nicht auch das Urtheil der Wiener-Universität an. Doch eben in jener Verordnung wegen des mährischen Sttreites erlaubte ja der Kayser, daß man in den theologischen Schulen den Inhalt und die Materie dieser Bulle vortragen könne. Warum that es also Hr Prof. nicht? Nun hörten die Schüler durch 3. §§. davon reden, und wissen nichts, als daß es einmal eine Bulle, Unigenitus genannt, gegeben; daß sie aber in den Oesterreichischen Staaten nie sey angenommen worden. Die Gnostiker nämlich nahmen dem Hr. Prof. so vielen Raum weg, daß ihm zu den wichtigsten Begebenheiten unserer Täge nicht so viel übrig bleibt, daß er aussagen könnte, worinn sie auch nur eigentlich bestanden.

Allein was doch Hr. Prof. für eine Freude hat, aus den Schriften sonst großer Männer Sätze herauszuheben, wegen welcher sie sich ohnehin die Ahndung der Kirche zugezogen, und sie dadurch verächtlich, lächerlich und verdächtig zu machen. So macht ers §. 24. dem Muratori wegen seiner Meynung von dem Gelübde der unbefleckten Empfängniß Mariens. — Hr. Prof. nennt es Gelübd und Eid untereinander; und doch ist es keines von beyden, da beyde eigentlich nur Gott gebührende Religionsakte sind: sondern nur eine fromme Verheissung, die der selig-

sten

ken Jungfrau aus einer besondern Verehrung gegen sie gemacht sind.

Wer könnte aber auch nur glauben, daß Gaßner leer durchkommen sollte. Der weiseste Kayser befahl §. 26. dem Wundermann von der Bühne abzutretten — wie einem Gaukler nicht wahr? — Und machte dem Tumulte ein Ende. Nicht so ganz Hr. Pr. Der weiseste Kayser befahl nur, daß seine Operationen nicht mit so viel Feyerlichkeit und Aufsehen, — woran nicht er, der den Anfang dazu auf seiner kleinen Landpfarr machte, sondern alles, was Großes geistlich und weltlich zu Regensburg Ursache war — vor sich gehen sollten. Denn der wunderthätige Gaukler, der nur den Namen Jesu im Munde führte, spielte seine Rolle, wiewohl mit weniger Lärmen bis an sein Ende fort.

Daß nach §. 28. die Theologie sich mit sophistischen Schulfragen zu sehr abgab, hat seine Richtigkeit. Doch ist nicht alles Sophisterey, was Hr. Prof. dafür hält, noch sind von allem die Molinisten die Ursache. Es ist der alte Einwurf der Ungläubigen, daß wir Dinge glaubten, die mit der Vernunft stritten. Der gewöhnlichste Vorwurf ist die Unvereinbarlichkeit der Gnade mit dem freyen Willen. Der Vorwurf muß also gehoben, und um den Ungläubigen den Weg zur Wahrheit zu erleichtern, gezeigt werden, daß sich diese zwo Glaubenslehren nicht wider-

sprechen. Schon vor dem Molina ersannen die Thomisten und Augustinianer zu diesem Ende zwey Systeme, Molina ersinnt ein Drittes. Und nun sind die Molinisten von aller theologischen Sophisterey die Ursache. Wie gefällt dieser Schluß? — Doch die gute Maria Theresia reinigte die Theologie erstens durch Stock: und da sie dieser noch nicht genug gereiniget hatte, durch Rautenstrauch. Doch wenn man gleich auch dessen Plan schon wieder um vieles veränderte, wünscht Hr. Prof. dennoch die Theologie noch mehr gereiniget zu sehen. Mit einem Worte, man wird sie so lange reinigen, bis davon nichts mehr als der kleine Katechismus für die Normalkinder der ersten Klasse, und vielleicht dieser nicht ganz übrig bleibt.

So sehr sich nach §. 29. alles, Päbste, Bischöfe und Landesfürsten bestrebten, die zu vielen Ritus in der katholischen Kirche zu vermindern, so sind derer dem Hrn. Prof. doch noch zu viele: noch immer Kanonisationen, Jubiläen, Reliquien Uebertragungen, Glockentaufen, und so viele Ablässe. Denn diese sind es, die Hr. Prof. benennt. Und wie er immer alles mit Beweisen zu belegen gewohnt ist, ist der Beweis für die Päbste die Abstellung einiger Feyertage durch Benedikt *XIV.* für die Bischöfe der Salzburgische Hirtenbrief: für die Landesfürsten aber Joseph *II.* unter dessen vielen

len Verordnungen er, vermuthlich als die wichtigsten die Abstellung der Bruderschaften, die Verminderung der Bittgänge, und dabey den Verbo h der Fahnen — nicht aller, sondern nur der großen — der Musik, der Glöckeln — auch nicht aller — den Verboth der Aushängung der Tafel mit *Toties Quoties* am Portiunkulafeste, und das Dekret wegen der privilegierten Altäre anführte Wegen dieses letztern bitte ich Sie, Hr. Pr. sich wohl zu erkundigen, um bey einer zweyten Auflage die nöthige Abänderung zu treffen, indessen aber in der Schule die Anzeige davon zu machen.

§. 30. Klaget uns Hr. Prof. wieder über die bösen Sitten der Laien, der Klerisey, und der Mönche: und bey Gelegenheit der Kapuziner macht Hr. Prof. n. a. seine Schüler mit dem wichtigen Werke: Wunderseltsame Geschichte der Bärte und der Spitzenkapuzen der Ehrw. P. P. Kapuziner, Köln 780. bekannt.

§. 31. und 32. hält er sich unter den neuaufgekommenen Orden meistens bey dem Jesuitenorden auf. Diese haben noch alle Mönchsorden in vielem Betrachte weit übertroffen. Die Päbste nahmen sich so sehr ihrer an, weil sich auch im Gegentheile der Päbste kein Orden so sehr annahm. Die Ursachen ihrer Aufhebnng seyn §. 32. ihr zu großer Ruf, Reichthum, Macht, Neid. Ihre

ganze Einrichtung der Studien war so beschaffen, daß sie der Aufnahme der Wissenschaften mehr schädlich, als vortheilhaft war. Wer immer es mit ihnen ihrer Lehre, oder ihres Wandels wegen, so tadelhaft sie waren, aufnahm, mußte jederzeit den Kürzern ziehen: bis es endlich die Könige für rathsamer hielten, ihre Länder von so verdächtigen Bürgern zu reinigen. Sehen Sie zu, Hr. Pr. daß nicht Wahrmund über Sie kömmt. Sonst möchte es Ihnen so, wie es dem Theologen Arnold, und seinem Klienten ergehen. Denn ich will mich an keine Vertheidigung einlassen, die schon hundertmal geschehen, und nur durch den Schein, als wäre ich von ihrer Parthey, mich und meine ganze Arbeit verschlagen.

Doch noch eine Bemerkung über den 32, §. Es ist bekannt, daß Klemens XIV. nach der im vierten Koncilium in Lateran getroffenen Einrichtung, vermöge welcher es dem Pabste zusteht, Ordensstände zu begnemigen, oder aufzuheben, die Gesellschaft Jesu durch die Bulle D. N. J. C. Princeps pacis aufhob. Diesem Beyspiele des Pabstes zu Folge, sagt nun Hr. Prof.; der den mächtigsten aller Orden aufhob, fiengen einige katholische Fürsten desto zuversichtlicher an, in ihren Ländern auch die Klöster, oder ganzen Orden (was Hr. Prof. durch Collegia verstehen mag) der übrigen Mönche zu vermindern,

§. 33.

§, 33. Von der Kirchendisciplin kömmt Hr. Prof. noch einmal auf die öffentliche Buße — so sehr liegt ihm dieser Gegenstand am Herzen — und bedauert, daß das Dekret des Tridentinums, welches für öffentliche Sünden auch öffentliche Buße will, nicht befolget wird. Es erlaubt aber zugleich den Bischöfen, wenn sie es für schicklicher finden, die öffentliche in eine geheime Buße zu verändern. Allein man weiß, was die Herren wollen: da die öffentliche Buße nun einmal für unsre Zeiten nicht wäre, durch deren Einführung das Sakrament der Buße noch schwerer und verhaßter zu machen, und deren Gebrauch vollends in Verfall zu bringen,

In diesem §. führt Hr. Prof. auch einen neuen Beweis des Verfalls der ganzen kirchlichen Macht an, daß nämlich die Päbste so wohl, als die Bischöfe der Exkommunikation sich nicht nur seltner und behutsamer gebrauchten, sondern auch wenn sie eine ergehen liessen, diese wenig geachtet wurden, und selten den erwünschten Erfolg hatten. Zum ferneren Beweis führt Hr. Prof. nebst zwo andern, die wider Eybels Brochüre von der Ohrenbeicht ergangene Exkommunikation an, in die alle jene auf der Stelle (ipso facto) verfallen, die diese Brochüre lesen. Also nur die sie lesen, und nicht auch der Verfasser derselben: Nicht gut gelesen Hr. Prof. —

Doch

Doch wirkt denn eine Exkommunikation, wenn sie nicht geachtet, wenn sie vielleicht gar verachtet und verlachet wird, deswegen weniger? Wie? Wenn wir diese Beweisart auf irgend einen andern Fall anwendeten? Z. B. dieser oder jener verachtet, befolget nicht, verlachet die Verordnungen des Landesfürsten, oder macht sich aus der ihm auferlegten Strafe nichts: also ist die Macht des Landesfürsten verfallen. Ein schöner Grundsatz Hr. Prof. zumal für unsere Tage: und doch folgt er aus Ihrem Beweise.

Endlich heißt es, das Inquisitionsgericht, wovon in voriger Periode zu meiner Verwunderung nur ein Paarmal, und das zufälligerweise die Rede vorkam, dieses schreckliche Gericht sey in dieser Periode in den meisten Ländern theils gemildert, theils gänzlich abgestellet worden. Ich sage also auch nichts weiter davon, als daß ich glaubte, da es so fast allgemein war, und einen so grossen Einfluß in das Ganze hatte, Hr. Prof. hätte davon seinen Schülern mehr, doch auf die bescheidene Art, als derley Materien erfodern, sagen sollen.

Das war noch das stärkste Hauptstück, das mir die meisten Anmerkungen abdrang. Doch wir sind am Ende, und ich wünschte es der Ehre des Hrn. Prof. nicht noch eine Bemerkung über den letzten §. beyfügen zu müssen. Allein warum schreibt er dahin, ohne

zu

zu denken: Die Griechen, die in den Provinzen katholischer Fürsten leben, werden in Unirte und Nichtunirte abgetheilt, und erfuhren auch in den österreichischen Landen verschiedenes Schicksal bis ihnen — also auch den Unirten — Jos.ph *II.* freye Religionsübung gestattete. So schreibt wirklich ein theologischer Professor der uralten und weltberühmten Universität zu Wien im Jahr 1788.

Im 3. und 4ten Hauptst. behandelt Hr. Prof. die Geschichte der lutherischen, und reformirten Kirche; doch wie ich schon bemerkte, ohne seine Schüler, was doch so nothwendig wäre, mit ihren verschiedenen Lehrsystemen bekannt zu machen. Daß er dabey lauter Schriftsteller ihrer Parthey citirt, wollte ich ihm — doch ich kann ihm auch dieses nicht — hingehen lassen, da er alles dieses auch in jedem Katholischen gefunden haben würde. Allein daß man auch im vorigen Hauptstücke, worinn er doch die Geschichte der katholischen Kirche beschrieb, fast keinen Katholiken gewahr wird, sondern es nur immer in jeder Note Vide Walch, Pfaff, Goldast, Mosheim, Stosch, Schlegel, Heidegger, Chemniz, Weismann, Plank, u. s. w. heißt, was soll, was kann man denken? Und nicht einmal hierinn besteht die ganze Erudition des Hrn. Prof., da noch überdieß die Noten von Journalen, Zeitungen, Akten und Anzeigen wimmeln. Da sieht man auf jeder Seite:

Acta historico - ecclesiastica. Nova acta historico - ecclesiastica, Acta historico-ecclesiastica nostri temporis. Neueste Religionsbegebenheiten, Schlözers Staatsanzeigen, Journal von und für Deutschland, Religionsjournal, Beylagen zum Religionsjournal — nur die Kirchenzeitung gienge noch ab dazu — lauter Schriften, derer Zeugnisse, wenn man weis, aus welchen Federn sie geflossen sind, gewiß mehr Verdacht erwecken müssen, als sie Glaubwürdigkeit verdienen.

Ueber das 5te Hauptstück, worinn Hr. Prof. die übrigen christlichen Gemeinden berührt, bemerke ich nur kurz: 1. Daß die Wiedertäufer, Socinianer, Quaker, und Herrenhutter in die vorigen Hauptstücke gehören, weil sie eigentlich Protestanten sind, indem sie von ihnen ausgiengen, an die Schrift sich allein als die einzige jedermann klare Glaubensregel halten, und sich nur der Freyheit gebrauchen, die die Protestanten Niemanden absprechen können, das zu glauben, was sie darinn finden. 2. Legt Hr. Prof. seinen Schülern wieder die Systeme dieser Ketzer zu wenig aus. So sagt er z. B. von den Socinianern nur, daß sie das Geheimniß der allerheiligsten Dreyfaltigkeit nicht glauben. Ist wohl dieß der ganze Socinianismus? Und doch ist es eben diese Sekte, die heut zu Tage immer weiter um sich greift, und immer

gröf-

größere Verheerungen in der Kirche Gottes, in dem Schaafstalle Jesu Christi anrichtet.

Doch genug. Die Larve ist herunter. Wenn ich gleich vielleicht noch Manches zu bemerken übersah. Es war zwar meine Pflicht nicht, dieses zu thun. Doch mahnt uns der Apostel, durch gute Werke, von welcher Art sie seyn mögen, unsern Beruf und unsre Auserwählung in Sicherheit zu setzen. Und wie soll man das nicht, da man nach aller angewandten Mühe, sich zu irgend einem Dienste in der Kirche Gottes fähig zu machen, doch alle Thore vor sich verschlossen sieht? Ich that, was anderer Pflicht war, der höheren Geistlichkeit. Es ist vom Monarchen nicht zu fodern, daß er alle Schulbücher selbst lese, noch daß er ein so vollkommner Theologe sey, um zu wissen, was gelehrt werden könne, oder dürfe, um die Schranken des Katholicismus nicht zu überschreiten, noch die Jugend in unnöthige und verfängliche Zweifel zu setzen, die zuletzt Irrthum im Glauben selbst, oder Zügellosigkeit in den Sitten nach sich ziehen können. Denn wer sah noch einen Menschen, der zugleich der vollkommenste Philosoph, Rechtsgelehrte, Politiker, Finanzier, Staatsmann, Kriegskundige, und Theologe gewesen wäre? Schon dieses letzte Fach allein ist so weitläuftig, daß es den ganzen Menschen, und den nicht von gemeinen Talenten fodert, ohne daß es noch einer erschö-

pfet hat, Wie nun ein kluger Regent in Staatssachen seinen Staatsrath, in Politischen seine politischen Stellen, im Kriege seinen Kriegsrath zu Rathe zieht, so ist es die Pflicht der Bischöfe, denen Christus seinen Glauben hinterleget, und die er zu diesem Ende mit seinem Beystande, und seinem H. Geiste versehen hat, daß sie über den Glauben wachen, die neuen, und besonders für die Schulen vorgelegten Religionsbücher untersuchen, Vorstellungen machen, alles anwenden, was in ihrer Macht und in ihren Kräften ist, und nicht eher ruhen, bis sie vor Gott und seinem strengen Gerichte glauben, ihre Pflicht erfüllet zu haben.

Sie aber, Hr. Prof. bitte ich, wenn Sie Sich doch vor Gott und seinem strengen Gerichte noch fernerhin als ein öffentlicher Lehrer in der Gottesgelahrtheit zu bestehen getrauen, sogleich eine neue Auflage Ihres Werkes zu veranstalten; alles wegzulassen, was falsch, anstößig, ärgerlich, verführerisch; hinzufügen, was gefließentlich, aus Versehen, oder aus Unwissenheit hinweggblieb, meine Anmerkungen zu benutzen, und bis zu dieser neuen Auflage den Preis, den Sie unverdienter Weise davon trugen, als ein gewisses ungerechtes Gut — und hundert Dukaten hält doch auch gewiß der laxeste Moralist für eine schwere Materie; — wenigstens indessen zurückzustellen. Denn es gehört doch

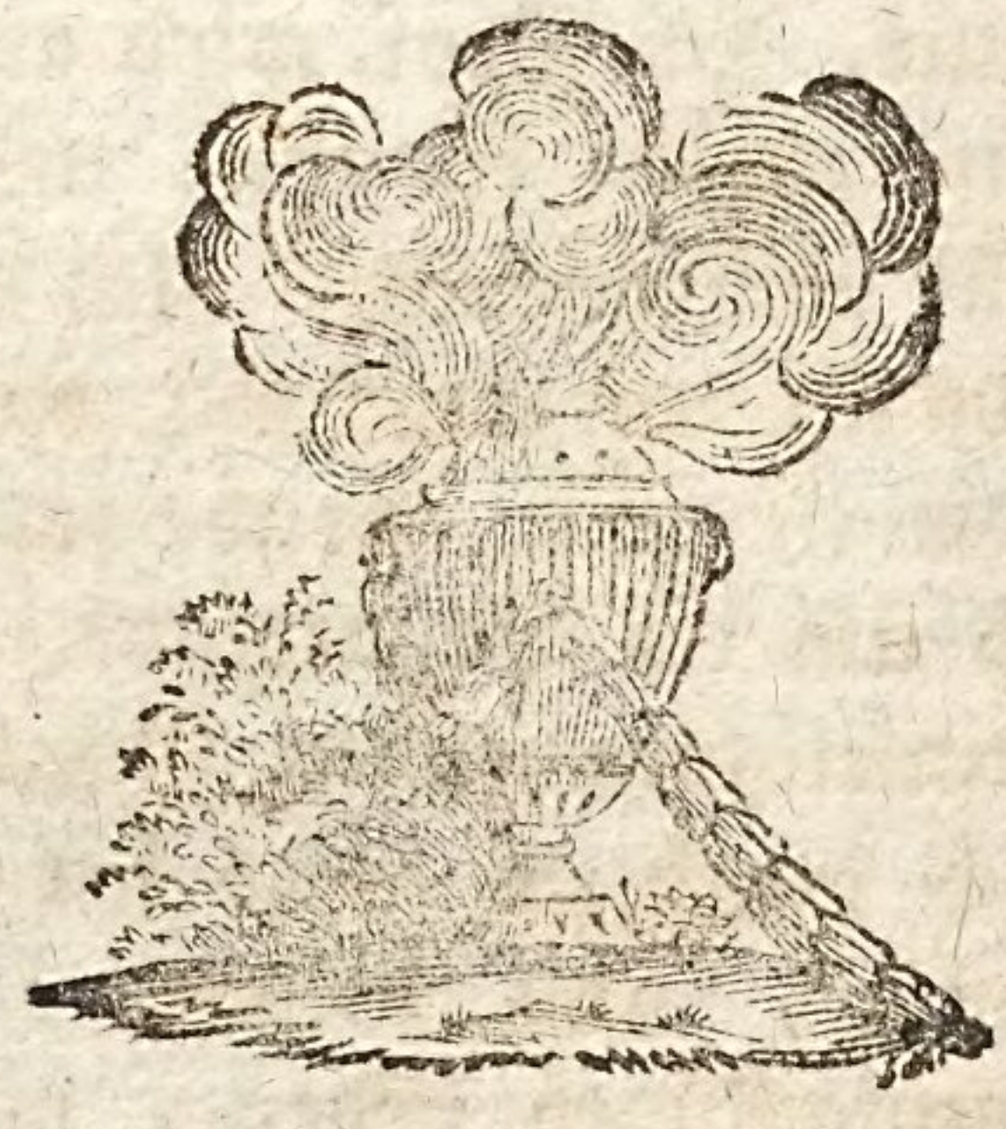
in

in aller Welt zur Erlangung eines Preises, daß das ausgearbeitete Werk nicht nur respective sondern absolute ausnehmend gut sey. Sogar in den kleinern Schulen trägt nur jener Knabe ein Prämium davon, der nicht nur unter seinen Mitschülern der erste ist, sondern unter was immer für Mitwerbern einer der Ersten unter den Ersten seyn würde. Ihre Arbeit ist doch gewiß nicht absolute ausnehmend gut. Und glauben Sie, wenn manche mit Ihnen um den Preis hätten schreiben wollen, Sie hätten ihn von Rechtswegen gewiß nicht erhalten.

Ihr aber, liebste Schüler! dauert mich herzlich. Die Thräne im Auge sey der Zeuge meines Herzens. Hr. Prof. wird auch noch weinen. Allein vielleicht für ihn: und wenn nur nicht auch für euch zu spät. Um was ich euch also bitte, damit ihr nicht mit eurem blinden Führer in die nämliche Grube fallet. Bittet Gott täglich um die Beharrlichkeit in euerem heiligen alleinseligmachenden Glauben; hütet euch ja, euch durch ein böses für einen Christen überhaupt, und besonders für euren Stand unanständiges Leben, dieser Gnade nicht unwürdig zu machen; glaubet nicht blindlings alles, was man euch in den Schulbüchern vorschreibt, oder von der Kanzel vorsagt, sondern prüfet Alles wohl, wie der Apostel sagt, und nehmet nur das, was gut, an; fra=

fraget zu dem Ende Männer, auf derer Orthodoxie ihr euch verlassen könnet: Leset nebenher Bücher, die euch diese anrathen: und wollet ihr auch meine Anmerkungen benutzen, so bin ich meiner Mühe genugsam, überflüßig belohnt. Vielleicht giebt mir Gott die Gnade, euch noch manchen solchen Dienst leisten zu können.

Großer Gott! so muß man zu jenen reden, die einst Volkslehrer und Seelenhirten werden sollen!



Die Tugenden Ferdinands

des Zweyten

Römischen Kayſers,

von

Guilielm Lamormaini,

aus der Geſellſchaft Jeſu,

in

lateiniſcher Sprache beſchrieben,

und

von einem Andern der gemeldten Geſellſchaft

ins Deutſche überſetzet.

1792.

Innhalt.

Seite.

I. Kapitel.

Glauben und Eifer für die katholische Religion. = = = = 1

II. Kapitel.

Hoffnung und Vertrauen auf Gott. = 8

III. Kapitel.

Liebe gegen Gott. = = = 14

IV. Kapitel.

Oftmaliger andächtiger Gebrauch der H. H. Sakramente, und Verehrung des hochwürdigsten Altars-Sakraments. = = 19

V. Kapitel.

Gebeth und geistliche Lesung. = 25

VI. Kapitel.

Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen. = = = 34

VII. Ka-

Innhalt.

VII. Kapitel.
Andacht gegen die jungfräuliche Gottesgebährerinn. = = . 38

VIII. Kapitel.
Andacht gegen die Heiligen. = . 44

IX. Kapitel.
Ehrerbietigkeit gegen die Priesterschaft. . 47

X. Kapitel.
Kindliche Liebe gegen die Aeltern, und zärtliche Zuneigung gegen die Seinigen. = = . = 51

XI. Kapitel.
Demuth und Selbstverachtung. = 57

XII. Kapitel.
Aufrichtigkeit des Herzens. = = 62

XIII. Kapitel.
Verachtung der Ehren und Reichthümer. 65

XIV. Kapitel.
Abtödtung und Bußwerke. = = 69

XV. Kapitel.
Keuschheit. = = = = 73

XVI. Kapitel.
Geduld. = . = = = 76

XVII. Kapitel.
Standhaftigkeit im Glück und Unglück. 80

XVIII. Kapitel.
Stäte Arbeit. = = = = 85

XIX. Kapitel.
Unterhaltungen. = = = = 89

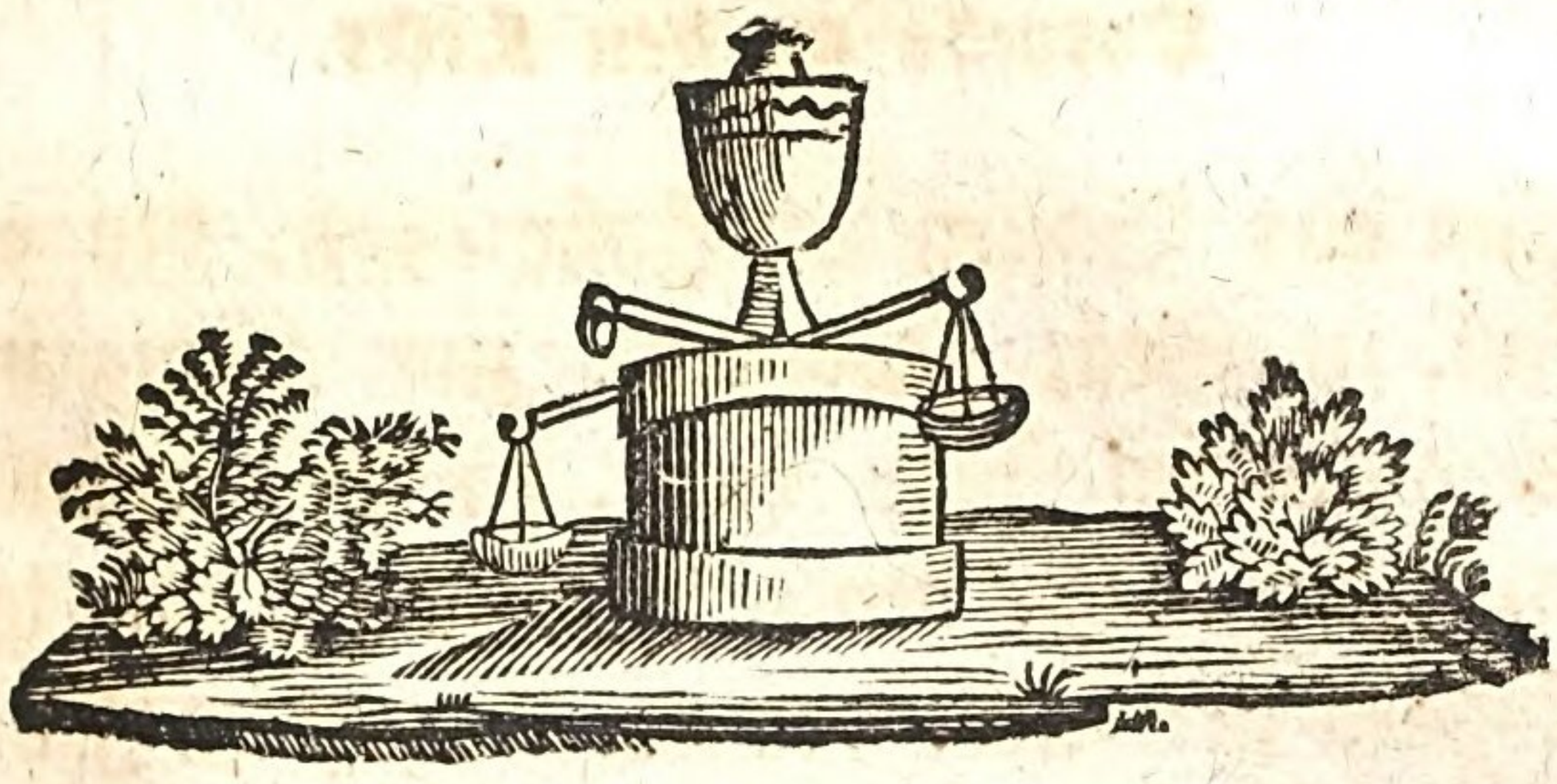
XX.

Innhalt.

XX. Kapitel.
Klugheit und Weise zu regieren. = 92
XXI. Kapitel.
Nächsten- und Feindesliebe. = = 97
XXII. Kapitel.
Holdseligkeit gegen Männiglich. = 103
XXIII. Kapitel.
Gerechtigkeit und Milde. = = 106
XXIV. Kapitel.
Freygebigkeit und Mildthätigkeit. = 111
XXV. Kapitel.
Liebe und Wohlthaten gegen den Klerus und Ordensfamilien. = = 115
XXVI. Kapitel.
Wohlthaten gegen die Armen. = 123
XXVII. Kapitel.
Eifer die Wissenschaften zu befördern. 127
XXVIII. Kapitel.
Einige wunderwürdige Dinge an Ferdinanden. = = = 129
XXIX. Kapitel.
Augenscheinliche Beweise eines sonderbaren göttlichen Schutzes, = 133
XXX. Kapitel.
Zeugnisse grosser Personen. = 138

Verbesserungen.

Seite.	Zeile.			Ließ.
20.	4.	Fasttägen	=	Festtagen.
27.	20.	In der	=	Nach der
33.	1.	Vin gangins	=	Vinzentius
69.	21.	foderte andere	=	foderte. Andere
80.	25.	Vorbeygegan= genen	=	Vorbeygegan= gene
103.	23.	Vetern	=	Völkern
117.	14.	Hibernier	=	die Irrländi= ischen Franciskaner
121.	1.	der	=	dir



Vorrede an den Leser.

Ferdinand der Zweyte, Römischer Kayser, die Stütze des katholischen Glaubens im Deuschlande, und der Erhalter jener Grösse, zu der sich das Haus Oesterreich, mittelst der wahren Religion, erschwungen hat, wurde von Karl Erzherzogen von Oesterreich, Kayſers Ferdinand des ersten Sohne, und regierenden Herzogen in Steyermarkt, und Maria Herzo-

ginn aus Baiern im Jahr 1578. den 9. Jul. zu Gråz gebohren: zum König in Böhmen im Jahr 1617. zu Prag: und im Jahr 1618. den 1. Jul. zum König in Ungarn gekrönet: den 28. August im Jahr 1619. als Römischer Kayser zu Frankfurt ausgeruffen, und ihm den 8. Septemb. die Kayserliche Krone aufgesetzet. Er hatte aus Maria Anna, Herzoginn von Baiern, Ferdinand den Dritten, seinen Nachfolger, und den Erzherzog Leopold, Maria Anna, Maximilians des Herzogs und Churfürsten in Baiern Gemahlinn, und Cöcilia Renata, die mit dem Könige in Polen und Schweden Uladislaus vermählet wurde.

Lamormaini, ein Priester aus der Gesellschaft Jesu, hat das Leben dieses wahrlich grossen Kaysers zu schreiben unternommen, und es in vier Büchern zu liefern versprochen. Wovon das Erste von seiner Geburt, und jugendlichem Alter handelte; das Zweyte, wie er seine Erbstaaten als Landesfürst verwaltet; und das Dritte, was

er

er als Kayser gethan hat, zeigete. In dem vierten Buche wurden seine erhabenen Tugenden erzählet. Und eben dieses vierte Buch war das erste, so durch die Presse bekannt gemacht wurde, und vornähmlich in unseren Tagen bekannt zu werden verdiente. Nimm es hin, geneigter Leser! les' es mit jener Absicht, mit welcher es der fromme Verfasser geschrieben hat, und lerne daraus die ausnehmende Tugend eines Kayserś kennen, den man mit allem Rechte den Apostolischen nennen kann. Du wirst darinn Vieles finden, was du sowohl anstaunen, als zu deinem Vortheile wirst benutzen können. Glaub' es sicher, daß vielleicht noch keine Tugend eines Fürsten mit einer so pünktlichen und fast ängstlichen Genauigkeit war geschrieben worden.

Ich hatte das Glück, sagt Lamormaini in seiner Vorrede an den Leser, durch volle acht und dreyßig Jahre zu Gräz, Wien, und an anderen Orten nicht nur ein gemeiner Augenzeuge, sondern auch ein fleis-

siger Beobachter der Ferdinandischen Tugenden zu seyn. Ich werde bisweilen minder wichtige Dinge, ja Kleinigkeiten zu erzählen manchen scheinen: Allein was eine wohl gegründete Tugend beweißt, kann dieß eine Kleinigkeit seyn? Und was man bey einem Privatmenschen unter die Kleinigkeiten verweisen kann, kann und darf man es bey einem so grossen Fürsten dafür ansehen? An einem Riesenkörper sind auch die kleinsten Gliedmaassen groß, und erregen Verwunderung.

Ich werde von den Tugenden meines Kayfers zuerst jene anführen, die vorzüglich Gott, seine Heiligen, und solche Personen angehen, welche nach den Heiligen am meisten geehret zu werden verdienen; dann jene, welche die, indem sie das Herz desjenigen, der sie besitzt, vervollkommen, nicht sowohl andern, als dem Besitzer nützlich sind: Endlich die, welche sich auf den Nächsten beziehen, und zu seinem Besten geübet werden. Den Schluß machen die

herr-

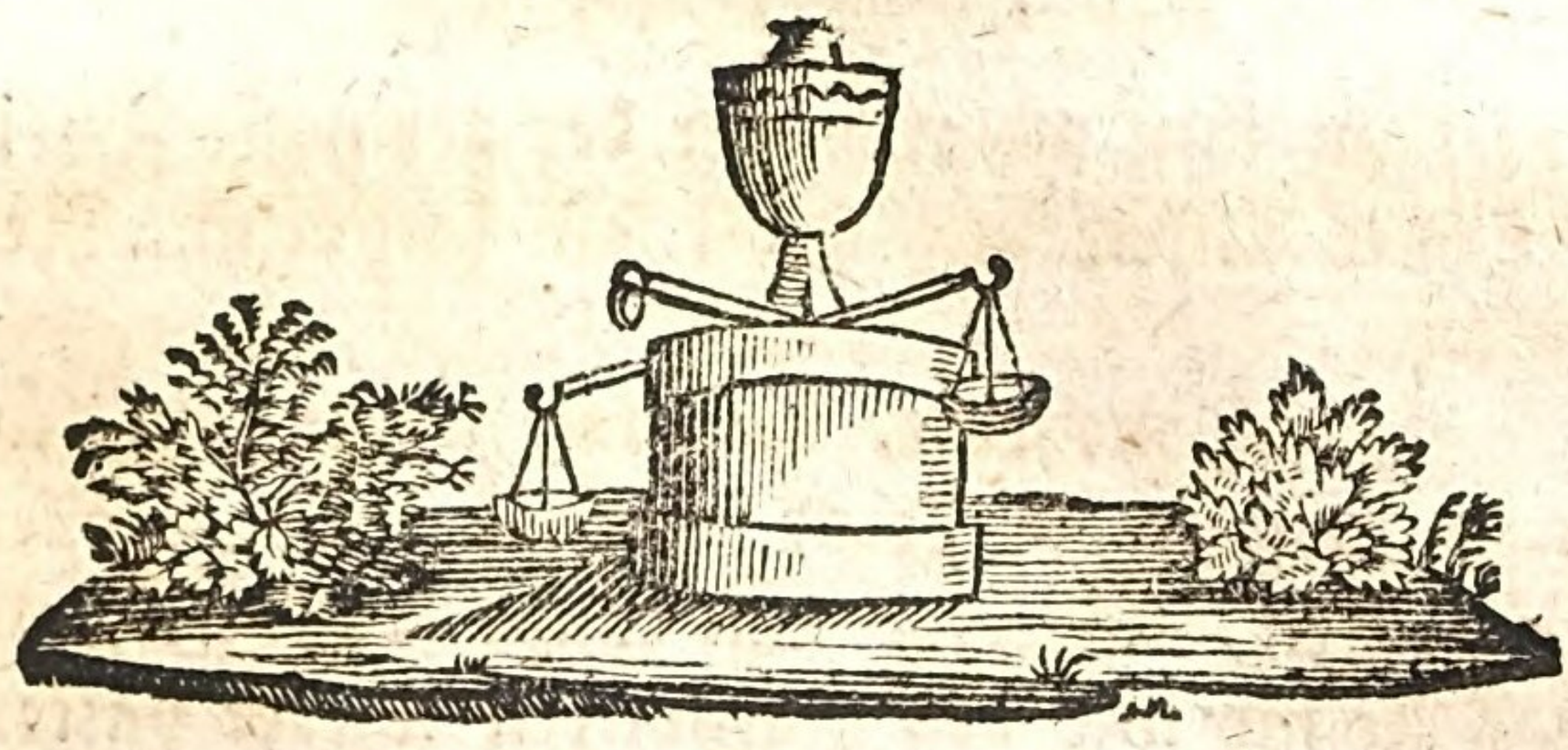
herrlichsten Zeugnisse, so die angesehnsten Männer von den erhabenen Tugenden Ferdinands in Menge ablegten.

Die Protestanten so wohl, als unsere Afterphilosophen haben den Namen dieses gottesfürchtigen Fürsten nach ihrer Sitte mishandelt, und seinen brennenden Eifer für die Erhaltung des katholischen Glaubens einen Fanatismus betitelt. Erlaube man uns, eine Stelle aus einem eben so bescheidenen als richtigen Schriftsteller anzuschliessen: „Der Namen eines Fanatikers wird von unsern vorgeblichen Weisen nur Katholiken gegeben, welche für den Glauben ihrer Väter, für die Handhabung ihrer Tempel, Opfer, und Gebräuche gefochten haben. Karl V. Philipp II. Ferdinand II. u. m. sind Fanatiker: Elisabeth, welche England im Blute schwimmen ließ, um darinn die Ketzerey fest zu setzen, ist eine Heldinn: Gustav Adolph, der alle Kirchen Deutschlandes plünderte, entheiligte, und zur

Ehre

Ehre Luthers zehn grosse Provinzen verheerte; Wilhelm, der seinen Schwiegervater zu Gunsten der englischen Kirche vom Throne stieß, sind Helden. ꝛc. Wer kann es läugnen, daß Ungereimtheiten und Widersprüche das wahre Eigenthum der Sektierer, und Modephilosophen sind?

Ferdi-



Ferdinand des II.

Tugenden.

I. Kapitel.

Glauben, und Eifer für die katholische Religion.

Der wahre Glauben auf Gott, der die Grundfeste und Quelle des ganzen christlichen Lebens ist, und ohne welchem man, wie der Apostel spricht, Gott unmöglich gefallen kann, war bey Ferdinanden gar ausserordentlich groß, und vollkommen. Er beseelte nicht nur sein Innerstes, sondern auch alle seine gute Werke. Bey einer so grossen Menge, und Halsstärrigkeit unkatholischer Fürsten und vornehmer Herrn, mit denen er zu thun hat-

te; kam ihm nie auch nur der geringste Zweifel oder Anfechtung wider die katholische Religion.

Er sah mehrere, die man insgemein für recht verständige Leute ausgab, lieber alles verkaufen, und aus dem Lande wandern, als daß sie sich mit den Katholiken wieder hätten vereinigen wollen: nichts destoweniger ließ er sich durch diesen ihren gefaßten Entschluß, und ihr Ansehen nicht im mindesten irre machen. Haben selbe ihr Vaterland, und alle allda genossene Vortheile dem Hasse gegen die katholische Religion aufgeopfert; so gestand Ferdinand zu eben der Zeit öfters als einmal, daß er für seine Person bereitet wäre, alle und jede Marter, ja den Tod selbst um jedes katholischen Glaubens-Artikels willen auszustehen.

Aus diesem standhaften und lebhaften Glauben, mit welchem sein Herz Gott, und dessen göttlichen Offenbarungen anhieng, entstand der brennende Eifer die katholische Religion zu schützen, und zu verbreiten, durch welchen Eifer er alle seine, auch noch so lobenswürdige Vorfahrer, entweder übertroffen, oder doch erreichet; seinen Nachfolgern aber ein herrliches Beyspiel zur Nachahmung hinterlassen hat.

Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er gleich bey Antritte seiner Regierung, zu Loreto im Piceniſchen Gott bey dem Altare sei-

ner

ner jungfräulichen Mutter ein Gelübde that, auch mit Gefahr seines Lebens alle Sekten, und Lehrer derselben aus Steyermark, Kärnthen, und Krain zu verbannen.

Ein gleiches gelobete er in seinem drey und vierzigsten Jahre, als schon wirklicher Kayser, und ungarisch-böhmischer König für Böhmen, und die damit vereinigten Provinzen zu Zell, wo auf den Steyerisch-Oesterreichischen Gränzen die seligste Jungfrau Maria gar sonderbar verehret wird.

Endlich hat er ungefähr acht Jahre vor seinem Tode sich mit einem Gelübde verbunden, bey keiner Gelegenheit, die ihm Gott schenken würde, je zu ermangeln, den katholischen Glauben in Ungarn, diesem ehemals so gut katholischen, und gottesfürchtigen, und eben derowegen unter dem Schutze der seligsten Jungfrau so mächtigen Reiche, Hand zu haben, und auf alle nur zulässige und anständige Weise zu verbreiten. Zu einem ähnlichen Gelübde verleitete er auch jenen von seinen Räthen, dessen er sich am meisten bediente: nämlich zu geloben, daß er das Seinige beytragen, und zu dem Eifer des Kaysers nach Kräften mitwirken wollte.

Er führte aber auch diese seine Gott gemachten Gelübde mit eben dem Eifer aus, als er sie gemacht hatte. Zuerst reinigte er Steyermark, Kärnthen, Krain gänzlich und vollkommen. Dann schaffte er aus Böhmen,

Mähren, und dem ganzen Erzherzogthume Oesterreich alle Prädikanten weg, und sezte an ihre Stelle katholische Prediger; mit so gutem Erfolge, daß sich Leute finden, die gar nicht zu weit zu gehen glauben, wenn sie behaupten: daß durch den Eifer Ferdinands, und auf sein Zuthun in die hundert und hundert tausend Menschen in den Schooß, und in den Schaafstall der katholischen Kirche seyn zurückgebracht worden; daß also dieser Fürst mit allem Rechte, der Apostel dieser Provinzen genennet werden könnte, und sollte, oder aber den Titel: Apostolischer Kayser, verdiente. In Ungarn, Schlesien hat er zur Wiedererhöhung des katholischen Glaubens den Grund geleget, auf welchem Ferdinand III., dieser Nacheiferer der väterlichen Gottseligkeit, das Gebäude noch immer rühmlich weiter fortführete.

Dieser sein Religionseifer gieng so weit, daß selbem bey ihm jeder anderer Vortheil weichen mußte. Er betheuerte zum öfteren mündlich, und auch schriftlich: daß er weit leichter, und lieber auf alle Provinzen, und Reiche Verzicht thun, als auch nur eine Gelegenheit dem Glauben Wachsthum zu verschaffen wissentlich aus den Händen lassen wollte; daß er weit lieber sich mit Brod und Wasser allein vergnügen; mit dem Stocke in der Hand in Begleitung seiner Gattinn und Kinder ins Elend wandern; das Brod von Haus zu

Hause

Hause betteln; sich in Stücke zerhauen lassen, als ein Unbild, die Gott und der Kirche von den Ketzern in seinen untergebenen Provinzen bisher angethan worden ist, länger dulden wollte.

Nachdem die Prädikanten aus Steyermark waren verwiesen worden, wagte ein gewisser landschäftlicher Sekretär, entweder aus eigener Hartnäckigkeit, oder auf Ersuchen, und Vertröstung abgefallener Herrschaften, zu Grätz alle Sonntage lutherische Predigten im Landhause vorzulesen, und hierdurch seine Zuhörer, deren er eine grosse Menge von Adel hatte, im Irrthume zu bestättigen. Ferdinand erfuhr solches kaum, als er es auch schon auf das nachdrücklichste verboth. Und damit ja nicht etwa hier und da einer sich erfrechte darwider zu handeln, so setzte er seine eigene Leibwache vor das Landhausthor; mit dem Befehle, alle und jede abzuweisen, die zu diesem Ende hinein wollten. Die Worte, die er hinzufügte, verdienen alle Aufmerksamkeit: Ehe nämlich wollte er sich das Leben nehmen lassen, als daß er seinen Unterthanen, vor seinen Augen, nach so vielen und ernstlichen Verbothen, eine solche unkatholische freye Religionsübung, so gering selbe auch scheinen möge, gestatten sollte.

In Schlesien wurden mit einigen vom Glauben abgefallenen Fürsten Friedensunterhandlungen gehalten, auf welchen, wie man

sagte, der Herzog von Friedland sehr drang. Ferdinand, dem die Wiederbringung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit ungemein am Herzen lag, sehnte sich nach demselben, und suchte ihn durch seine Gesandte zu befördern. Unterdessen äußerten sich einige gegen ihn, daß es weder der Herzog redlich meyne, noch daß dieser Friede zum Besten der Religion seyn würde. Der für die Vertheidigung der Religion eifernde Kayser hatte solches kaum vernommen, als er sich schon auf seine Kniee warf, und die seligste Jungfrau inständig bath: daß, wenn dieser Friede ihr, und ihrem Sohne nicht wohlgefällig; wenn er der katholischen Religion nachtheilig seyn sollte; sie ja selben noch ferner verhüten, und auf alle und jede Weise hinterstellig machen wolle, sollte es auch durch harte, und ihm übrigens gar nicht behagliche Mitteln geschehen müssen.

Es ist kaum auszusprechen, was große Freude für ihn war, wenn er hörte, daß einer von den Vornehmen die Ketzerey verlassen, und sich wieder zur wahren Kirche begeben habe. Er bestrebte sich nicht nur selbst aus allen Kräften grosse Herren bey guter Gelegenheit für den Glauben zu gewinnen, wies ihnen nicht nur taugliche Geistliche zum Unterrichte an; sondern rufte auch diese ihre Glaubensunterweiser zu sich, erklärte ihnen die ganze Beschaffenheit, und Gemüthsart der-

derjenigen, die sie zu unterweisen hatten, zeigte ihnen Weg und Mittel, wie er glaubte, daß sie am leichtesten könnten bekehret werden. Waren sie aber zur wahren Kirche umgekehret, so empfieng er sie mit sonderbaren Gnaden, und mit ausserordentlicher Freude.

Ich will hier nur einige wenige Worte aus dem Briefe hersetzen, durch welchen er im Jahre 1623. Rudolphen von Tiefenbach, einem österreichischen Freyherrn, und vortreflichen Generalen von Prag aus zu seiner Bekehrung eigenhändig Glück wünschte. Die Scheitel eures Hauptes, heißt es darinnen, wollte ich euch küssen, wenn ich euch vor mir hätte. Denn Tiefenbach war damals zu Wien.

Ich werde kaum einen klåreren Beweis für Ferdinands Glauben auf Gott, und für seinen Religionseifer anführen können, als wenn ich einen Theil des Kodizills hersetze, so er seinem letzten Willen beygefüget hat. Er redet in selbem alle seine künftige Erben mit folgenden Worten nicht so viel an, als er sie beschwöret: Obschon wir Kayser Ferdinand *II.* unser Testament und letzten Willen aus dringenden Ursachen schon schriftlich haben abfassen lassen; so hat uns doch die Ehre Gottes, dieses unseres höchsten Wohlthåters, und liebreichen Vaters, die wir wegen so håufigen von ihm empfangenen Gutthaten aus Dankbarkeit zu befördern

schuldig sind, angetrieben, unseren Univer:salerben, und lieben Sohn Ferdinand Ernest, wie auch nach seiner alle künftige Nachfol:ger nochmals, und durch dieses Kodizill neuerdings recht väterlich, und inbrünstig zu ermahnen, unsere ihnen hinterlassenen Land und Leute sich bestens befohlen zu haben: selbe in unserem wahren, Rö:misch:Apostolischen, allein seligmachenden, Katholischen Glauben zu erhalten: alle Sek:ten, und Irrlehren, wie auch alles, was solchen einen Zutritt, Anlaß, oder Gelegen:heit verschaffen könnte, abzuwenden und zu verhüten. So viel nun aus dem Kodizill Ferdinands. Man kann daraus leicht einse:hen, was grossen Eifer er gehabt habe, den wahren Glauben zu verbreiten, und zu be:schützen, indem er solches nicht nur bey Leb:zeiten selbst unermüdet gethan, sondern auch noch auf dem Todtenbette seinem Erben als seinen letzten Willen zu thun befohlen hat.

II. Kapitel.

Hoffnung und Vertrauen auf Gott.

Wenn Gott Ferdinanden eine Tugend reich:lich, und, so zu sagen, mit vollen Hän:den mitgetheilet hat; so war es gewiß die Hoffnung, und das Vertrauen auf ihn. Von

der

der Zuversicht auf die göttliche Gnade, das kostbare Blut, und die Verdienste unsers Erlösers, arbeitete er stäts, und unaufhörlich an dem Heile seiner Seele, in der besten Hoffnung, daß ihm der gerechte Richter, und barmherzigste Vater die Krone ertheilen werde, die er durch seinen Wahlspruch öffentlich betheuerte, daß sie den rechtmäßig Kämpfenden nicht ausbleiben werde.

Nie begegnete ihm etwas, so rauh und hart es auch war, wobey er sich nicht von Gott das Beste versprach. Daher jene stäte Zuflucht, die er in allen und jeden Dingen, sie möchten wichtig, oder minder wichtig, oder auch noch so geringe seyn, zu Gott, dessen jungfräulichen Mutter, und lieben Heiligen nahm. Denn das war eigentlich sein Brauch, von dem er nie abwich, alle menschliche Mittel zur Erreichung seiner Absichten auf das sorgfältigste anzuwenden: vor allem aber die Sache Gott zu empfehlen, und von ihm den glücklichen Ausgang zu hoffen, und zu gewarten.

Es wäre zu weitläuftig, zur Bestättigung einer Sache, die bey ihm so was Gewöhnliches war, alle Beyspiele zu sammeln und anzuführen. Ich würde derer mehrere finden, als sich mit der vorgenommenen Kürze dieses Werkchens vertrügen.

Im Jahre 1619. setzte Graf Heinrich Mathes von Thurn im Brachmonate über die

Donau, und lagerte sich mit seinen aufrühr-
rischen Böhmen um Wien herum, ja selbst in den
Vorstädten. Weil mit dem Grafen ein guter
Theil der Stadt verstanden war, so drohete
Ferdinanden die äusserste Gefahr. Während
dieser Zeit begab sich P. Bartholomäus Ville-
ri, Ferdinands damaliger Beichtvater nach
Hof, und begehrte von dem Oberstkämmerer
bey selbem angemeldet zu werden. Wie nun
dieser die Thüre des Gemaches, in welchem
sich der König befand, in der Stille auf-
machte, welch' unerwarteter Anblick! sah er
den Monarchen vor dem Kreuzbilde ganz auf
die Erde hingestreckt. Hierüber ganz ausser
sich, erzählt er entweder dem Pater, was er
gesehen hat, oder läßt es ihn selbst mit Au-
gen sehen, und heißt ihn ein wenig verziehen.
Es stand aber nicht lange an, so wurde Vil-
leri vorgelassen. Pater! fieng der König
an, ich war eben in Betrachtung der Gefah-
ren begriffen, die mir von innen und aussen
drohen. Ich überdachte bey mir das Vorha-
ben der Feinde in den Vorstädten, die Ränke
der Lutheraner in der Stadt selbst, die mir
alle gar wohl bewußt sind. Weil ich nun von
allen Seiten keine menschliche Hülfe sah, so
nahm ich, wie gewöhnlich, meine Zuflucht
zu Gott; warf mich vor das Kreuzbild hin:
bethete meinen Gott an; und ergoß mich
fast in folgende Worte: O Herr Jesus
Christus, Erlöser des menschlichen Ge-

schlech-

schlechtes! Du, der bis in das Innerste der Herzen sieht, du weißt es, daß ich nicht meine, sondern bloß deine Ehre suche. Sollte es dir jedoch gefällig seyn, mich durch diese Nöthen, und durch diese feindliche Anstalten zu erniedrigen, zu Schanden zu machen, den Leuten zum Gespötte werden zu lassen; so weigere ich mich nicht im mindesten: Herr, dein Will geschehe! dein unwürdiger Knecht ist auf jeden deiner Winke bereit und fertig. Ich hatte dieses Gebeth kaum vollendet, als ich mich schon voll der besten Hoffnung fand. Gott brachte in mein Herz eine recht sonderbare Ruhe: er wird die Bemühungen meiner Feinde ganz sicher zu Wasser machen.

So viel sagte Ferdinand seinem Beichtvater, und er betrog sich in seinem Vertrauen nicht. Denn wirklich war plötzlich Hülfe vorhanden, durch die Gott die Gewalt und Ränke der Feinde zernichtet, und die Gemüther aller Gutgesinnten aufgerichtet hat. Ich weiß wohl, daß man nicht minder öffentlich, als in geheim erzählet hat, daß einst Christus am Kreuze mit Ferdinanden geredet, und ihn gutes Muthes zu seyn geheissen habe. Ich kann hierinnen weder etwas bejahen, noch verneinen. Wenn es wahr ist, was so viele behaupten, so hat solches, wie mehreres andere, die Bescheidenheit, und Demuth Ferdi-

dinands, so viel er nur konnte, verborgen gehalten. Allein wir wollen wieder zu seinem Vertrauen auf Gott kommen.

Wie ihm das Vorhaben, und die Anschläge des Herzogs von Friedland, wie auch in was grosser Gefahr er selbst wäre, zu Ohren kam; so wurde er zwar über ein so gottloses Beginnen, wie billig, entrüstet: allein, da er sein ganzes Vertrauen nur auf Gott seßte, so entschloß er sich vor allen Dingen den göttlichen Beystand anzuflehen. Ohne die Ursache zu entdecken, ließ er in allen Klöstern Gebeth anstellen; und machte auf Eingebung Gottes ein Gelübd, dem Probhause der Gesellschaft Jesu, bey St. Anna eine hinlängliche Stiftung zu verschaffen. Gleich darauf verspürte er in sich eine so zuversichtliche Hoffnung eines glücklichen Ausganges, daß er des andern Tags, als sein Beichtvater zu ihm kam, selben, des göttlichen Beystandes fast ganz sicher, dergestalt anredete: Pater! mahne er mich zu seiner Zeit, mein Gelübd zu halten, denn ich habe gestern gelobet zu dem Probhause bey St. Anna eine hinlängliche Stiftung zu machen, wenn ich dieser Gefahr entgehen soll. Das wird aber, wie ich hoffe, gar bald geschehen.

Es lief einst die Nachricht ein, daß mehrere Könige, Fürsten und Stände wider ihn in ein Bündniß getretten seyn. Als er dieses

ses bald darauf selbst einem seiner Vertrau=ten erzählte, so waren seine Worte: thun sie meinetwegen, was sie wollen. Ich lebe der sichern Hoffnung, daß durch den göttlichen Beystand ihr Bündniß eben so leicht, als das Salz im Wasser, zerrinnen werde.

Zur Zeit, wo er zu Regenspurg war, erhielt er ein Schreiben, worinn er für gewiß versichert wurde, daß sich auch England mit seiner ganzen Macht wider ihn zum Kriege rüste. Als er solches gelesen, und jener, der es ihm überreichet hatte, die Frage that: Was wird denn endlich so werden? Gab er zur Antwort: Es ist ein Gott im Himmel.

Wiewohl er sich dieser Worte in ähnlichen Fällen öfters gebrauchet hat; so scheinet er doch sein Vertrauen auf den göttlichen Beystand nie herrlicher ausgedrückt zu haben, als da er nach der kayserlichen Wahl von Frankfurt wieder nach Gräz zurücke kehrte. Denn als sich einige, über die vielen und grossen Schwierigkeiten ganz kleinmüthig und verzagt, verlauten liessen: daß kaum ein Mittel mehr erdacht werden könne, wie entweder den gegenwärtigen Uebeln zu entgehen, oder den künftigen vorzubeugen wäre; gab Ferdinand voll Majestät, und Fröhlichkeit zur Antwort: Man hat auch zu andern Zeiten mit ähnlichen, und noch grösseren Schwierigkeiten zu ringen gehabt. Indessen wissen wir, daß es Gott an Mitteln nicht gefehlet habe, die

An=

Anschläge, und Ränke der Menschen zu Nichts zu machen, die Kirche, und seine Diener zu beschützen. Sein Arm ist heut zu Tage nicht verkürzet; sein Wille nicht bö-ser: Er sitzet noch auf dem nämlichen Thro-ne; ist eben der mächtige, eben der gütige Gott. Ich hoffe von Tag zu Tag das Bessere.

Von diesem seinem Vertrauen auf Gott war bey dem Adel, den Soldaten, und Bür-gern die übereinstimmende Meynung; selbes habe in Gott und den Heiligen tiefe Wurzeln gefaßt. Ferdinand habe auf Gott also ge-bauet, daß er seinen Beystand so oft zu er-fahren verdienete, als er um denselben anhielt. Oefters, wenn er ein sonderbares Werk der Andacht öffentlich verrichtete, hörte man die Leute der Menge nach sagen; Heute hat der Kayser wieder viele Tausende seiner Feinde in die Flucht geschlagen.

III. Kapitel.

Liebe gegen Gott.

Durch die stäte Betrachtung Gottes, und göttlicher Dinge, erhielt Ferdinand ein ganz deutliches Erkenntniß, daß dieses höchste Wesen einer so innbrünstigen Liebe würdig sey, die auch einem Seraphim, zu geschwei-ge einem Menschen, wohl anstünde. Wie das Licht, mit dem er an Gott die Quelle al-

les

les Guten erkennet hat, so war auch seine Liebe in der Ausübung beschaffen, und er suchte sich täglich durch die Flammen derselben auf dem innersten Altar seines Herzens immer mehr und mehr zu entzünden, um Gott ein wohlgefälliges Brandopfer zu werden.

Wie es nun jenen, die lieben, ganz eigen ist, die Ehre derjenigen, die sie lieben, nach Kräften zu befördern; so verwendete auch er alle seine Gedanken, und Mühe dahin, wie er Gottes Ehre, und seinen heiligen Namen immer weiter auf Erden ausbreiten könnte.

Es ist merkwürdig, was er öfters als einmal von sich bekennet hat: Es liege ihm nämlich die grössere Ehre Gottes so sehr am Herzen, daß, wenn ~~selbe~~ nicht anders als durch seine Erniedrigung erhalten werden könnte, er unverzüglich vom Throne herabsteigen, seine Krone und Zepter niederlegen, einen gemeinen Stand antreten, in Elende gerathen, den schmählichsten Tod ausstehen wollte.

Wenn er andere um ihr Gebeth ersuchte, so begehrte er nicht ihm dieses oder jenes von Gott zu erhalten, wie es sonst die Menschen gerne zu machen pflegen, sondern bloß, damit jenes geschehen wolle, wodurch bey den Menschen die Ehre Gottes befördert würde.

Er verabscheute jederzeit alles dasjenige, wodurch er glaubte, daß Gott beleidiget werden könnte. Er hütete sich vor aller und jeder, besonders aber vor der Todsünde, wie vor dem größten Uebel. Und er haßte die Laster, durch welche die göttliche Güte und Majestät verletzet wird, nicht nur an sich, sondern auch an andern.

Es bestehen eine Menge seiner Verordnungen wider Fluchen, Schwören, Gotteslauber, Ehebrecher, die eben so viele redende Beweise seiner innbrünstigsten Liebe gegen Gott sind.

Alle jene, die sein Thun und Lassen etwas genauer in Acht genommen haben, haben wahrgenommen, daß er jederzeit gar erschröcklich entrüstet, und auf das empfindlichste betroffen wurde, wenn etwa der Name Gottes von einem oder dem andern unehrerbietig ausgesprochen, oder gelästert wurde. Daher kam es, daß der sonst so gütige Fürst mit jenen auf das schärfste verfuhr, die sich etwas zu thun erfrechet hatten, was zur Verachtung Gottes gereichte.

Setzen wir noch den dritten Beweis seiner ausnehmenden Liebe gegen Gott hinzu. Nichts verschaffte ihm so viel Vergnügen als die Verehrung, und Ehrerbietigkeit gegen Gott. Wenn er hörte, oder selbst mit Augen sah, daß die Gotteshäuser besuchet, die Sakramente häufig gebrauchet, die Prediger

ger mit grossem Zulaufe des Volks angehöret, vor allem aber, daß an jenen Orten das allerheiligste Sakrament des Altars absonderlich geehret wurde, wo selbem ehemals die Ketzerey mit Verachtung begegnet war; o! dann hob sich sein Herz, sprang auf vor Freuden, und schwamm in völligem Jubel.

Als er im Jahre 1630., und wiederum im Jahre 1636. zum Churfürstentage nach Regenspurg reisete, machte er das erstemal zu Steyr und Wels; das zweytemal zu Ens und Linz, oberösterreichischen Städten Halt, um den feyerlichen Bittgängen beyzuwohnen, bey welchen durch die ganze Frohnleichnams-Oktav, der unter den Gestalten des Brods vermenschte Gott, gleichsam wie im Triumphe, herumgetragen wird. Es erschien dabey eine ungläubliche Menge Volkes aus ganz Oberösterreich, und zwar mit ausnehmend vieler Andacht. Der Kayser betrachtete den grossen Zulauf und die eben so grosse Auferbaulichkeit eine gute Weile mit innigsten Vergnügen; dann wandt er sich zu einem seiner vertrauten Priester, und sprach: Das kann er, mein Pater! nicht glauben, was grosse und süsse Freude ich empfinde, da ich vor meinem Tode, an jenem Orte (es war aber das zu Linz) wo man sich noch vor kurzem wider das allerheiligste Sakrament des Altars mit so vieler Bitterkeit, und Gottlosigkeit ereifert hat; woraus dann, als

aus der Quelle aller Uebeln, ein Irrthum nach dem andern, ein Aufruhr nach der andern entstanden ist; bey diesen feyerlichen Bittgängen einen so grossen Zulauf, und den Adel sowohl, als die Bürgerschaft in meiner Gegenwart, und unter meinen Augen Gott in dem allerheiligsten Altarssakramente die gebührende Ehrerbietung leisten sehe. Wahrhaftig; das war für mich eine Freude über alle Freuden, und ein so angenehmer Auftritt, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Dieses sagte Kayser Ferdinand mit so vieler innerlicher Rührung, und einer solchen Andacht in den Augen, und dem ganzen Angesichte, daß selbst der Priester, mit dem er redete, fast Thränen fallen ließ.

Obwohlen er Gott für jede empfangene Wohlthat dankbar zu seyn sich bestrebte; so befließ er sich doch dessen absonderlich alle Jahre an seinem Geburtstage. An diesem Tage ehrte er Gott mit sonderbarem Fleiß, und sagte ihm, als dem Urheber des Lebens, häufigen Dank, daß er ihn bisher so gnädiglich erhalten wollen. Um seine Dankbarkeit, auch im Werke, so gut er nur konnte, zu bezeigen, pflegte er denselben Tag unter der Messe so viele Thaler zu opfern, als er Jahre alt war. Die Ordenspersonen, die ihm in ihrem, und ihrer Mitbrüder Namen, das Verzeichniß der Gebether und guten Werke

brach-

brachten, durch die sie Gott für seine bisherige Erhaltung zu danken, und für sein künftiges noch längeres Wohlseyn zu bitten sich vorgenommen hatten, nahm er ganz gnädiglich, liebreich, und mit sonderbarem Wohlgefallen auf. Es ist mir gar lieb, sprach er, daß ich Leute finde, die mir Gott danksagen helfen; nachdem ich ihm so vieles schuldig, und dennoch selbst so wenig zu leisten im Stande bin.

IV. Kapitel.

Oftmaliger andächtiger Gebrauch der heiligen Sakramenten, und Verehrung des hochwürdigsten Altarssakramentes.

Die Sakramente sah er jederzeit als die reichhaltigsten Quellen an, aus welchen den Menschen zum Besten die himmlischen Güter im Ueberflusse strohmen. Da er nun gar grosse Begierde nach der göttlichen Gnade trug, so fand er sich bey diesen Quellen gar oft und fleißig ein. Wenigstens fünfzigmal pflegte er des Jahres zur heiligen Beichte, und Kommunion zu gehen; und das zwar besonders an grösseren Festen des Herrn, der seligsten Jungfrau Maria, der Apostel, und jener Heiligen, die er sich zu Patronen erwäh-

wählet hatte, dann zu andern heiligen Zeiten, nämlich in der Faste, und im Advente, wo er jeden Sonntag, und den darzwischen einfallenden Fasttägen sein Gewissen durch die Buße zu reinigen, und seine Seele durch das Engelsbrod zu stärken pflegte.

Zu beyden Sakramenten bereitete er sich mit allem ernstlichen Fleiße, ohne sich jedoch in unnöthige Aengstigkeiten einzulassen. Vor der Beichte durchgieng er seine Sünden in der Bitterkeit des Herzens: warf sich aber nicht eher zu den Füssen des Priesters hin, als bis er nach der löblichen Gewohnheit frommer Leute, die Kayserinn Eleonora, seine Gattinn, wenn selbe anderst bey ihm war, um Verzeihung gebethen hatte, so er sie etwa durch Worte oder im Werke sollte beleidiget haben.

Am Vorabende der Kommuniontäge pflegte er sich beym Nachtessen merklichen Abbruch zu thun, wenn nicht etwa ohnehin schon ein gebothener Fasttag war.

Zur Zeit der Kommunion selbst äusserte er eine solche Innbrunst, so viele Andacht; brach in so viele Seufzer und Zähren aus, daß es das Ansehen hatte, als wollte die von der Liebe Gottes ganz entzündete Seele die Fesseln des Körpers zerbrechen, und ihrem Heilande entgegen eilen.

Als er im Jahre 1624. am grünen Donnerstage beichten, und nach seiner Gewohnheit öffentlich zum Tische des Herrn gehen wollte;

wollte; nun aber fälschlich berichtet wurde, daß sein Beichtvater nicht da wäre; so fieng er an in Sorgen zu gerathen, daß er nicht etwa um diese Gnade gebracht würde. Es war aber sein Verlangen an diesem Tage das Abendmahl zu empfangen ein so heisses Verlangen, daß ihm darob der kalte Angstschweiß am ganzen Leibe ausbrach. Der Beichtvater fand ihn noch in diesem Zustande, und fühlte, auf Begehren des Kaysers, noch die Tropfen auf der Stirne, die ein redender Beweis von den Flammen waren, welche Gott in seinem frommen Herzen angezündet hatte.

Gleichwie er aber diese zwey Sakramente oft, und mit Andacht selbst empfangen hatte; so unterließ er auch nicht bey der Darreichung anderer Sakramente, so viel er nämlich konnte, mitzuwirken. Es ersuchte ihn Niemand von grossen Herren, oder auch nur von seinem Hofgesinde, dem er nicht mit gröβten Freuden Kinder aus der Taufe gehoben hätte. Konnte er es, durch Reichsgeschäfte verhindert, in Person nicht thun, so erwählte er einen vom Adel, der dieses christliche Werk in seinem Namen verrichten mußte.

Eben so machte er sich ein Vergnügen daraus, Leute zur Firmung zu führen; und band ihnen dabey mit eben jener Hand die Stirnbinde um, mit der er sonst den Zepter führte. Als er dieses christliche Werk an Christian Wilhelm Marggrafen zu Branden-

burg in dem Oratorium des Jesuiterkollegiums zu Wien verrichtete, so entzündete sich in beyden eine solche Andacht, daß der eine, wie der andere Thränen vergoß.

Es ist hier der Ort zu zeigen, daß die dem Hause Oesterreich angebohrne Andacht gegen das hochwürdige Gut, Ferdinanden nicht nur nicht gemangelt habe, sondern wohl auch bey ihm noch im größeren Maasse als bey vielen und vielen andern aus diesem Durchlauchtigsten Hause zu finden gewesen sey. Zur Zeit, wo die Christenheit alle Jahre die Frohnleichnamsoktave mit sonderbarer Andacht zu begehen pfleget, blieb Ferdinand von keiner einzigen Prozession aus; begleitete bey selben seinen im Triumphe herumgetragenen Gott jederzeit zu Fuß, mit entblößtem, und nur mit einem Kranze von Rosen umgebenem Haupte, mit einer brennenden Fackel in der Hand.

Einsmals schwoll ihm die Hand und der ganze Arm von dem langen Fackeltragen auf. Nichts destoweniger wollte er doch den andern Tag wiederum der Prozession beywohnen, ob er schon den kranken Arm in der Schlinge tragen mußte. Da erinnerte ihn einer vom Adel, daß er sich für dießmal des Fackeltragens wohl werde enthalten müssen. Er aber gab zur Antwort: Ey! habe ich doch noch eine andere Hand, mit der ich Gott dienen kann.

Wenn

Wenn ihm beym Aus- und Heimfahren ein Priester mit der letzten Wegzehrung begegnete, so machte er es, wie Rudolph I. Er sprang voll der Ehrfurcht aus dem Wagen: knieete, um seinen Gott anzubethen, auch mitten im Kothe nieder: begleitete den Priester zu Fuß; es mochte nun selber erst aus der Kirche zum Kranken, oder von diesem schon wieder in die Kirche zurücke gehen. Zu Grätz hat er einsmals in einem solchen Falle dem Priester nicht nur das Geleit bis in die Vorstadt, zu einem Kranken von der mindesten Klasse gegeben, sondern auch den nothleidenden Kranken recht reichlich, und großmüthig beschenket.

Da es ihm bey der grossen innerlichen Zerrüttung seiner Reiche, und den häufigen Kriegen, die er zu führen hatte, an Schwierigkeiten nicht mangeln konnte, die sich ihm in der Menge darstellten; so war dabey sein stätter Gebrauch, um von Gott schleinige Hülfe zu erhalten, öffentliche Andacht bey dem Hochwürdigen Gute anzusagen. Darum ließ er selbes bald in dieser, bald in jener Kirche, und nicht selten auch in der Hofkapelle zur allgemeinen Verehrung aussetzen, und um andern mit einem guten Beyspiele vorzugehen, lag er selbst ganze Stunden vor selbem auf seine Knieen, und flehete in aller Demuth zu Gott.

Bey dem vierzigstündigen Gebethe, so die drey Faschingstäge, in den Kirchen der Gesellschaft Jesu gehalten zu werden pfleget, fand er sich alle Jahre ein, und diente dem unter den Gestalten des Brods gegenwärtigen Gott zu einer Zeit desto eifriger, wo andere den Lustbarkeiten freyer nachzugehen pflegen.

Der heiligen Messe, das ist: jenem Opfer, bey welchem Jesus Christus zugleich das Opfer, und zugleich auch der höchste, und immerwährende Priester ist: wohnte er mit reinem Herzen, und vieler Ehrerbietigkeit bey. Jedoch sah er gerne, wenn in seiner Gegenwart, solche Leute zu dem Altare traten, von welchen er glaubte, daß sie wegen ihrer Frömmigkeit, und unsträflichen Lebenswandel Gott lieb und angenehm wären.

Ich wollte wünschen, daß das, was ich gleich erzählen werde, bey allen und jeden immer im frischen Andenken bliebe. Ich weiß nicht, wie es geschah, daß einsmals keiner von denen zu gegen war, die sonst dem Kayser Messe lasen. Es sprach daher derjenige, der dafür zu sorgen hatte, den Kapellan des Ortes, wo damals der Hof sich befand, dazu an. Dieser war schon angekleidet, und im Begriffe das Opfer anzufangen; da erblickte der Kayser den fremden Priester, und fragte ihn, ob er wohl gebeichtet habe? Wie nun dieser in Verlegenheit gerieth, und durch

sein

sein Stillschweigen: Nein sagte; sprach der Monarch: Man sollte aber ehe beichten.

V. Kapitel.

Gebeth und geistliche Lesung.

Der Eifer zu bethen, und geistliche Bücher zu lesen, durch den sich Ferdinand besonders auszeichnete, mag allen Fürsten zu einem Beyspiele dienen, das sie nachaymen sollten. Kein Mensch wird sich mehr mit seinen häufigen Geschäften entschuldigen können, als ob selbe ihm die Zeit zum Bethen, und göttliche Dinge zu betrachten raubten. Ferdinand, obschon die Anliegenheiten des römischen Reiches, so vieler Königreiche, und Provinzen, beynebens so viele schwere Kriegssorgen auf ihm lagen, lobete dennoch seinen Gott, wie ein anderer David, des Tages wohl siebenmahl, und auch noch öfters.

Frühe Morgens, wenn er erwachte, fieng er nach gemachtem heiligen Kreuze den Tag mit folgendem kurzen Gebethe an: Durch das Zeichen des Kreuzes † befreye uns Herr! unser Gott! † von unsern Feinden † Bey diesen Worten machte er folgende ganz kurze, aber erbauliche Betrachtung, wie man sie in seinem Gebethbüchlein fand: Durch das Zeichen des Kreuzes †; an welchem Jesus Christus, der Sohn Gottes, und Mariens, wah-

rer Gott, und Mensch zugleich, der Erlöser der Welt für uns, aus unaussprechlicher, unbegreiflicher Liebe gegen Gott und uns Menschen, voll der Demuth, Sanftmuth, Geduld, Starkmuth, Standhaftigkeit, und Armuth zwischen zween Mördern gelitten hat, und gestorben ist: befreye uns Herr! unser Gott! † denn nur du kannst, und weißt uns zu befreyen. Von unsern Feinden †; von Ketzern, und ihren Irrthümern, von der Welt, und ihren Eitelkeiten, von dem Fleische, und seinen Begierlichkeiten, von dem Teufel, und seinen Nachstellungen.

Sobald er aufgestanden war, und ehe er noch aus dem Zimmer gieng, um sich anlegen zu lassen, brachte er eine ganze Stunde im Gebethe, und andächtiger Betrachtung vor dem Altare zu, den er zu diesem Gebrauche in seiner Schlafkammer hatte. Zuletzt bethete er vor dem Bildnisse des heiligen Ignaz sieben Vater unser und Ave Maria für seinen königlichen Sohn mit ausgespannten Armen, und küßte zu Ehren der fünf Wunden Christi fünfmal die Erde. Bey dieser Gewohnheit blieb er sein ganzes Leben hindurch so standhaft, daß er nicht einmal auf Reisen, oder aus Unpäßlichkeit davon abwich.

Zum Beweise dessen will ich hier eine gar herrliche Urkunde anführen. Nach geschlossenem Churfürstentage brach er im Jahre 1637.

1637. den 23sten Jenner von Regenspurg nach Wien auf, und kam noch eben selben Tag mit einer solchen Beschaffenheit seiner Gesundheit nach Straubing an, die sich weiter gar nicht verbergen ließ. Hier schrieb er an seinen Beichtvater, der krank darnieder lag, folgenden Brief mit eigener Hand: Ehrwürdiger in Christo Pater! Bisher hatte ich immer im Brauche, mein Gebeth, ehe ich mich noch ankleidete, eine Stunde lang zu verrichten. Dieses wird mir auf dieser Reise wohl beschwerlich fallen; weil ich täglich schon um vier Uhr aufstehen müßte. Ob ich nun schon kein Gelübd gemachet habe, so möchte ich dennoch von Euer Ehrwürden einen Rath wissen, ob ich hierinnen mir einige Nachsicht erlauben dürfte. Ich bin, Gott Lob! gesund. Straubing, den 24ten Jenner 1637.

In der im Gebethe zugebrachten Morgenstunde, und nachdem er sich kurz darauf hatte ankleiden lassen, wohnte er zwey heiligen Messen bey, die hintereinander gelesen wurden. Nach der zweyten Messe mußte ihm der Priester die Lauretanische Litaney vorbethen, wenn solche nicht selben Tag musikalisch gehalten wurde; wie es alle Sonntäge, Feyertäge, Samstäge nach abgesungener Vesper zu geschehen pflegte.

Unter Tags entzog er sich abermals den Geschäften, und brachte abermals eine halbe

Stun-

Stunde im Gebethe, und genauer Durchforschung seiner selbst zu.

Auch nicht einmal auf Jagden, und bey Reigerbaizen unterließ er solches.

Während dem man auf das Wild oder den Reiger wartete, war er meistens mit Gott, und sich selbst versammelt.

Abends ehe er schlafen gieng, verharrte er wenigstens eine halbe Stunde im Gebethe, und in Erforschung seines Gewissens; und bereitete sich nicht anderst zum Tode, als ob er selbe Nacht sterben müßte. Zu diesem Ende fügte er auf die letzt ein Gebeth zu unser lieben Frauen und seinem Schutzengel um eine glückliche Sterbstunde nebst dem Glaubensbekenntnisse hiezu, so in dem siebenten Theile des Handbüchleins andächtiger Gebether des P. Peters Ribadeneira zu finden ist, welches er täglich und stäts in Händen hatte.

Die letzten Jahre, wo er schon stark an Verschleimungen litt, und daher leicht einschlief, sah man ihn öfters über eine Stunde mit dem Schlafe ringen, um sein Gebeth zu vollenden.

Als ihm einstens die Kayserinn Eleonora rieth: Er möchte sich nicht so viel Gewalt anthun, sondern sich lieber zu Bette begeben; gab er zur Antwort: Sollte ich mich denn wie ein Vieh schlafen legen.

Nebst seinen gewöhnlichen mündlichen Gebethern, dem Rosenkranze, den Tagzeiten von unserer lieben Frauen, und für die Abgestorbenen, den sieben Litaneyen (als der Lauretanischen, der von aller Heiligen, von dem süssen Namen Jesu, zu den Schutzheiligen Deutschlandes, zu den heiligen Kriegsleuten, für die Abgestorbene, und noch einer andern zu unserer lieben Frauen, die aus der heiligen Schrift gezogen ist) gewöhnte er sich auch an jene Gebether, welche die Unterweiser im christlichen Leben Schußgebether nennen, weil sich durch selbe die Seele, gleich einem Pfeile zu Gott und dem Himmel aufschwingt.

Selbst bey eitler Nacht, wenn er aufwachte, brach er in diese und dergleichen Worte aus: Maria Gnaden-Mutter! Mutter der Barmherzigkeit! Beschütze uns vor unserem Feinde! Nimm uns zur Stund' des Todes auf! Zeig', daß du für uns Mutter seyst.

In grösseren Drangsalen hatte er einige auserlesene Psalmen, durch die er um den göttlichen Beystand anflehte: als nämlich den zweyten, dreyßigsten, vier und dreyßigsten, fünf und vierzigsten, drey und acht und fünfzigsten, sieben, und acht und sechzigsten, siebenzigsten, neunzigsten.

Bey dem Gottesdienste fand er sich oft und gerne ein. Als er einst sagte, daß ihm bey

drey

drey Dingen nie die Zeit lang wäre: seßte er darunter den Gottesdienst zuerst an.

Es geschah öfters als einmal, daß er am Sambstage wohl vier Meilen weit von der Stadt entfernet war, aber eines Fahrens fahren ließ, um zu der Vorvesper zu rechte zu kommen. Wann ihm nun der Oberststallmeister einwendete, daß es die Pferde nicht würden aushalten können; so gab er zur Antwort: Sie sollen liegen bleiben, wenn wir nur noch zur Vesper kommen. Es wird noch andere geben, die uns ziehen können.

Oeffentlichen Bittgängen wohnte er auf solche Art bey, daß er nicht nur zur Feyerlichkeit derselben beytrug, sondern auch jedermann ein Antrieb zur Andacht war. Voll der christlichen Demuth im Angesichte und in allen Gebärden, gieng er mit dem Rosenkranze in der Hand, mit seinen Gedanken ganz nur auf Gott und die Heiligen gerichtet, bey selben mit.

Zu Gräz wollte einsmals ein Fürst, der ihm zur Seite gieng, mit ihm zu reden anfangen: aber der Erzherzog wandte sich freundlich zu ihm, und sprach: **Wir wollen bethen, damit wir dem Volke kein Aergerniß geben.**

Vor allen verdienet in dieser Gattung Folgendes Bewunderung. Im deutschen Reiche wüthete Gustav König in Schweden, und kehrte als Obsieger alles unter und

über

über sich. Um den allerhöchsten Gott zu besänftigen, schrieb Pabst Urban VIII. besonders für Deutschland ein Jubiläum aus. Zu diesem Ende wurde zu Wien ein Bittgang von der Hofkirche aus nach St. Stephan angesagt. Allein wie die Zeit dazu da war, fieng ein häufiger Platzregen an. Viele ratheten daher dem Kayser bey einer so entsetzlichen Witterung nicht mit zu gehen; allein er gab ihrem Rathe nicht das mindeste Gehör. Er sollte sich doch wenigstens der Kutsche bedienen; er sagte: Nein. Die Gassen waren kothig; er gieng auch durch Koth. Von den Dächern und Rennen stürzten ganze Wassergüße herab; er ließ sich nicht abschröcken. Auf den Wegen schossen ganze Bäche zusammen, so, daß ihm, wo er vorbey gieng, von den Bürgern Bretter geleget wurden; er gieng darüber, in einer schlechten Kleidung, die Hände in den nassen Mantel eingeschlagen, die Augen unter geschlagen; indessen der häufig herab stürzende Regen den Hut ins Gesicht herabschlug, und beym Hals hinein rann. Ich will hier dasjenige nicht mit Stillschweigen übergehen, was gar viele dabey ausgerufen haben: Es sey nämlich an diesem Tage, und bey diesem Bittgange der Schwed von Ferdinand überwunden worden: durch die Erniedrigung des Kaysers an diesem Tage, sey der Hochmuth des siegenden Königes überwältiget worden. Gewiß ist es,

daß

daß nicht lange darauf der Schwed vom Bley getroffen, in einer Schlacht umgekommen ist.

Nun ist noch übrig auf seinen Eifer in Lesung geistlicher Bücher zu kommen. Ehe er noch Kayser wurde, hatte er des Surius sein Legende der Heiligen sechsmal ausgelesen: was ich nicht glauben würde, wenn ich es nicht aus seinem Munde selbst hätte. Und auch als Kayser hat er selbes nie aus den Händen geleget.

Auch las er gar fleißig die durchsehenen, und verbesserten Lebensgeschichten der heiligen Väter, wie auch die Leben derjenigen, welche geistliche Orden entweder gestiftet, oder zu ihrer ersten Regel und Vollkommenheit wieder gebracht haben, oder sonst zu unsern Zeiten durch ihre Heiligkeit berühmt geworden sind.

Es lief keine Nachricht aus Indien, China und Japon von dem Aufnehmen oder den Verfolgungen des christlichen Glaubens ein; die er nicht alle mit der größten Aufmerksamkeit durchlesen hätte.

Zu heiligeren Zeiten, als an Festtägen der Weihnachten, Beschneidung, Erscheinung des Herrn, Marterwochen, Ostern ließ er sich alle Jahre einen andern Autor von seinem Beichtvater vorschlagen. Und als die letzten Jahre über diese Materien nichts neues mehr vorgefunden werden konnte, sprach er: So will ich denn wiederum zu meinem Din-

gang ins Brunus, und Ludovikus de Ponte zurücke kehren, mit deren Betrachtungen er sich so vertraut gemacht hatte, daß er sie, wie er sich einsmals verlauten ließ, fast gänzlich auswendig wußte.

Täglich las er ein Kapitel, oder einige auserlesene Sprüche aus dem Thomas von Kempen; wie auch einen kurzen Auszug von dem Leben desjenigen Heiligen, dessen Fest auf selben Tag einfiel.

Die heilige Schrift aber durchgieng er nicht nur sehr oft, sondern auch mit sonderbarer Andacht, und einer solchen Ehrfurcht, die man den Verordnungen, und Befehlen des allerhöchsten Herrn Himmels, und der Erde schuldig ist.

Hatte er eine Reise vor, oder wollte er sich der Jagd, oder Reigerbaize wegen auf mehrere Täge oder Wochen von der Stadt entfernen, so benannte er etliche Bücher, die man mitnehmen sollte, und die er zur gelegenen Zeit fleißig las.

Mit einem Worte, vom Lesen war er ein solcher Freund, daß ich glaube, Graf Balthasar von Thauhausen, dem Ferdinand sein innigstes Vertrauen schenkte, habe es von ihm gehabt, was er öfters zu sagen pflegte: Er wollte nämlich lieber das Leben als das Lesen gerathen.

VI. Kapitel.

Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen.

Der göttliche Wille war für Ferdinand der Meerstern, auf den er allein seine Augen hatte, und nach welchem er jederzeit das Schifflein seines eigenen Willens zu lenken suchte. Das war sein immerwährendes Bestreben; dasjenige allein wollen zu lernen, was Gott wohlgefällig wäre. Nach was er mit vieler Mühe gerungen hat, das hat er auch glücklich erhalten: denn er brachte es so weit, daß er in dem göttlichen Willen und dessen Vorsicht ganz ruhete.

Ich habe ihn einsmals mit Erstaunen sagen gehöret: Die vielen Sorgen und Widerwärtigkeiten hätten mich schon längst aufgerieben, und ins Grab gebracht; wenn ich nicht mich, und alles das Meinige der Vorsicht Gottes gänzlich überlassen, und aus seiner Huld ein munteres, und aufgewecktes Temperament erhalten hätte.

Und in Wahrheit wäre es kaum möglich gewesen, daß ein Mensch hätte ausstehen können, was Ferdinand ertragen hat, wenn es ihm nicht lieb gewesen wäre, alles das Kreuz auf sich zu nehmen, was Gott entweder über ihn schicken, oder kommen lassen wollte. Die Welt wird einstens über das erstaunen, was

wir mit Verwunderung gesehen haben: daß er nämlich bey so häufigen, und augenscheinlichen Gefahren, die ihm, seiner Familie, seinem Volke, seinen Ländern, und Reichen den ganzen Untergang droheten; nie den Muth verlohren, nie geklaget, das einzige stäts gesaget habe: Herr! dein Wille geschehe; oder mit Job, dem bekannten Muster der Geduld: Wie es dem Herrn gefallen hat, also ist es geschehen; sein Name sey gebenedeyet. Und damit tröstete er auch die Seinigen, wenn er wahrnahm, daß sie zu Zeiten etwas bestürzter waren.

Ein offenherziger, und ansehnlicher Fürst hatte sich einmals gegen einen von den geheimen Räthen, dann auch gegen den kayserlichen Beichtvater herausgelassen: dermalen seye die Sachen so bestellet, daß nach Ferdinanden keiner mehr aus dem österreichischen Hause auf dem kayserlichen Thron gelangen würde. Bisher habe Oesterreich diese Würde durch Geld und Macht an sich gebracht: Heut zu Tage seyen ihm diese beyde Mittel durch die allzugroße Freygebigkeit des Kayserß benommen worden; weder Geld weder Macht sey mehr vorhanden: man sey in der Noth, ja fast bis zur äussersten Armuth gebracht worden. Wie dieses Ferdinanden zu Ohren kam, gab er voll der Gelassenheit und Demuth zur Antwort: Alle menschliche Dinge hätten ihren gewissen Umlauf: Sie fangen an, neh-

men zu, und wieder ab. Es könnt wohl geschehen, daß er der letzte Kayser aus dem österreichischen Hause wäre; und wenn es Gott so haben wollte, so würde er sich nicht nur nicht darwider sträuben, sondern auch nicht einmal darüber betrüben. Gott theile nach seinem Willen und Wohlgefallen Kayserthümer, und Königreiche aus: habe dazu keiner menschlichen Macht, keiner Reichthümer vonnöthen, die er ebenfalls nach Belieben geben, und nehmen könnte. Ueberdieß sey Rudolph *I.* von Gott zu einer Zeit auf den Kayserthron erhoben worden, wo weder sein Reichthum, noch seine Macht mit demjenigen zu vergleichen war, was dermalen Oesterreich aus Gottes Güte am beyden vermag.

Es war einmal die Rede von den täglichen neuen Uebeln: wie ein Krieg immer aus dem andern entstehe: eine Gefahr auf die andere folge: das Geld immer weniger, die Kräften immer schwächer wurden. Nie gab Ferdinand eine Antwort, die eines christlichen Kaysers würdiger gewesen wäre. Thun wir, sprach er, was in uns ist, und lassen wir dieses alles, und uns selbst Gott zu leiten, und zu regieren über. Fügen wir uns ganz nach seinem Willen? Befleißen wir uns den Himmel zu gewinnen, und die Seligkeit zu erlangen? Gott wird alles machen, wie es recht ist.

Er suchte aber nicht nur in Widermärtigkeiten, die er auszustehen hatte, sondern auch in Dingen, die für ihn erwünschlich waren, seinen Willen jederzeit mit dem Göttlichen gleichförmig zu erhalten. Ich will ein einziges, aber wahrhaft herrliches Beyspiel anführen. Im Jahre 1616. wurde ihm von Prag aus nach Gräz, wo er sich aufhielt, die Nachricht gegeben, daß sich Erzherzog Maximilian, ein Bruder der Kayser Rudolph und Mathias, seiner mit allem Eifer annehme, und zu letzterem gesaget habe, er wolle Prag nicht ehe verlassen, bis er nicht Ferdinanden als Erben seiner weitläuftigen Reiche und Provinzen eingesetzet sehe. Dieses erzählte Ferdinand dem Rektor des Jesuiter-Kollegiums zu Gräz: begehrte sodann, daß er die Sache Gott durch das Gebeth seiner Untergebenen befehlen wolle: jedoch so, daß selbe Gott bäthen, daß er ja nichts anders geschehen lassen wolle, als was sein heiligster Wille wäre. Er setzte darauf folgende goldene Worte hinzu: Pater! ohne Ruhm und eitle Ehre zu melden, so ist dieses mein tägliches Gebeth: Herr! wenn es zu deinem Lob und Ehre und meinem Seelenheile gereichet, daß ich größer werde, als ich bin, so erhöhe mich, und ich wsrde dich preisen. Gereichet es zu deinem Lobe, und deiner Ehre, und meinem Seelenheile, daß ich in dem Stande, in dem ich bin, bleibe, so erhalte mich da-

rinnen, und ich werde dich preisen. Gereichet es zu deinem Lob, und Ehre, und meinem Seelenheile, daß ich in einen niedrigeren Stand versetzet werde, so erniedrige mich, und ich werde dich preisen.

Nach einem so ausnehmenden Beyspiele der Vereinigung seines Willens mit dem göttlichen, will ich hier kein anderes mehr anführen, ob ich schon derer noch sehr viele anzuführen hätte.

VII. Kapitel.

Andacht gegen der jungfräulichen Gottesgebährerinn.

Nach Gott war er Mariä der Jungfrauen, und Königinn Himmels und der Erde absonderlich zugethan. Gegen diese trug er nicht nur eine ganz außerordentliche Andacht, sondern auch recht inbrünstige Liebe. Er verehrete sie, wie ein in Schutz genommener seine Beschützerinn, und liebte sie, wie ein Kind seine Mutter. Er hatte eine gewisse Anzahl Gebether, die er ihr zu Ehren, so lange er lebte, täglich verrichtete.

Es ist ober, und unter der Ens, in Ungarn, Böhmen, Steyermark, Kärnthen, Krain keine Marianische Versammlung, in die er sich nicht eingeschrieben hätte: ja in die nach seinem Beyspiele sich nicht auch seine Gemah-

mahlinn die Kayserinn, der König, die Königinn, und übrige durchlauchtigste Kinder ihre Namen eingetragen hätten. Es hielten um diese Gnade auch andere Marianische Versammlungen in den entferntesten Ländern, und unter andern die zu Lill in Flandern an, und erhielten sie ganz leicht. Denn der gottesfürchtige Kayser wünschte nichts mehr, als überall unter den Dienern Mariens genennet zu werden.

Er hatte sein Vergnügen, besonders so lange er noch jünger war, an Wallfahrtsörter zu reisen: jedoch an keine lieber, als an Marianische. Solche Kirchfahrten unternahm er, von Gräz und Wien aus eine Menge nach Loretta, Oettingen, Zell, und andere Oerter mehr; welche ich hier erzählen wollte, wenn es nicht schon an einem andern Orte gesprochen wäre.

Es wird sich schwerlich je etwas wichtigeres ereignet haben, wo er nicht durch eine Wallfahrt oder Opfer gelobet, und hierdurch den Beystand der seligsten Jungfrau angeflehet, und auch erhalten hätte.

Er hat öfters, als einmal gesaget: Er hätte Mariam nie um etwas gebethen, ohne es von ihr zu erhalten. Er begehrte aber nur, was gewiß und ungezweifelt gut war, ohne aller Bedingniß, alles übrige mit dem Zusatze, wann es zur größeren Ehre Gottes wäre.

Als er im Jahre 1636. auf dem Churfürstentag zu Regensburg war, machte er und die Kayserinn ein Gelübd nach Zell zu gehen, wenn Ferdinand III. zum Römischen Könige erwählet wurde. Eben allda verlobte er der seligsten Jungfrau nach Bogenberg ein ansehnliches Opfer, wenn Herr Adam Graf von Schwarzenberg, dazumal churfürstlich-brandenburgischer Gesandter (der der katholischen Religion gar sonderlich zugethan, ein wohlverständiger, und beherzter Herr war, an dessen Erhaltnng dem allgemeinen Besten viel daran lag) wieder genesen sollte. Und als beydes nach Wunsch geschehen, und sich Ferdinand demnach schuldig erkannte, seine Gelübde zu erfüllen; so that er dem zweyten alsobald Genüge: wegen des ersten aber sprach er einen Tag vor seinem Hinscheiden zur Kayserinn: **Wir müssen nicht vergessen, was wir der Mutter Gottes versprochen haben. Können wir nicht beyde, so muß doch eines von uns gewiß nach Zell reisen.** Wie dann auch die verwittibte Kayserinn Eleonora solches nach vollendetem Klagjahre zu thun Willens gewesen ist.

Die ganzen zwanzig Jahre über, die er immerfort Krieg hatte, hat er die höchste Oberaufsicht über alle seine Armeen jederzeit Marien übergeben. Ihr Bildniß ließ er vor dem Kriegsheere auf der Hauptfahne weit glücklicher herwehen, als über den kayserlichen

chen Adler. Diese nannte er nicht nur mündlich, und in freundschaftlichen Gesprächen, sondern auch in seinen Briefen, und gegebenen Befehlen an Feldherrn seine höchste Generalinn: wollte sie als eine solche von dem ganzen Kriegsvolke verehret wissen, und behandelte jene, die sich einige Unehrerbietigkeit gegen sie erlaubet hatten, als Ausreisser, und solche Leute, die sich nicht nur wider Gott, sondern auch wider das Kriegsrecht versündiget hätten.

Es lief aus Italien die Nachricht ein, daß von den kayserlichen Soldaten eine Marienkirche sey geplündert worden; alsogleich schrieb er eigenhändig an ihren Obersten folgenden Brief in wälscher Sprache, der vom 11. Nov. 1629. datiret ist, und auf deutsch also lautet:

Lieber Graf! Ich habe euch heute durch die Kaufleute dasjenige zu wissen gemacht, daß wir wegen den Ausschweifungen, und Uebelthaten verstanden haben, die, wie es heißt, unsere Kriegsleute an einem Frauenbilde, und dem Allerheiligsten Sakramente sollen verübet haben. Aus beygelegten Briefe aber könnet ihr noch mehr insbesondere erfahren. Lieber Graf! Ihr wisset, wie viel Gnaden, und Siege ich von der Hand Gottes durch die Fürbitte seiner übergebenedeyten Mutter, meiner höchsten Generalinn, erhalten habe. Sollten aber meine Soldaten

von derley groben Unthaten nicht abstehen; so wäre zu fürchten, daß sich auch die Gnade in Strafe verkehrete. Darum befehle ich euch, so ernstlich ich nur immer kann, die genaueste Untersuchung anzustellen, und die Schuldigen, ohne alle Rücksicht, auf daß schärfeste abzustrafen, Wie ich dann nicht zweifle, daß Solches von einem Diener geschehen werde, dem die Gnade seines Herrn lieb ist.

Er hatte den Benediktinern, die von Monserrato aus Spanien in Oesterreich gekommen waren, nach ihrem Begehren einen Ort vor der Stadt angewiesen, wo sie ein Kloster, und eine Kirche zu Ehren unserer lieben Frauen hinsetzen konnten, darwider der Stadt-Oberste, welcher nicht für rathsam hielt, daß allda ein so großes Gebäude aufgeführet würde, gar viele Einwendungen machte. Er sagte, der Ort liege näher an den Basteyen, als daß man solches zugeben könnte; im Falle einer Belagerung könnte eine solche Maschine dem Feinde zu einer Verschanzung dienen; dergleichen Gebäude müßten vielmehr von den Mauren weggeschaffet, als nahe an derselben aufgeführet werden. Wie der Kayser des Obersten seine Beschwerden vernahm, sprach er: Mein Gott! was hat der Oberste für ein Bedenken? Ich meines Theiles kenne keine bessere Vormauer als eine Kirche unserer lieben Frauen, und will lieber, daß

sie

sie in der Nähe verehret werde, als daß die Stadt eine zahlreiche Besatzung habe. Von ihr verspreche ich mir weit mehr Schutz als von letzterer. Man bedeute also dem Obersten, daß ich auf meinem Entschlusse beharre, und die Kirche dort erbauet wissen wolle, wo ich gesagt habe: Von einer Marienkirche habe man nichts zu befürchten, wohl aber sich sehr vieles zu getrösten.

Es wurde im Jahre 1636. im Monate Dezember zu Regensburg für den Oesterreichischen Freyherrn Lorenz von Hoffkirchen, der lange Jahre sich von den Feinden wider Ferdinanden hatte gebrauchen lassen, angehalten, daß ihn Sr. Majestät aus kayserlicher Güte wieder zu Gnaden aufnehmen wollten. Es war gar vieles, so darwider stritt; eines allein brachte es dahin, daß Ferdinand einwilligte. Man hatte ihm vorgestellet, daß der von Hoffkirchen das Frauenbild in Händen habe, so zu Altbunzlau in Böhmen mit grossen Zulauf des Volkes ehedem verehret wurde; solches Bild könnte nun zurücke kommen, und wieder zu vorigen Ehren gebracht werden, wenn dem Freyherrn Gnade wiederfuhre. Der gottesfürchtige Kayser hatte solches kaum vernommen, als er schon den 9ten Dezember Patenten ausfertigen ließ, worinnen dem Freyherrn Gnade ertheilet wurde; jedoch mit dem ausdrücklichen Bedinge, daß er dem Versprechen

seiner Unterhändler gemäß das Bild unser lieben Frauen mit sich zurücke bringen sollte.

Er ließ sichs bey dem römischen Pabste mit allem Eifer angelegen seyn, daß selber erkläre, Maria sey ohne Mackel der Erbsünde empfangen worden. Es hat ihm gar sehr erfreuet, daß solches auch von seinem Sohne Ferdinand geschehen ist, als selber im Jahre 1628. eben am Feste Mariä Empfängniß zum ungarischen Könige gekrönnt wurde.

So oft er vor der Beicht oder auch sonsten die offene Schuld bethete; pflegte er jederzeit nach den Worten: Ich bekenne Gott dem Allmächtigen, zu setzen: Maria seiner Hochwürdigen, und allzeit unbefleckten jungfräulichen Mutter.

VIII. Kapitel.

Andacht gegen die Heiligen.

Gleichwie er, wie gesaget worden, die Himmelsköniginn mit sonderbarer Andacht verehret hat, so hat er auch die lieben Heiligen in grossen Ehren gehalten. Erstlich bethete er täglich die Litaney zu allen Heiligen. Dann hatte er sich auch die Namen derjenigen in eine Litaney gebracht, die entweder im Deuschlande gewohnet, oder daselbst den christlichen Glauben eingeführet, oder als Soldaten gelebet haben, und in diesem Stande

de zu der Glorie gelanget sind, die sie dermalen in dem Himmel besitzen: und unterließ auch diese Litaney keinen Tag nicht, zu ihrer besondern Verehrung zu bethen.

Eben so war er den Stiftern der heiligen Orden mit sonderlicher Liebe, und Andacht zugethan. Ihre Festtäge begieng er voll der zärtlichsten Verehrung: besuchte jährlich die Kirchen, wo man ihr Fest feyerlich begieng, und befahl auch seiner Hofmusik sich dahin zu verfügen, um auf diese Art die Ehre derjenigen auf Erden zu vermehren, denen er zu ihrer grossen Glorie, und herrlichen Krone im Himmel von Herzen Glück wünschte.

Er tadelte zum öftern den Unsinn der Ketzer, die ihre Wuth an Bildern und Reliquien der Heiligen ausließen. Er hielt beydes, wie den größten Schatz in hohen Ehren.

Er verehrete ihre Gebeine, und Aschen nicht nur öffentlich, sondern auch auffer den Augen der Welt, und in seinen innersten Gemächern.

Der Altar, der in seinem Schlafzimmer zum Bethen, und Betrachten bestimmet war, war ganz mit Heiligthümern ausgezieret, die er entweder von seinen Vorältern ererbet, oder selbst rühmlich gesammelt hatte. Wann er frühe Morgens zu diesem Altare tratt, um sein Gebeth allda zu verrichten, küßte er diese Heiligthümer, und machte damit das Kreuz über sich.

Beynebens trug er beym Tage ein Reliquienkapsel mit einem vom Pabste geweihten Agnus Dei um den Hals; und hatte solches bey der Nacht an den Bettstellen hangen.

Er hatte vernommen, daß der Leib des H. Norberts, Stifters des Prämonstratenser-Ordens, und ehemaligen Erzbischoffs zu Magdeburg, allda als in einer unkatholischen Stadt ganz unverehret liege. Da war nun alsogleich all sein Bemühen dahin, daß solcher nach Prag möchte überbracht werden: wie er es denn ausgewirket hat. An dem Tage, wo dieser heilige Leib in einer herrlichen Prozession aus der Dommkirche in die Kirche der Prämonstratenser übertragen wurde, gieng er mit dem ganzen kayserlichen Hofe zu Fuß mit, und verfügte sich auch darnach noch öfters hin um seine Andacht allda zu verrichten.

Ob er schon alle Heiligen Gottes andächtig verehrte; so hatte er sich doch aus selben einige zu absonderlichen Patronen erwählet. Diese waren der H. Johann der Täufer, die heiligen Apostel Peter und Paul, der H. Anton von Padua, der H. Augustin, der H. Franziskus, der H. Ignaz Loyola, die H. Theresia. Er hat zum öftern bekennet, daß er dem H. Ignaz sich und all das Seinige auf eine absonderliche Weise befohlen habe; und verlange, daß vor diesem seinen Patronen alle seine Bitten möchten geordnet, und Gott vorgetragen werden. Diesen Heiligen setzte

er

er auch monatlich denjenigen bey, der für ihn in der Titularkongregation Mariä Verkündigung war gezogen worden.

Weil er, wie er es öfters gestand, seinem heiligen Schuzengel gar vieles zu danken hatte; so verwendete er sich bey Seiner päbstlichen Heiligkeit dahin, und erhielt es auch, daß das Schutzengels Fest von der Geistlichkeit mit einer Oktave dürfte begangen werden.

Und weil er zu den seligen Beichtiger Ignaz und Xavier gerne seine Zuflucht nahm, so hielt er bey unterschiedlichen Päbsten an, daß sie heilig gesprochen werden möchten. Als solches vom Pabst Gregor XV. geschehen ist, so war er der erste, der ihnen zu Ehren eine herrliche Kirche zu Wien erbauen ließ.

IX. Kapitel.

Ehrerbietigkeit gegen die Priesterschaft.

Auf Erden hielt er Niemanden mehr in Ehren, als die Priester, in welchen er die göttliche Majestät zu verehren pflegte. Ein Priester bedürfte bey ihm keiner andern Empfehlung seine Gnade zu erlangen, als daß er ein Priester war.

Und

Und ob er schon jenen mit mehr Ehrerbietigkeit begegnete, derer Lebenswandel der Heiligkeit ihres Wandels entsprach; so ehrte er doch auch die übrigen, indem er sagte: Man sey vieles der Würde schuldig, was man dem Menschen nicht schuldig ist.

Wenn er einen Priester (selbst seine Hofkapläne nicht ausgenommen) rufen ließ, gab er ihm jederzeit den Titul: Herr oder Pater.

Wann ihm einer begegnete, rückte er ihm den Hut, auch wie er schon Kayser war.

Die Oesterreichischen Fürsten haben im Brauche jenen, welchen sie mit Gnaden gewogen sind, beym Verlassen die Hand zu reichen, und zu küssen zu geben. Ob nun schon Ferdinand jedem Priester die Hand gar gerne reichte, so ließ er sich doch selbe von keinem küssen. Das erste, sagt er, sey ein Zeichen seiner Wohlgewogenheit, das andere seiner Ehrerbietigkeit

Man hörte ihn öfters mit Erstaunung sagen: Wenn ihm zugleich ein Priester und ein Engel begegnen sollte; so wollte er eher dem Priester, dann erst dem Engel die gebührende Ehre erweisen.

Gleichwie Gott selbst seinen Altarsdienern nicht gleiche Macht und Würde ertheilet hat, so begegnete auch Ferdinand jedem nach seinem Range. Den Römisch-Apostolischen Stuhl, und das sichtbare Oberhaupt der Kir-

che,

che, den römischen Pabst hatte er nicht nur in höchsten Ehren, sondern betrug sich auch gegen selben jederzeit mit der tiefsten und demuthsvollsten Herablassung. Er erkannte an ihm den wahren Statthalter Christi auf Erden, und sah seine kirchliche Satzungen als lauter Entscheidungen von dem Katheder der Wahrheit, als lauter göttliche Ausspräche an.

Die Satzungen des tridentinischen Kirchenrathes im Ehewesen hat er nach Vertreibung der Prädikanten in dem Königreiche Böhmen, und seinen übrigen Provinzen alsogleich anzunehmen, und zu halten befohlen.

Ich habe an einem andern Orte erzählet, daß er bloß aus Ehrerbietigkeit gegen den Römischen Pabst sehr wichtige Streitigkeiten demselben ganz auszumachen überlassen habe.

Er ließ keinen Tag verstreichen, ohne für den gesammten Klerus, für die Bischöffe, und vor allen für seine päbstliche Heiligkeit Gott dem Allmächtigen gewisse sich vorgenommene Gebether zu entrichten.

So sehr er die Priesterschaft selbst ehrte, so sehr ahndete er es, wenn selbe von anderen verachtet, oder beleidiget wurde. Als der Krieg mit den Venezianern ausbrach, so sagte man ihm, daß eine gewisse in geistlichen Würden stehende, und bey dem damaligen Kayser sehr beliebte Person, sich wider ihn da-

mals noch Erzherzog Ferdinanden, etwas unbescheidener herausgelassen, und sich des deutschen Sprüchwortes bedienet habe: Hat er sich gut gebrocket, so wird er auch gut essen. Bey dieser Erzählung äusserte sich einer von den Gegenwärtigen, daß dieses wohl eine leichtfertige Rede sey, daß der Mann, der sich selbe hat erlauben können, wenig Vernunft und Tugend besitzen müsse. Ferdinand aber fiel ihm alsogleich darein, und sagte: Hütet euch so zu reden; denn er ist ein Bischoff.

Ich erinnere mich an einem andern Orte geschrieben zu haben, daß er in die Entführung des Kardinals Klesels von Wien nicht eher habe einwilligen wollen, als bis er keinen andern Weg mehr übrig sah, selbem das Leben zu retten.

Diese seine Ehrerbietigkeit gegen die Priester, und besonders gegen Kardinäle war auch Ursache, daß er eben diesen Klesel dem Pabste auf sein Begehren ohne Widerrede ausgeliefert, und, als es die Umstände erlaubten, wider von Rom nach Wien zu seinem Bisthume zurücke berufen hat.

Seinen Beichtvater wollte er auf allen seinen Reisen bey sich haben, und pflegte zu sagen: Seine Gegenwart sey ihm eben so lieb, als jene seines heiligen Schutzengels.

Wenn selber kam ihn Beicht zu hören, erwartete er ihn jederzeit mit entblößten Haupte,

te, gegen der Thüre gewendet. Beym Eintritte gab er ihm der erste einen guten Morgen, und zwar mit aller Ehrerbietung: welches er auch sogar in seiner Sterbstunde nicht zu thun unterließ.

Was noch mehr zu verwundern ist, so trug er den Stuhl allzeit selbst mit eigenen Händen an den Ort hin, wo sich der Priester niederlassen, und ihn Beicht hören sollte. Als solcher einsmals vorkommen wollte, sprach Ferdinand: Lasse er dieses bleiben, denn das ist mein Amt. Zwar hatte er auch sonsten nicht leichtlich gestattet, daß ihm weltliche und Hofdienste von Priestern erwiesen würden.

X. Kapitel.

Kindliche Liebe gegen die Aeltern, und zärtliche Zuneigung gegen die Seinigen.

Die Liebe und Ehrfurcht, die er gegen seine Aeltern trug, war ganz zum Erstaunen. Er konnte nie dahin gebracht werden, an der ihm von seinem Vater hinterlassenen Art und Weise, sich über wichtige Gegenstände zu berathschlagen, etwas abändern zu lassen. Als man ihm eine andere vorschlug; gab er zur Antwort: Das wäre wider die

Ehrfurcht, die ich meinem frommen und hochverständigen Vater schuldig bin.

Dessen letzten Willen hat er nicht nur selbst mit der größten Genauigkeit befolget; sondern auch verlanget, daß solches von seinen Erben geschehen wolle. Man liest hierüber in seinem Kodizille: Nachdem unser vielgeliebter Herr und Vater, Erzherzog Karl seligen Andenkens, seinem Testamente, und väterlichen Willen viele gar heilsame Lehren einverleibet hat, nach denen wir, seine überlebende Kinder, und Erben, uns in Beschützung und Aufrechthaltung der Religion zu richten hätten: wie solches dann auch von andern unseren geliebten Vorfahren, insonderheit aber von unserem Großvater Ferdinand *I.* zu ihrem unvergeßlichem Ruhme geschehen ist; Als wollen auch wir, daß alles dieses und jedes, als hier Ortes wiederholet, und wie ausdrücklich wieder hergesetzet angesehen werde; und befehlen unsern Kindern, Erben, und Nachkommen, Kraft dieses Kodizilles, daß sie sich solches, auf das beste, und treulichste zu vollziehen, angelegen seyn lassen wollen.

Seine Mutter hatte er inniglichst lieb, und verabsäumete nicht die mindeste Gelegenheit ihr immer mehr Würde, uud Ansehen zu verschaffen. Er wurde nie von ihr angeredet, redete sie auch nie selbst an, ohne ihr zu-

zuvor das Knie zu beugen, und sie Ehren halber seine gnädigste Frau Mutter zu nennen.

Auch da er schon wirklich Herr, und verheurathet war, zeigte er sich gegen selbe eben so gehorsam, und willfährig, als er es in seinen mindern Jahren, und noch unter der Vormundschaft war. Fuhr sie aus, so both er ihr beym Aus- und Einsteigen den Arm. Begleitete er sie irgendswo hin, so sprang er beym nach Hause kommen eilends vom Pferde, um ihr den Wagen zu öffnen, und sie an dem Arme die Treppe hinauf zu führen. Ihre Winke waren für Ferdinanden Befehle: und er würde sichs für ein grosses Verbrechen angerechnet haben, wenn er selben nicht alsogleich nachgekommen wäre.

Wiewohl er verordnet hatte, daß die Herzen seiner Aeltern und Geschwisterten in der Jesuitenkirche zu Grätz in goldenen und silbernen Töpfen beygesetzet; wie auch er selbst allda sollte begraben werden; so wollte er doch, daß sein Herz in der Klarisserkirche neben dem Leibe seiner Mutter gesetzet würde; zum letzten Beweise, daß seine Liebe gegen sie nie erloschen sey.

Er hatte, wie anderstwo gesaget worden, zwo Frauen, beyde liebte er gar zärtlich, redete überall mit allen Ehren von ihnen, suchte alle Wege, und Weise auf, ihren billigen Verlangen zu willfahren.

Für die erste ließ er, so lange er lebte, täglich eine heilige Messe lesen, und wohnte selber mit aller Andachts bey.

Eleonoren, die er als Wittib hinterließ, ließ er drey Kronen aufsetzen: die böhmische, ungarische, und kayserliche. So oft sie ein wenig schwerer krank war, ließ er aus grosser Fürsorge für ihre Gesundheit, in allen Klöstern Gebeth anstellen: theilte auch grosse Geldsummen unter Priester und Armen aus, damit auch sie um die Wiederherstellung der grossen Kranken zu Gott flehen möchten.

Als er im Jahre 1636. zu Regensburg eine tödtliche Krankheit ausgestanden, und sich die Kayserinn Eleonora seine Wiedergenesung äusserst angelegen seyn lassen hatte; rühmte er sowohl damals, als auch sonst noch öfters an, daß er ihr sein Leben zu verdanken habe. Nichts war für ihn angenehmer, als wann er sah, daß sie von seinen Kindern wie ihre leibliche Mutter, und seine Kinder von ihr, wie ihre leibliche Kinder geliebet wurden.

Seine größte Sorge, und die vielleicht ihres gleichen nicht hatte, war: die gute Erziehung seiner Kinder, deswegen suchte er sich zu Hauslehrern, Hofmeistern, und Kammerleuten lauter solche Personen aus, die wegen ihrer Tugend und Rechtschaffenheit allenthalben bekannt, und den Ordensleuten (denn hierinnen setzte er erstaunlich viel) zugethan wären.

Zu Lehrern in höheren Wissenschaften, so wie zu Beichtvätern, wählte er ihnen Leute aus der Gesellschaft Jesu. Um ihren Fortgang in der Frömmigkeit, und in Wissenschaften ungemein besorget, pflegte er sich gar fleißig und öfters um das eine so wohl, als um das andere zu erkundigen. Er wollte etwelchen Prüfungen, die er mit Ferdinand Ernst, nachmaligem Kayser, in höheren und andern Wissenschaften vornehmen ließ, mit Beyziehung seiner vornehmsten geheimen Räthe selbst persönlich beywohnen: und zwar zu seinem größten Troste.

Sobald die Erzherzogen in das achtzehnte Jahr giengen, mußten sie dem geheimen Rathe beywohnen: Anfangs zwar nur um zuzuhören; hernach aber auch um ihre Meynung zu sagen: damit sie auf diese Art zur Regierung der Völker abgerichtet würden.

Nicht minder groß war seine Sorgfalt für seine kayserliche Töchter, zu derer Aufsicht und Bedienung er das ausgesuchteste Frauenzimmer wählte.

Ueber alles dieses bestrebte er sich seine Kinder besonders durch sein eigenes Beyspiel zur Tugend anzuleiten. Ich habe selbst einen sagen gehöret: Die kayserliche junge Herrschaft habe die Tugend nicht so viel aus Unterrichte, als aus dem Anblicke ihres Herrn Vaters gesogen. Daher kam es, daß sie nie durch Schärfe, oder auch nur durch

ein rauheres Wort zum Guten dürften ausgetrieben werden: daher ihre tiefe Ehrfurcht gegen dem Vater: daher, daß er von selben gleichsam, als wie ein Gott, angebethet, sie hingegen von ihm auf das zärtlichste geliebet, ja so gar auch in Ehren gehalten wurden.

Nachdem sein ältester Herr Sohn allbereits gekrönet war, gieng er mit ihm, wie mit seinem Bruder um. In die Regierung der Länder, die er demselben einmal übergeben hatte, mischte er sich nicht das mindeste mehr ein, sondern ließ ihm darinnen, ohne viel Ausstellungen zu machen oder nachzusehen, ganz freye Hände.

Was seine Geschwisterte anbetrift, so begegnete er selben auf das liebreichste, und unterließ nichts, wodurch er ihnen etwas zu Nutzen, oder zu Gefallen thun konnte. Als er sich nothwendig von seinen Herren Brüdern scheiden, und selbe in verschiedenen Provinzen ziehen mußten, so machte er es mit ihnen aus, daß sie zum Troste und Vermehrung ihrer gegenseitigen Liebe, wenn es anderst thunlich wäre, alle Jahre; wo nicht; wenigstens alle zwey Jahre einmal zusammen kommen wollten.

XI. Kapi=

XI. Kapitel.

Demuth und Selbstverachtung.

Je schwerer es ist, unter Kronen und Zeptern sich vom Hochmuthe nicht einnehmen lassen; desto mehr Mühe gab sich Ferdinand, seinen Geist durch christliche Demuth und Selbstverachtung so in Schranken zu halten, daß er bey der Beherrschung der Welt, die die ihm oblag, sich nicht etwa über sich selbst erheben möchte. Eitle Ehre verachtete er gänzlich. Nicht nur, daß er sie selbst nicht suchte, so wich er ihr auch so gar aus; redete nicht nur selbst von sich nie rühmlich, sondern hörte es auch von andern nicht gerne.

Jene Gattung Leute, die grosse Herren immer bis an die Sterne erheben, und durch Schmeicheln ihr Glück zu machen suchen, hatte er allzeit verabscheuet.

Ob er schon Geschichtschreibern von ihm dermalen, oder inskünftige zu schreiben nicht verwehrte, so bestrebte er sich doch um selbe nicht im mindesten. Er pflegte zu sagen: Seine Sorge sey nichts Unrechtes zu thun: Was Geschichtschreiber von ihm erzählen, oder schreiben; das ficht ihn wenig an.

Was er in seinen eigenen Augen war, gab er drey Täge vor seinem Hinscheiden zu verstehen. Denn als man ihm rieth, sich ja seine Gesundheit bestens angelegen seyn zu

lassen; gab er zur Antwort: Das Reich bedarf dermalen meiner nicht mehr: Es ist ihm durch einen Nachfolger, und zwar durch einen rechtschaffenen Nachfolger schon Vorsehung gemacht worden.

Wenn Ferdinand auf dem Throne saß, und grosse Fürsten und Herren bey ihm mit gebogenen Knieen um Lehen anhielten (was man sich leicht einbilden kann, daß es so selten nicht geschehen sey, nachdem Ferdinand Römischer Kayser war) so waren alle Gegenwärtige voll der Erstaunung, und konnten sich von der Macht und Majestät Ferdinands nicht hohe Begriffe genug machen, indem sie selbst Götter der Erde vor ihm die Kniee beugen sahen; er aber bethete mitten in dieser seiner Herrlichkeit bey sich heimlich folgende Worte aus der göttlichen Schrift: Herr! mein Herz hat sich nicht erhöhet, und meine Augen haben sich nicht über mich erhoben. Ich bin nicht im Grossen gewandelt, noch in Wunderdingen über mir. Ich bin ein Wurm und kein Mensch, ein Schmach der Leute, und Auswürfling des Volkes. Wie er sowohl dieses, als auch andere Geheimlichkeiten seines Herzens seinem Beichtvater zu Prag, bey Gelegenheit der Krönung seiner Gemahlinn und seines Sohnes, im Jahre 1627. entdeckte, so hat er ihm jedoch aufgebothen, solches bey sich zu behalten.

Mit

Mit eben dieser Selbstverachtung, und mit ähnlichen Gesinnungen rüstete er sich aus, so oft er etwa irgendwo in einer Stadt einen öffentlichen Einzug hielt, oder vornehme fremde Bothschafter, die in ihrem größten Staate nach Hof zogen, vor sich kommen ließ.

Er hatte einst mit besonderer Aufmerksamkeit die Geschichte der Könige aus der heiligen Schrift gelesen. Dieses erzählte er seinem Beichtvater, der um diese Zeit zu ihm kam, mit dem Beysatz: Er werde gewahr, daß wenige aus diesen Königen den göttlichen Lobspruch erhalten: die meisten arg, und verrucht gewesen seyn. Der Beichtvater gab ihm dieses zu, und sagte noch darüber: Selbst aus jenen, die gelobet werden, seyn etwelche nach vielen rühmlichen Thaten durch die Hoffart zu Grunde gegangen: dieses Laster sey für fromme Fürsten höchst gefährlich; sie hätten den Schiffbruch weit mehr im Haven, als auf dem stürmischen Meere, weit mehr so lange das Schiff noch wohl bestellet ist, als da es schon Lecken hat, zu befürchten: David rufe, durch die Erfahrung gelehret, ganz billig auf: Der Fuß des Hochmuthes komme mir nicht. Da antwortrte der Kayser darauf: Vor dieser Gefahr hoffe ich, wird mich Gott bewahren. So bald ich die Nachricht von einem glücklichen Vorgange erhalte, werfe ich mich auf die Kniee: sage

Gott

Gott Dank: bekenne, daß dieses sein, nicht mein Werk sey.

Im Jahre unseres Heiles 1598. wurde ihm noch als Erzherzoge eben am Vorabende des H. Erzengels Michael hinterbracht, daß endlich dasjenige, um was er sich so eifrig bestrebet hat, zu Stande gekommen, die Prädikanten von Gräz weg, und mithin diese Stadt von dieser Seuche gereiniget sey. Ein so unvergeßliches Werk, und das wir bloß derowegen als möglich erkennen, weil es die Standhaftigkeit Ferdinands wirklich zu Stande gebracht hat, hätte man glauben sollen, daß es ein auch noch so sehr von aller Eitelkeit entferntes Herz etwas über sich erheben könnte. Allein Ferdinand rief bey dieser Nachricht auf: Nicht uns, o Herr! nicht uns, sondern deinem Namen gieb die Ehre: verfügte sich auf der Stelle in sein Gemach, warf sich da auf seine Kniee, und stattete Gott dem Allmächtigen in tiefster Demuth seine Danksagung ab.

Im Jahre 1634. erhielt er vom König Ferdinand, seinem Sohne, den 10ten September ein Schreiben mit der Siegesnachricht bey Nördlingen: daß nämlich der Feind auf das Haupt geschlagen: nur wenige durch die Flucht entkommen: Geschütz, Fahnen, und die ganze Bagage erobert: und durch diesen Sieg, wie es scheinet, der Grund nicht nur zum Ruhme, sondern auch zur vollkommenen

Sie-

Sicherheit geleget worden sey. Dieses Schreiben las er einem seiner Vertrauten vor, weinte darunter häufige Thränen, und sprach dann mit nassen Augen: Gott hat uns grosse Dinge verliehen! Ich aber will in meiner Einfalt fortfahren, und künftighin in meinen Augen demüthiger seyn, als je. Vor allem aber liess er sich angelegen seyn, daß Gott dem Allmächtigen durch ein feyerliches Te Deum öffentlicher Dank dafür abgestattet würde.

Ich könnte hier noch manche herrliche Beyspiele seiner Selbstverachtung und tiefen Demuth anführen; allein ich will es lieber auf einen andern Ort sparen, wo ich nämlich erzählen werde, was er den Armen alles Gutes gethan hat. Nur eines will ich noch hersetzen. Die Nachlässigkeit der Diener, (um mich des gelindesten Ausdruckes zu bedienen) zwingt zuweilen ihre Vorgesetzte, sie, auch wider ihren Willen, mit etwas härteren Worten herzunehmen. Wenn nun Ferdinanden, welches jedoch selten geschah, dabey ein Wort entfuhr, welches er glaubte, daß es demjenigen, dem er Vorwürfe zu machen hatte, empfindlich hätte fallen können; so war seine Gewohnheit, selben bey nächster, auch frey aufgesuchter Gelegenheit, mit gnädigen Worten anzureden, daß es schien, als ob er ihn um Verzeihen bitten wollte. Jedoch that er solches zwar mit aller Herablassung,

sung, aber auch mit allem Anstande. Denn es giebt bey den Christen eine Demuth, welche die Majestät nicht herabwürdiget, sondern zieret.

XII. Kapitel.

Aufrichtigkeit des Herzens.

Diese Tugend ist wohl wahrhaftig vor allen an Ferdinanden gerühmet worden. Bey ihm war nicht der geringste Betrug zu finden, nicht die geringste Falschheit. Mund und Herz; Herz und Mund war bey ihm eines: Worte stimmten mit den Gedanken: Gedanken mit den Worten übereins: Sich verstellen, hinterlistig handeln stand seiner Aufrichtigkeit bey weitem nicht an: Der Sache eine Farbe geben, um fremde Augen zu täuschen, war ihm ganz verhaßt: Bloß durch die ihm angebohrne Redlichkeit bezauberte er gleichsam aller Augen und Herzen: Seine Stirne, Augen, Gesicht, Gang, und alle Gebärden verriethen selbe gleich beym ersten Anblicke.

Jene falsche Regierungsart, die auf Betrug und Argliſt bauet, nannte er eine wahre Pest für Länder. Ränke, sprach er, kommen endlich mit der Zeit auf: und solche entdecken, heißt die Reiche um ihre Grundpfeiler

ler bringen, und hierdurch ihren Einsturz befördern.

Er hat sich oft nicht ohne Entrüstung verwundert, und darob beklaget; daß Fürsten gefunden würden, die mit Betrug umgiengen, und anderst redeten, anderst dächten. Dieses heiße wahrhaftig, weder christlich noch edel, vielweniger königlich oder kayserlich gesinnet seyn.

Es hatte einer von seinen Hofherrn, der aus einem grossen Hause, und bey ihm wohl in Gnaden war, von ihm ein Empfehlungsschreiben verlanget, so ihm auch gnädiglich eingestanden worden. Dieses erfuhr ein anderer Hofherr, der bey Ferdinanden in hohen Diensten, und ebenfalls sehr beliebt war: Und weil er nun glaubte, daß ein solches Empfehlungsschreiben ihm nachtheilig seyn könnte, verfügte er sich heimlich zum Hofkanzler, und deutete selbem, gleich als wäre er von dem Erzherzoge geschicket, an: Er möchte zwar das Empfehlungsschreiben nur ausfertigen, und ausfolgen lassen; jedoch sey Sr. Durchlaucht Willen, daß der Kanzler solches mit einem besondern Schreiben begleiten, und darinnen der hohen Person, an welche die Empfehlung gerichtet wäre, zu verstehen geben wolle: Es habe zwar der Herzog das Empfehlungsschreiben nicht abschlagen können, um denjenigen nicht zu betrüben, der so inständig darum ansuchte: jedoch sähe Selber

gern,

gerne, wenn nicht viel darauf gehalten wurde: das Gesuch schiene weder jenem, der es machte, noch jenem bey dem er es machte, zuträglich zu seyn. Dem Kanzler kam die Sache wunderlich vor: und indem er die Aufrichtigkeit seines Fürsten wohl kannte, fieng er an Betrug zu befürchten. Er verfügte sich also zu dem Erzherzoge, und entdeckte ihm den Auftrag, der ihm gemacht worden war. Man wird Ferdinanden nicht bald so entrüstet gesehen haben, als damals. So sehe ich wohl, sprach er, der Mensch hat sich erkühnet, aus mir einen Versteller, Lügner, Betrüger zu machen? Alles werde ich mir eher nachsagen lassen, als dieses. Um solche Kunstgriffe weiß meine Aufrichtigkeit nichts, und wird sich selbe auch nie erlauben. Ihr thut, was ich geschaffet habe: Er aber packe sich unverzüglich aus meinem Dienste, und vom Hofe fort. List und Betrug werde ich nie, weder an mir, noch an meinen Hofleuten dulden.

Wenn er sah, daß einer von jenen, die bey ihm näheren Zutritt hatten, sich etwa verfehlte, ermahnete er selben mit der größten Vertraulichkeit, und Offenherzigkeit. Er pflegte zu sagen: Das heiße den Seinigen nützen: deutsch und aufrichtig mit ihnen umgehen. Eben so verhielt er sich auch mit den größten Fürsten, ohne dadurch je einen zu beleidigen, und wider sich aufzubringen.

Denn

Denn es ist dem einmal also: Auch bittere Ermahnungen hören auf bitter zu seyn, wenn die Treuherzigkeit dabey die Zunge führet.

XIII. Kapitel.

Verachtung der Ehren und Reichthümer.

Es war nicht anderst, als ob die göttliche Vorsicht mit Ferdinanden in die Wette hätte streiten wollen. Dieser verachtete die Ehren, und suchte ihnen zu entgehen: jener hingegen verlieh ihm dieselben, und häufte eine auf die andere. Und so viele ihm auch Gott zuschickte, so setzte doch er selben immer standhafte Verachtung entgegen, und wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, dasjenige hochzuschätzen, um was er es nie der Mühe werth fand, sich eifrig zu bestreben.

Als er im Jahre 1627. mit der Krone auf dem Haupte, und dem kayserlichen Purpur angethan, vom Throne aus dem Gepränge zusah, mit welchem seiner Gemahlinn Eleonore, und seinem Sohne Ferdinand die böhmische Krone nach seinem Befehle zu Prag aufgesetzet wurde; hatte er Gelegenheit dabey seine Betrachtungen darüber anzustellen. Wie er nun von der Kirche in seine Wohnung

nung zurück kam; erklärte er sich gegen einen seiner Vertrauten folgendermassen: Die ganze königliche, und kayserliche Herrlichkeit komme ihm wie eine wahre Komödie vor: Er habe Studenten auf dem Theater, und er habe nun auch die Krönung seiner Gemahlinn, und seines Sohnes gesehen: zwischen Theater- und wahren Königen finde er bloß einen einzigen Unterschied: Jene herrschen einige Stunden, diese einige Jahre: die Herrlichkeit der einen und andern sey in sich selbst wenig; bloß durch die Dauer der Zeit unterschieden.

Wie er täglich neue Feinde aufstehen: täglich neue Nachstellungen nach seinen Kronen machen, neue Triebfedern ins Werk setzen sah, um ihn vom Throne zu stürzen; sprach er: Ist es denn um eine Krone gar so etwas Grosses? In Wahrheit, wenn ich wußte, daß Gott dem Reiche ein tauglicheres Oberhaupt vorgesetzet haben wollte; so wäre ich auf der Stelle bereit Kron und Zepter nieder zu legen.

Als er, als wirklicher Kayser, von Frankfurt nach Grätz kam, hat er eine Rede gethan, die seiner würdig war: Zu Frankfurt, sprach er, habe ich die Kayserkrone empfangen, nicht um meine, sondern Gottes Ehre zu vermehren, und den allgemeinen Nutzen zu befördern. Hätte ich nicht dieses Ziel und

Ende

Ende vor Augen gehabt, so hätte ich in meine Wahl gar nicht einwilligen wollen.

Die Ehren, welche Völker ihren Fürsten erweisen, wenn sie selbe, wie gleichsam im Triumphe, in ihre Städte, und Provinzen aufnehmen, hat er bloß aus dem Titel gebilliget, und zugelassen, weil durch einen solchen äusserlichen Pracht in den Herzen der Unterthanen die Ehrfurcht gegen die Könige, und mit dieser Ehrfurcht auch die Willigkeit zunimmt, der Obrigkeit zu gehorchen. Uebrigens war er auch über diese Gattung Ehrenbezeugung weit hinweg, und hat solche mehrmalen ausgeschlagen. Den letzten Beweiß einer solchen Mässigung, hat er noch eine kurze Zeit vor seinem Tode gegeben.

Als er von dem Churfürstentag zu Regenspurg wieder nach Hause kehrte, wollte ihn die Stadt Wien, und ganz Oesterreich auf das prächtigste empfangen, und waren dazu schon alle Anstalten gemacht. Er aber befahl, aus der ihm angebohrnen Demuth, daß ihn der Adel nicht, wie er sichs im größten Staate zu thun vorgenommen hatte, einholen, sondern in der Burg erwarten sollte, wo er selben gnädigst empfangen würde. Damit aber jedoch nicht entweder selber, oder die Bürgerschaft glaubte, daß er ihre Ehrenbezeugungen verschmähe, sprach er: Sparen sie sich dieses für den römischen König auf, der bald ankommen wird.

Ich habe an seinem Orte ein Beyspiel christlicher Mässigkeit angeführet, so er im Jahre 1595. gab; indem er durchaus nicht gestattete, daß ihm die Landstände entgegen kämen, oder andere Ehren erwiesen, als er im siebenzehnten Jahre seines Alters von Ingolstadt nach Gräz kehrte um die Regierung anzutreten.

Was aber Gold und Geld, und was immer sonst noch die Welt hochschätzet, und mit vieler Mühe suchet, anbetrift; so hat er solches nicht nur verachtet, sondern auch darüber bloß gelachet.

Von der erstaunlichen Menge Geldes, die durch Verschulden aufrührischer Großen von dem königlichen Fisfus eingezogen wurde, hat er nicht das mindeste für sich behalten.

Er pflegte mehr als einmal zu sagen, daß er das Gold gerade so hoch schätze als Koth. Wenn ihm selbes nicht zur Belohnung derjenigen nöthig wäre, die sich um ihren Landesfürsten, und das gemeine Beste wohlverdient gemacht haben, so wollte er an gar kein Metall nicht gedenken. Allein wie hoch er Geld und Reichthümer geschätzet habe, wird sich an dem Orte zeigen, wo ich von seiner fast auf das äusserste getriebenen Wohlthätigkeit reden werde.

XIV. Kapitel.

Abtödtung und Bußwerke.

So zahlreich auch die Feinde waren, die sich wider Ferdinanden verschworen hatten; so fürchtete er doch keinen so sehr, als sich selbst. Er mag nun in dem Siege über sich selbst mehr wahren Ruhm, oder mehr Nothwendigkeit angetroffen haben; so ist es doch gewiß, daß er für keinen mehr, als für diesen besorget war.

Wider sein Fleisch und seine Begierlichkeiten lag er im beständigen Kriege: und da er anderen Feinden gar vieles und gerne verzieh; so sah er doch sich selbst nur sehr wenig nach. So sehr er auch seine Geistes- und Leibeskräften durch anhaltende Arbeiten, Sorgen, und Kümmernisse erschöpfte, so gestattete er sich doch selten einige häusliche Erholung. Seine Gespräche nach dem Mittag- und Abendmahle wurden mit seiner Gemahlinn, und seinen Kindern ganz zeitlich abgebrochen, wenn er glaubte, daß es das gemeine Beste so forderte andere Erlustigungen machte er sich fast gar keine, ausser wenn es die Gefälligkeit gegen fremde Gäste, oder der Hofbrauch mit sich brachte.

Ein oder das anderemal gieng er jede Woche auf die Jagd oder zur Reigerbaize theils um nach der Vorschrift der Aerzte, ne Gesundheit zu erhalten, und neue Kr

zur Arbeit zu sammeln; theils weil er diese Art von Ergötzung für die unschuldigste hielt; theils auch um sich abzuhärten, und an jede Witterung zu gewöhnen.

Ueber seine Sinne hielt er eine stäte, und seltene Wachsamkeit. Wie es ehemals Job von sich gestanden hat, so hatte er auch ganz sicher mit seinen Augen einen Bund geschlossen, um an eine Jungfrau gar nicht zu gedenken. Es haben es mehrere vermerket, daß er Personen vom andern Geschlechte nie scharf ins Angesicht schaute, sondern seine Augen jederzeit in der strengsten Zucht hielt.

Es ist zu unsern Zeiten der Brauch, daß Häuser und Zimmer grosser Herren zum Wohlgeruche mit lieblichen Rauchwerken durchräuchert werden: Ferdinand gestattete dieses bey sich niemalen. Dieses war seinen Kammerleuten, und jenen, die für seine Einkehren auf Reisen zu sorgen hatten, so wohl bekannt, daß sie Thüren und Fenster aufmachten, um den Geruch zu vertreiben, wenn zu Ehren eines so hohen Gastes von dem Hauspatrone solches etwa geschehen war.

Ueblen Geruch hat er nicht nur, da er es auch leicht thun konnte, nicht allzu sorgfältig vermieden, sondern so gar einem, der deswegen um Verzeihen bath, und sich entschuldigen wollte, geantwortet: Das wäre überflüßig. Für Wohlgeruch bin ich nicht stark

ein-

eingenommen; und Gestank kann ich lei-
den.

Bey der Tafel war er auch mit einer ganz gemeinen Kost zufrieden, und beklagte sich niemalen, daß man ihm entweder aufgesetzet, was er nicht gerne hatte, oder selbes nicht zugerichtet habe, wie er wollte.

Von der Tafelmusik war er kein Feind, ja er stellte sie, so wohl gesunder, als auch kranker selbst an. Nicht nur weil er eine natürliche Neigung dazu hatte, sondern auch, und noch weit mehr, weil er merkte, daß dadurch der Geist aufgeheitert werde, und weil er das Zuhören für rathsamer hielt als das Reden. Uebrigens war er bey geistlichen Gesängen jederzeit aufmerksamer, als bey weltlichen.

Dem Schlafe räumte er nicht mehr Zeit ein, als die Natur und Noth forderte. Ueber sieben Stunde zog er selben sicher nie hinaus. Die letzten Jahre, wo er stark an Verschleimungen litt, fieng er öfters zu nicken, und einzuschlummern an. Jedoch stritt er dabey mit dem Schlafe so gewaltsam, daß ihm der Streit gewiß mehr Pein, als der Schlaf Erquickung verschaffte.

Es fügte sich einmals, daß der Kammerdiener, dem er Abends die Stunde gegeben hatte, wenn er das Licht bringen, und ihn aufwecken sollte, eine halbe Stunde zugab, weil er glaubte, daß dem Kayser eine mehre-

re Ruhe nothwendig wäre. Er ahndete solches gar sehr, und geboth ernstlich, daß künftighin weder er noch ein anderer sich ja eine solche Freyheit wieder herausnehmen sollten. Was den Geschäften gebühret, müsse dem Schlafe nicht eingeräumet werden. Durch dieses Zugeben werde die ganze Ordnung verrücket, die er sich für diesen Tag gemacht habe.

Seinen Leib durch Fasten, und Geiselstreiche zu kasteyen, glaubte er auch für jene nothwendig zu seyn, die der Purpur decket. Es ist noch heut zu Tage eine Geisel vorhanden, die von seinem Blute ganz roth ist.

Als er einsmals am Charfreytage der Bußprozession zusah, und dabey die Menge Geißler betrachtete, gestand er der Kayserinn Eleonora, die neben ihm war; daß er diese Leute um ihr Glück beneide: Er habe schon öfters gewunschen, sich unter sie mischen zu können; ja sogar auf Wege gedacht, wie er es, ohne erkannt zu werden, thun könnte; allein bisher habe es ihm nicht gelingen wollen.

Ich habe meines Wissens, schon an einem andern Orte angeführet, daß er sich Abends einen sehr merklichen Abbruch zu thun pflegte, wann er Tags darauf zu dem Tische des Herrn gehen wollte.

An Vorabenden der Marianischen Festtäge dürfte nicht nur für ihn, sondern auch für den ganzen Hof kein Fleisch aufgesetzet werden.

Auch

Auch trug er gar oft Bußgürteln beson-
ders in seinem ledigen Stande, und als
Wittwer.

Aber nie verfuhr er mit seinem Fleische
strenger, als am Mittwoche, Donnerstage,
und Freytage in der Charwoche. Da setzte
er zum Fasten Geiselstreiche, zu Geiselstreichen
Bußgürteln, zu Bußgürteln anhaltendes Wa-
chen, Bethen Lesung geistlicher Bücher hinzu.

XV. Kapitel.

Keuschheit.

Nachdem wir angeführet haben, wie rit-
terlich Ferdinand wider sein eigenes Fleisch
gekämpfet habe, so wird man uns leicht Glau-
ben beymessen, da wir von seiner Keuschheit
reden. Denn durch solche Kämpfe gelangt
man zur selben, und die Belohnung desjeni-
gen, der sich selbst überwindet, ist die Rei-
nigkeit des Leibes und der Seele. Ferdinand
hat diese Tugend in seinen Jünglingsjahren
für die schönste Zierde dieses Alters gehal-
ten.

Einer seiner Hoficute, der ihm die Wege
zur Unzucht lehren, und unverschämter Weise
gar dazu verhülflich seyn wollte, hat er, ob
er schon noch ganz jung, und unverehlichet
war, vom Hofe geschaffet. Ich will, sprach
er, unter jenen, die zu meiner Bedienung

sind, keine Sklaven der Wohllust und Unzucht haben.

Als er schon regierender Herr war, und vermöge seines Amtes auch Weibsbilder vorlassen mußte, hat er in einem solchen Falle nie allein seyn wollen: sollte auch die Vorgelassene eine Fürstinn gewesen seyn. Er wollte, daß damals entweder seine Gemahlinn zugegen wäre, oder hörete ihre Gesuche an, wann er sich öffenlich aus seinen Zimmern hob, und mithin den ganzen Hofstaat zu Zeugen hatte.

Bis zu seiner ersten Ehe lebte er in der größten Keuschheit. Eben so brachte er auch seinen sechsjährigen Wittwerstand, wiewohl in der Blüthe seines Alters, nämlich vom sechs und dreyßigsten bis zum zwey und vierzigsten Jahre zu; ob es ihm schon an Gelegenheiten, und gegebenen Anlässen nicht fehlte.

In dem Ehestande bewährte er seine Treue seiner Gemahlinn hinlänglich. Ich weiß, was die Kayserinn gesaget hat: Sie sey nämlich von der Keuschheit Ferdinands so überzeuget gewesen, daß, wenn sie auch ein Mädchen bey ihm im Bette gefunden hätte, sie sich dennoch nicht würde getrauet haben ihn einer Unzucht zu beschuldigen: denn er habe es in dieser Tugend viel weiter gebracht, als daß auch eine solche, und so nahe Gelegenheit für ihn hätte gefährlich seyn können.

Un=

Unkeusche Reden duldete er eben so wenig in seinen Ohren, als auf seiner Zunge. Ferne sey es, daß man je ein unzüchtiges, freches Wort aus seinem Munde gehöret; je sich einer in seiner Gegenwart ein solches zu reden getrauet hätte.

Wenn er zu Zeiten, entweder weil es die Gewohnheit so haben wollte, oder dem Hofe zu Gefallen ausländische Schauspieler vor sich auftretten ließ, ließ er sie ernstlich warnen: daß sie ja der Ehrbarkeit eingedenk seyn sollten: Sie sollten wissen, daß sie vor dem Kayser spielten, der bey Schauspielen vor allem Zucht und Ehrbarkeit foderte: Widrigenfalls würde dem Uebertretter die Strafe nicht ausbleiben.

Um ihn zu beleidigen, ja für allzeit in seine Ungnade zu verfallen, war es genug ein Ehebrecher oder Unzüchtiger zu seyn. In einem solchen Falle half kein Adel, keine noch so grosse Geschicklichkeit. Es ist bekannt, daß ein grosser Herr, der in diesem Stücke schuldig war, lieber das Land räumen, als den Zorn seines Keuschheit liebenden Fürsten habe erfahren wollen.

Es sind noch die Gesetze vorhanden, durch welche er auf Ehebruche, Blutschanden, und andere Gattungen der Unlauterkeit die Todesstrafe gesetzet hat. Und obwohlen er bey Unterzeichnung der Todesurtheile immer mehr zur Gelindigkeit als zur Strenge geneigt war;

so hielt er doch die Laster des Ehebruches keiner Gnade würdig. Ich könnte die Sache mit Beyspielen belegen, wenn ich nicht den guten Namen der Verurtheilten verschonen wollte.

XVI. Kapitel.

Geduld.

In was hohem Grade Ferdinand diese Tugend besessen habe, kann ich durch einen einzigen Beweis hinlänglich zeigen. So viele Unbilden ihm auch von Irrgläubigen angethan wurden, so viel Unrecht und Unbilligkeit er auch von Feinden erfahren mußte; so hat er sich doch nie wider selbe mit einem etwas hitzigerem Worte herausgelassen, ja nicht einmal etwas lebhafter beklaget.

Die näheren Zutritt bey ihm hatten, konnten sich nicht genug verwundern: wie er doch so harte Dinge so stillschweigend, ohne sich darüber zu beklagen, ohne sich in Widerreden, oder Streitigkeiten einzulassen, verdauen könnte. Ich weiß wohl, daß er es tiefer empfand, wenn er selbst von jenen, die es am wenigsten hätten thun sollen, Hindernisse geleget sah, daß die katholische Religion in ganz Deutschland nicht konnte hergestellet werden. Allein ich weiß auch, daß er selbst von diesen nur mit Mäßigkeit redete; so daß man deut-

lich

lich sah, daß er nicht aus Ungeduld gegen seine Widersacher, sondern aus Mitleiden gegen diejenigen, die dabey litten, in Klagen ausbrach. Selbst die Waffen hat er auch nicht wider einen einzigen je aus Zorn ergriffen.

Es giebt keine schwerere Gattung Beleidigung und die härter zu vertragen wäre, als Schimpfreden. Ferdinand betrug sich dabey so, als ob er gar keine Empfindung hätte. Einige von seinen Widersachern liessen sich vom Zorne so weit hinreissen, daß sie ihn mit der größten Verletzung seiner Majestät einen Bluthund, einen blinden Bösewicht, einen schlechten Menschen, spottweise, das Ferdinandchen nannten. Er erfuhr es alles, ohne darüber zu erzürnen.

Im Jahre 1599. unterstanden sich einige abgefallene Herren, und Landsleute, ihm auf dem Landtage zu Gräz die bittersten Reden ins Angesicht zu sagen; die Wiederherstellung des Glaubens, auf die er drang, eine schwere Verfolgung, die härteste Folterung des Gewissens zu nennen. Ihr Wortführer ließ sich mit so beissenden, kühnen, bitteren, und unbesonnenen Worten wider ihn heraus, daß sich selbst jene, die ihn zum Freyreden angeeifert hatten, seiner Kühnheit schämten. Ferdinand indessen hörte ihm ganz geduldig zu; und obwohlen es ihm an der Macht nicht gefehlet hätte, den Schuldigen zu bestrafen,

so

so wollte er doch lieber seine Geduld als seine Macht zeigen. Ihm war es genug auf der vorgeschlagenen Widerherstellung des Glaubens standhaft zu verharren: Lästerworte, und Schimpfreden aber gelassen zu ertragen.

Bey der schon so lange Jahre in Deutschland währender Gährung und Kriegsverwirrung tratten häufige Schriften auf, die weit besser in der Vergessenheit geblieben wären, und durch die der Name, und die Unternehmungen Ferdinands auf die unanständigste Art hergenommen wurden: indem nämlich verläumderische Zungen loose Erfindungen für Thatsachen, Lügen für Wahrheiten der Welt aufdringen wollten. Viele waren der Meynung, daß solche Verläumder nicht so viel ermahnet, als nach aller Schärfe gezüchtiget zu werden verdienen. Er aber ließ sich weder durch alle diese Schmähschriften rühren, noch über die Verfasser eine Untersuchung anstellen; ja verlangte nicht einmal, daß man ihre Lügen schriftlich widerlegen sollte.

Es kam ihm zu Ohren, daß eine gewisse Person, die sich für katholisch ausgab, und vormals von Ferdinanden mit Ehren, und reichlichen Einkommen war überhäufet worden, in einer katholischen Stadt eine Schrift heraus zu geben gedenke, die voll der Verläumdungen und groben Unbilden wider Se. Majestät wäre. Es wäre ganz billig gewesen, den Undankbaren zur Strafe zu ziehen: Ferdi-

dinand aber war zufrieden, die Ausgabe dieser Schrift hinterstellig zu machen.

Zu Wien wurde ein grosser Uebelthäter von der Obrigkeit zu verschiedenen Peinen, und dann zum Tode verurtheilet. Weil der Schuldige unter andern Verbrechen auch an der Person Sr. Majestät ein grober, unverschämter Verläumder geworden war, so sollte ihm auch die Zunge abgeschnitten werden. Als das Urtheil, wie gewöhnlich, dem Kayser zur Bestättigung vorgeleget wurde, strich selber das Zungabschneiden weg, und verboth beynebens der wider ihn ausgestossenen Lästerungen im Urtheile Erwähnung zu thun.

Von grossen Herren verdienen auch mindere tugendliche Handlungen angeführet zu werden. Wer ist wohl, der nicht öfters über seinen Diener zürnet, und selbem seine Nachläßigkeit nicht wenigstens mit Worten vorwirft? Wurde aber bey dem Kayser über die Saumseligkeit, und Nachläßigkeit mancher seiner Diener geklaget, so war es nichts neues, daß er nicht nur in keine Ungeduld ausbrach, sondern dieselbe so gar auch entschuldigte. Wo sich ein anderer bitter ereifert, und geärgert hätte, da schien er ganz holdselig nur einen Scherz daraus zu machen.

Einsmals langte er von einer weiten Reise zu Prag an. Er ließ sich, wie er ins Schloß kam, die Stiefel ausziehen: Das Nachtmahl war schon bereitet; als man gähling

wahrnahm, daß weder Schuhe, noch Pantoffel vorhanden seyn, indem die Kammerwägen noch nicht eingetroffen waren. Alles ärgerte sich über eine solche Sorglosigkeit: nur er sprach ohne das mindeste Zeichen einer Ungeduld zu geben: Setzen wir uns zur Tafel: Was braucht es viel Schuhe, oder Pantoffel? Es ist so kalt nicht.

XVII. Kapitel

Standhaftigkeit im Glück und Unglück.

Trübes und heiteres Wetter sind Veränderungen der Unterwelt: Der Himmel selbst verkehrt sich niemals. Eben so werden es alle jene gestehen müssen, die Ferdinanden näher kannten, daß sein Gemüth beschaffen war. Er war über Glück und Unglück hinweg: blieb allzeit heiter, allzeit unverändert.

Wenn Gott jemals einen Menschen bloß derowegen Unglück zugeschicket hat, um über dasselbe nur zu lachen; so war es gewiß Ferdinand. Was für ein Theil seines Lebens war von Widerwärtigkeiten frey? Was für Reiche hat er ohne Widerstand angetretten, oder erhalten? Wie oft brachen Provinzen und Königreiche ihrem Fürsten die Treue? Wie oft haben ihn entweder vorbeygegangenen Fehler, oder Uebermacht der Feinde in

die

die Enge getrieben, und der Verheerung in seinen Ländern den Weg gebahnet? Es kam mehr als einmal so weit, daß man schon alles für verlohren gab. Nur er ertrug alles dieses mit Standhaftigkeit, ließ nie den Muth sinken, hoffte immer das Bessere.

Unter andern Dingen, die an Ferdinanden zum Erstaunen waren, gehöret auch jenes her, was seine Räthe öfters mit Verwunderung bemerket haben: daß er nämlich bey der Nachricht von erlittenen Niederlagen eben so heiter blieb, als er zuvor war. Oft geschah es, daß er in einem Monathe einen Unglücksstreich nach dem andern vernahm: Mißlungene Schlachten, erregte Aufstände, Uebergang von Festungen. Man hätte glauben sollen, daß wenigstens die Menge der Wunden ihn aus seiner Fassung bringen wurden. Allein er hielt die zweyte und dritte mit eben der Standhaftigkeit aus, die er bey der ersten bezeuget hatte.

Binnen fünfzehn Tägen starben ihm im Jahre 1616. sein Bruder Maximilian, und seine Gemahlin Marianna, die er wie seinen Augapfel liebte: Gradiska wurde von den Venezianern eingeschlossen: P. Villeri, dem er, als seinem Beichtvater, sich und sein ganzes Herz anvertrauet hatte, gerieth auf seiner Rückreise von Rom, wo er in Ordensgeschäften von seinen Obern war hingeschicket worden, in die Gefangenschaft, und wurde

nach Verona in Verwahrung gebracht. Schlag auf Schlag: und dennoch blieb er dabey unerschüttert stehen.

Nicht nur, daß er selbst den Muth nie verlohr; so wußte er auch andere, die ihn sinken liessen, aufzurichten: indem er sie ermahnte, dasjenige großmüthig zu ertragen, was ihnen Gott zuschickte, ihre Tugend zu prüfen.

Seine ersten zwey Kinder, die sonst den Aeltern die liebsten zu seyn pflegen, war ihm kaum zu sehen vergönnet, weil selbe bald nach der Taufe wieder starben; dennoch entfuhr ihm derowegen nicht das mindeste bittere Wort, nicht der mindeste wehemüthige Laut. Mir ist es genug, sprach er, durch die Geburt und den Tod meiner Kinder die Zahl derjenigen vermehret zu sehen, aus deren Munde das Lob Gottes erschallet.

War er im Unglücke standhaft, so war er es bey gutem Glücke nicht minder: wiewohl sich sonst das menschliche Herz bey selbem gemeiniglich weniger zu fassen weiß. Ferne sey es, daß er sich je über einen günstigen Erfolg innerlich erhoben hätte, je darüber aufgeblasen worden wäre.

Zu Prag wurde der Feind auf dem weissen Berge geschlagen, die Krone Böhmens mit dem ganzen Königreiche wieder erobert, der Afterkönig aus dem ganzen Lande hinausgetrieben. Er indessen veränderte darüber

nicht

nicht einmal die Farbe. Ihm war es genug Gott durch einen öffentlichen Bittgang Dank abzustatten, ohne eine übermässige Freude merken zu lassen. Als diese Standhaftigkeit dem Graf Gabriel von Bethlem zu Ohren kame, fiel ihn grosse Furcht an: indem er glaubte, daß es schwer fallen würde, wieder denjenigen zu kriegen, den weder das Unglück kleinmüthig, noch das Glück übermüthig zu machen im Stande wäre.

Als Gustav Adolph König in Schweden bey Lützen blieb, frohlockten alle diejenigen, die es mit dem Kayser hielten. Viele fiengen, vor Freuden ganz ausser sich, über die Feinde zu spotten an; schrieen: Nun sey alles aus; nicht das mindeste mehr zu fürchten; Nur er blieb unverändert, und sagte das einzige: **Fahren wir in der Demuth fort, und empfehlen wir in aller Unterwürfigkeit die ganze Sache Gott dem Herrn.**

Man glaubte, daß die so viele Jahre hartnäckig fortdaurende Kriege, die so mächtige feindliche Bemühungen bloß dahin abzielten, der Reihe der Kayser aus dem Oesterreichischen Hause ein Ende zu machen: Kron und Zepter seyen endlich einmal auch anderstwo hinzuwenden: das Kayserthum sey länger bey dieser Familie gewesen, als es das gemeine Beste mehr haben wollte: auf Ferdinanden den Zweyten sollte der Dritte nicht mehr folgen.

Indessen wurde durch die Wahlstimmen der Churfürsten die Nachfolge auch dießmal für Oestreich zu Regenspurg bestättiget; Kron und Zepter Ferdinanden III. übergeben. Wie die Wahl vorbey war, so hörte man noch selben Tage nicht nur den Pöbel, sondern auch ansehnliche Personen über die Feinde laut spotten, und schreyen: dermalen seyen also ihre Anschläge, die sie durch so viele Jahre her mit so vieler Mühe angesponnen hätten, zu nichts gemacht: Ihre mit so vielem Geld und Blut genährte Hoffnung sey zu Wasser worden: sie sollten nun gehen, der Macht und dem Aufnahme des Hauses Oesterreich sich widersetzen: Jener sey würklich Kayser, dessen Wahl zu verhindern, sie es fast so weit gebracht haben, daß Deutschland entweder ganz zu Grunde gieng, oder doch wenigstens durch Pest, Hunger, und Krieg erschöpfet wurde.

Der einzige Kayser wußte sich mitten unter dem ungestümen Jubel der übrigen mit Maaß zu erfreuen; nur ihm entfuhr nicht das mindeste Wörtchen, so seine Feinde hätte beleidigen können. Als er aus dem Zimmer, wo die Wahl vor sich gieng, heraus kam, knieete er vor dem Altar nieder, und sang mit Simeon: Nun lassest du, o Herr! deinen Diener nach deinem Worte im Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, den du bereitet hast vor dem Angesichte aller Völker: ein Licht

zur

zur Erleuchtung der Heiden, und zur Ehre deines Volkes Israels. Nach abgestatteter Danksagung, verrichtete er das übrige, was dieser feyerliche Tag mit sich brachte mit einer Miene, aus der nicht das mindeste Uebermüthige heraus blickte.

XVIII. Kapitel.

Stäte Arbeit.

Den Müssiggang billigte er an keinem Menschen; an sich selbst aber hat er ihn schon gar nicht gelitten. Ich habe seinen Oberst-Hofmeister, Graf Leonard Helfried von Meggau betheuern gehöret: Er sey niemals zu dem Kayser gekommen (und doch kam er Amts halber gar oft zu ihm) ohne ihn entweder beym Lesen oder Schreiben, oder Bethen, oder Audienz geben anzutreffen.

Ferdinand rühmte zum öfteren als eine grosse göttliche Wohlthat an, daß er die Arbeit liebe, und daran sein Vergnügen finde.

Es war nichts seltenes, daß er sich nach dem Mittag- oder Abendmahle kaum eine Viertelstunde zur Unterhaltung mit seiner Gemahlinn und Kindern vergönnte; sondern sich alsobald zu seinen Arbeiten und Staatsgeschäften verfügte.

Wenn er gesund und wohlauf war, befand er sich jederzeit persönlich bey dem Rathe

the ein. Und obwohlen derselbe so wohl wegen der Menge als auch Wichtigkeit vorgefallener Geschäfte oft in die vier Stunden lang nach einander währte, so hat er doch nicht allein sich nie davon wegbegeben, sondern wann die Räthe wegen so schwerer Mühe, und Arbeit ganz müde und verdrossen waren, sich noch darüber erfreuet, daß es so viel zu thun gegeben habe. Bey dreyen Dingen, pflegte er zu sagen, sey ihm nie die Zeit lange gewesen: beym Gottesdienste; beym Rathe, und beym Jagen.

Die eingereichten Bittschriften (deren Anzahl bey einem Kayser gewiß nicht gering seyn konnte) hat er täglich alle und jede mit unsäglichen Fleiße durchlesen; und auf jede eigenhändig darauf geschrieben, an was für einen Kanzler sie gehöre. Mit was grosser Genauigkeit er sie durchgegangen habe, erhellet daraus; daß, wenn den Sekretären beym Berichterstatten bisweilen hin und wieder etwas ausgefallen war, er solches alsogleich anmerkte, und vermöge des glücklichen Gedächtnisses, so er hatte, ergänzte.

Raubten ihm die häufigen Geschäfte bey Tags die Zeit alle die Bittschriften zu durchgehen, so nahm er die Nacht zu Hülfe. Er zeigte einsmals einem von jenen, die bey ihm näheren Zutritt hatten, nach der Abendtafel einen ganzen Buschen Suppliken mit dem Zusatze:

Bis ich nicht alles das gelesen, und wohl überdacht habe, gehe ich nicht schlafen.

In den letzten Jahren hatte er an Kräften schon merklich abgenommen, nichts desto weniger war er bey der Arbeit noch eben so fleißig, als zuvor. Wenn man ihn bisweilen erinnerte: Er möchte sich doch ein wenig mässigen; minder wichtige Bittschriften anderen zu lesen geben; auf seine Gesundheit bedacht seyn; gab er zur Antwort: Gott habe ihn zum Arbeiten, und nicht zum Feyern auf den Thron gesetzet: Ein Fürst, der sich das allgemeine Beste angelegen seyn ließe, könnte seine Gesundheit nicht schonen: er wollte lieber sich selbst als sein Amt ausser Acht lassen.

Diesen stätten Arbeitseifer behielt er bis zum Tode bey. Noch den Abend zuvor als er Morgens frühe starb, las er eine Menge Bittschriften; machte verschiedene Anordnungen, unterzeichnete, legte den Räthen manches zur Berathschlagung vor, schrieb eigenhändig an den König seinen Sohn einen langen Brief. So daß er wahrhaftig, wie er sagte, daß es sich für einen Kayser gebühre, wo nicht stehend, doch wenigstens arbeitend aus dieser Welt schied.

Wollte er auf die Jagd gehen, so trug er Sorge, daß die öffentliche Geschäfte nichts dabey litten. Tags zuvor verdoppelte er seine Mühe, unterschrieb, was zu unterschreiben

ben war, und machte Anstalten, daß während seiner Abwesenheit seine Sekretäre und Kanzellisten hinlänglich zu thun hätten. Kam er Abends zurück, so ließ er sich ihre Arbeiten vorlegen, durchgieng, und unterzeichnete sie.

Selbst auf der Jagd setzte er die Sorge für das allgemeine Beste nicht ganz auf die Seite. Er hatte allzeit einen oder den andern geheimen Rath bey sich, um wenn gähling etwas vorfiel, sich mit selben zu berathschlagen. Fiel nichts vor, so unterhielt er sich doch mit Selben bey guter Gelegenheit über das Wohl des Staates, und durchforschte, wie selbes etwa in diesem oder jenem Stücke könnte befördert werden.

Es ist kaum zu glauben, wie viele Mühe und Arbeit ihm das stätte Audienz- und Bescheidgeben gekostet habe: nichts desto weniger that er es willig und standhaft. Es war ganz leicht bey ihm vorzukommen: Niemand wurde entweder aus Ueberdruß, oder wegen Geringfügigkeit seines Begehrens abgewiesen. Als er einmals mehrere Stunden nach einander Vorlaß gegeben hatte, kehrte er sich zu einem der Seinigen, und sprach: Ich höre Jedermann gerne an; noch lieber aber wollte ich es thun, wenn solche Dinge vorgebracht würden, die entweders dem Lande überhaupt, oder auch nur einzelnen Bür-

gern

gern ersprießlich wären. Es ist weit schwerer, unnütze als viele Dinge hören müssen.

XIX. Kapitel.

Unterhaltungen.

Er pflegte auch zu seiner Zeit dem Geiste und Körper eine anständige Ergötzung zu verschaffen. In seinen jüngern Jahren hatte er sich mit Ritterspielen, und Ringleinrennen gerne erlustiget, und zwar mit vielem Ruhme und Geschicklichkeit: denn er trug meistens den Sieg, und nach dem Ausspruche der Schiedsrichter die Ehrenkrone davon.

Er hatte auch mit Singen und der Musik seine Freude, und ließ die besten Tonkünstler mit vielen Unkosten nach seinem Hofe berufen: theils um das Gemüth auszuheitern, und dadurch zu seinen Geschäften desto munterer und tauglicher zu werden: theils aber auch und zwar noch weit mehr, um den Gottesdienste durch eine stattliche Musik zu zieren, und recht prächtig halten zu lassen. Um dieses zu erlangen, glaubte er jede noch so grosse Summe Geldes wohl angewendet; indem man zur Ehre Gottes nie zu viel thun könnte.

Es war eine Zeit, wo er sich gerne in Theatern und bey Schauspielen einfand. Weil

er aber selbst bey Ergötzungen an der Andacht zunehmen wollte, so durften Schauspiele, die er gerne sah, nicht zu lächerlich, noch weniger aber anstößig seyn. Am liebsten sah er diejenigen, in welchen eine heilige Geschichte, als eines heiligen Alexius, Augustinus, Cäcilia, oder eines heiligen Martyrers Leben, oder ritterlicher Kampf aufgeführet wurde. Hatte einer seine Rolle recht auferbaulich, und wohl gespielt; so war er ihm mit Gnaden gar sonderbar gewogen.

Aus der akademischen Jugend hat er einige in die von ihm errichteten Seminarien bloß derowegen aufzunehmen befohlen, weil sie auf dem Theater sich wohl gehalten hatten: andere hat er auf eine andere Art belohnet. Ich weiß, daß er einige nach vollendeten Studien anderen vorgezogen, und zu Pfarren, oder andern einträglicheren Stellen befördert habe, weil er sich noch erinnerte, daß sie einsmals die Person eines Heiligen mit Anstand und rührend gespielet hatten.

Vom Jagen und Raigerbaizen war er bis in sein spätes Alter ein Liebhaber. Es hatte ihm aber erstlich das Beyspiel seines Vaters; dann auch das Gutachten seiner Leibärzte so viele Lust dazu gemacht. Der Erzherzog Karl war dem Jagen ungemein ergeben; und die Aerzte hielten dafür, daß solches auch für seine Gesundheit höchst nothwendig sey. Dazu kam noch, daß er sich zu

Kriegs-

Kriegsarbeiten abhärten wollte; im Falle er mit der Zeit in die Nothwendigkeit gesetzet würde, sich selben zu unterziehen. Daß aber Jagdbeschwerden mit Kriegsarbeiten sehr viele Aehnlichkeiten haben, kann nur jener in Zweifel ziehen, der nicht weiß, daß die Jägerey die Schule des Kriegswesens sey. Er gab zuweilen auch noch eine vierte Ursache an, die gar nicht zu verwerfen ist. Er sagte, an königlichen und kayserlichen Höfe gebe es Leute, denen der Müssiggang den Weg zu Ausschweifungen bahnet. Diesen müsse ihr Fürst durch Jagen zu schaffen geben, damit sie nicht auf Thorheiten verfallen.

Uebrigens wußte er selbst diese Art von Ergötzung anderen nützlich zu machen. Die gemachte Beute verschenkte er nicht nur unter Gesandte, und fürstliche Personen, sondern auch gar oft, und zwar meistens in die Klöster. Mitten in den Wäldern selbst verhörte er die Bauern, ließ sich ihre Beschwerden vortragen, und tröstete sie mit Worten und Werken. Er untersuchte den Schaden, der ihnen durch das Wild geschahe, ließ selben schätzen, und ersetzte ihn reichlicher, als er selbst von dem Beschädigten angeschlagen wurde.

Wurde etwa ein Bauersmann durch ein Wildschwein verletzet, so ließ ihn Ferdinand alsogleich nach der Stadt bringen, durch seine Wundärzte heilen, und wann er geheilet war,

war, neu kleiden, und reichlich beschenket wieder nach Hause kehren.

Zwar kann ich nicht läugnen, daß diese seine Jagdlust zu vielen Klagen Anlaß gegeben habe; als würden nämlich die armen Unterthanen dadurch sehr beschweret und gedrücket. Allein vieles blieb Sr. Majestät ganz unbewußt; vieles, was er abzuschaffen, und zu verbessern befohlen hatte, geschah vielleicht von den Untergeordneten mit der Genauigkeit nicht, als er ihnen dazu den Auftrag gemacht hatte.

XX. Kapitel.

Klugheit und Weise zu regieren.

Bey Beherrschung seiner Reiche, Länder, und Völker gründete er sich auf wahrhaft erhabene, und ganz göttliche Grundsätze. List und Verschlagenheit, auf die viele heut zu Tage ihre ganze Politik bauen, schloß er vor allem aus dem Gebiete der Klugheit aus. Er sagte: Wer mit Betruge umgeht, und von Gott, und der Religion einen Mißbrauch machet, könne nicht klug handeln. Reichen, die Gott allein ertheilet, durch Mittel und Wege eine Festigkeit verschaffen wollen, die er verabscheuet, sey wahrer Unsinn.

Zu Regenspurg sagte er am neuen Jahrstage einem Ordensgeistlichen ganz im Vertrauen: Es sey ihm sehr lieb, daß sein Sohn Ferdinand zum römischen Könige erwählet worden wäre, Nicht weil er seinen Sohn, sondern weil er an seinem Sohne einen solchen Regenten auf dem Throne sähe, der bey seiner Regierung die Beförderung der Ehre Gottes, den Eifer die katholische Religion zu verbreiten, die Wohlfahrt des Vaterlandes, und seiner Unterthanen zur Hauptabsicht haben wird. Nur auf diesem löblichen Grunde bestehe eine wahre und gesunde Politik.

An seinen Räthen schätzte er die Religion weit höher als je eine andere Gabe. Und ob er schon Männer dazu ausuchte, die vielen Verstand und Erfahrung hatten, so wollte er doch vor allem, daß sie sich durch Andacht, und Gottesfurcht auszeichneten.

Er sah gerne, daß jeder seine Meynung frey heraus sagte. Ich lese von ihm eigenhändig aufgezeichnet: Er hasse bey Berathschlungen stumme Hunde: billige nicht, wenn manche sich durch fremdes Ansehen auf eine Meynung hinreissen lassen, mit der sie nicht eins sind; habe nur solche Leute gerne, die offenherzig, frey, aufrichtig, jedoch zugleich mit Bescheidenheit das, was sie glauben, sagen.

Es geschah mehr als einmal, daß er eine solche Freyheit nicht nur anrühmte, sondern auch schützte. Denn wann einer aus den Höhern es übel aufzunehmen schien, daß ihm von einem minderen frey widersprochen wurde, so nahm sich der Monarch um letzteren an, und brachte es durch seinen Schutz dahin, daß sich auch andere mit aller Freyheit erklärten.

Bey wichtigeren Geschäften, besonders, wann es das Leben eines Menschen betraf, pflegte er also zu verfahren. Erstlich suchte er sein Gemüth ganz in Ruhe zu bringen; dann nahm er seine Zuflucht zu Gott, und empfahl die Sache auch andern, besonders Ordensgeistlichen in ihr heiliges Gebeth; dann forschte er fleißig, und unverdrossen nach anderer ihrem Rathe, und entschied meistens nach der Mehrheit der Stimmen. Denn er pflegte zu sagen: Es sey weit sicherer seinen Räthen folgen, wenn auch ihr Rath nicht allzeit am besten ausfällt; als allein sich durch seinen Eigendünkel regieren lassen.

Liessen es die Umstände nicht zu, sich mit seinen Räthen zu berathschlagen, so wendete er sich desto eifriger zu Gott und den lieben Heiligen. Der Stadtrath zu Wien hatte verbothen, zu den lutherischen Predigten nach Hernals hinaus zu gehen. Dieses empfanden einige abgefallene Herren, und Landleute sehr höchlich, zogen bey dem Kayser mit vor-

vorgeblichen Privilegien auf, klagten bitter über Eingriffe in ihre Rechte. Während dessen sie dieses weitläuftig aus einander setzten, bezeichnete der Kayser, ohne es merken zu lassen, sein Herz, und flehete Gott in Geheim an: Er wolle ja nicht zugeben, daß ihm bey der Antwort ein Wort entfahre, so entweder dem wahren Glauben zum Nachtheile gereichen, oder die Irrgläubigen noch mehr erbittern könnte.

Wenn über eine gar wichtige Sache, als die etwa neue Kriege und Unruhen stiften könnte, zu berathschlagen war; war es ihm nicht genug nur ein Rathsmittel zu vernehmen, sondern er ließ mehrere darüber sprechen. Als er dieses einsmals in den Mantuanischen Angelegenheiten that, gab er an alle Rathspräsidenten folgende eigenhändige Note herab: Die Räthe sollten wohl bedenken, was sie riethen, und in einer so wichtigen Sache keinen andern Ausspruch thun, als den sie sich bey dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten getrauten. Diese seine Note aber befahl er den Räthen so oft vorzulesen, als oft sie in dieser Sache zusammen kämen.

Betraf die Sache die Religion, so forderte er erstlich das Gutdünken verschiedener Theologen, auch aus verschiedenen Schulen, und zwar schriftlich ab, damit er solches reifer bey sich überlegen konnte. Dann zog er

Kar-

Kardinäle, Bischöfe, und andere zu Rath, die er wußte, daß sie der katholischen Religion bestens zugethan wären. Ehe sie ihre Meynung erklärten, ermahnete er sie: Sie sollten die Religion wohl vor Augen haben; nichts rathen, als mit dem sie einstens bey dem gerechten Richter bestehen könnten. Er würde es bey ihrem Ausspruche ganz sicher beruhen lassen, indem er gelehrte, fromme, und solche Männer gewählet habe, denen die Beschützung der Religion vor allen obläge. So gieng er zu Werke, als wegen dem Sächsischen Frieden gehandelt wurde.

War bisweilen viel daran gelegen, daß die Sache verschwiegen bliebe, so schlug er folgenden Weg ein. Er ließ die Räthe nicht zugleich zusammen tretten, sondern einzeln vorrufen, und sie ihre Meynung nicht mündlich, sondern schriftlich erklären. Er gebrauchte aber dabey die Vorsicht, daß es keiner merken konnte, daß ausser ihm noch ein anderer sey befraget worden. Dadurch gewann er diesen doppelten Vortheil: Erstlich daß er mehrerer ihre Meynung vernahm: Zweytens, daß keiner die Sache weiter erzählen dürfte. Denn indem jeder glaubte, daß nur er, und der Kayser darum wußte, so wurde er geforchten haben, zur Verantwortung gezogen zu werden, wenn etwas auskommen sollte.

XXI. Kapitel.

Nächsten- und Feindenliebe.

Wer wissen will, wie groß die Liebe Ferdinandens gegen seinen Nächsten gewesen sey, der überdenke ein wenig, die viele Mühe und Gefahren, die er willig und gerne auf sich geladen hat, um seine untergebene Völker von dem Irrglauben zur wahren Religion zurücke zu bringen. Nur derjenige, der seine Unterthanen zärtlichst liebet, kann das thun und ertragen, was er gethan, und ertragen hat.

Es war einsmals von dem Eifer die Rede, mit dem er die Herstellung der Religion in seinen Provinzen betrieb. Die Irrgläubigen, sagte er, irren sich, wenn sie glauben, daß ich ihnen feind bin: weil ich der Ketzerey Einhalt zu thun suche. Nein: ich hasse sie nicht; ich liebe sie vielmehr. Liebte ich sie nicht, so würde ich sie ganz unbekümmert in ihrem Irrthume fortwandeln lassen. Gott ist mein Zeug, daß meine Liebe gegen sie so weit geht, daß ich alle Stunde bereit wäre mein Leben für ihr Seelenheil zu lassen. Wenn ich wußte, daß sie durch meinen Tod von der Ketzerey könnten zurücke gebracht werden, so wollte ich noch diesen Augenblick willig, und gerne

mein Haupt dem Henker zum mörderischen Streiche darstrecken.

Nie ist aus seinem Munde ein Wort gegangen, so der Ehre seines Nächstens nachtheilig gewesen wäre. Hörte er einen Ehrabschneider, so empfand er es ganz bitter, und gab selbem hinlänglich zu verstehen, wie unangenehm ihm solche Reden wären, durch die der gute Name des Nächsten angegriffen würde.

Nicht nur die Ehre der annoch Lebenden, sondern auch der Verstorbenen ihre wollte er unangefochten wissen; und litt nicht, daß sie in seiner Gegenwart auch wegen solchen Dingen getadelt würden, die ihm während ihres Lebens an ihnen selbst misfallen hatten.

Für das Seelenheil derjenigen, die ihrer Laster wegen zur Richtstatt ausgeführet wurden, war nach vollzogenem Urtheile seine erste Frage: ob sie bußfertig gestorben wären?

Mit den leidenden Seelen im Fegfeuer hatte er ein grosses Mitleiden. So bald er hörte, daß von seinen Bekannten jemand gestorben, oder daß eine Schlacht vorbey gegangen sey, ließ er alsobald für jenen, oder für die bey der Schlacht gebliebenen Soldaten viele Messen lesen, und bethete eifrig für sie.

Daher gehöret auch, daß er ein langes Verzeichniß jener Todten hatte, für die er täglich bethete: als vor römische Päbste,

Kay=

Kayser, katholische Könige, die zu seiner Zeit lebten: ferner vor seine Räthe und ehemaligen Beichtväter: dann auch, was noch mehr zu verwundern ist, vor einige gemeine Ordensleute, die er geliebet hatte, oder von denen er glaubte, daß er sey geliebet worden.

Seine grosse Nächstenliebe zeigte er besonders an seinen Gegnern und Feinden. Wahrhaftig eine erstaunenswürdige Sache! So groß die Anzahl derjenigen war, die sich so wohl in seinen Ländern, als auch ausser denselben wider ihn verschworen hatten, so gestand er doch in meiner Gegenwart: daß auf der Welt Niemand wäre, dem er etwas Uebels wünsche. So viele sich also öffentlich als seine Feinde erklärten, so erklärte er sich doch nie als den ihrigen, und war es auch nicht.

Unter allen jenen, die wider Ferdinanden die Waffen ergriffen hatten, war vielleicht Gustav König in Schweden der ärgste. Als nach der Schlacht bey Leipzig, wo Tilli geschlagen wurde, die Rede von ihm war, und erzählet wurde, was er allda für eine schöne Schlachtordnung gemachet habe, sprach Ferdinand: Es ist ein recht tapferer Fürst, und geschicktes Kriegshaupt; Mir ist leid, daß er eine so üble Sache versucht. Der Monarch liebte seinen Feind so sehr, daß er

hm das Lob nicht misgönnte, wo er es zu verdienen glaubte,

Die Uebel nahmen von Tag zu Tag zu, und ein Krieg entstand aus dem andern. Weil man aber glaubte, daß nur etwelche wenige an allem diesem Unheile Schuld wären, so trugen sich einige an, diese Häupter der Rebellen, und Urheber aller Uebeln aus dem Wege zu räumen. Nur das allein begehrte einer von ihm: daß, wenn er in Vollziehung dieses seines Vorsatzes etwa in Gefangenschaft gerathen, oder ums Leben kommen sollte, der Monarch sich um sein Weib und Kind annehmen wollte. Die Antwort war: dieses wäre weder christlich, noch kayserlich gedacht: Seine Majestät wollten dero gerechte Sache öffentlich, und mit dem Schwerte betreiben: den Ausgang und alles übrige hätten sie jederzeit Gott heimgestellet, und gedächten es auch künftighin so zu machen.

Es erzählte einer in Gegenwart des Kayſers, und vieler ansehnlicher Herren, daß in der jüngst vorbeygegangenen Schlacht dem Feldherrn feindlicher Seite der Arm sey durchschossen worden. Ey, sagte einer von den Hofherrn, der Soldat, der den Schuß that, hat grob gefehlet: das nahe gelegene Herz nicht den Arm hätte er treffen sollen. Mit was für einem Gewissen, ich bitte euch, gab der Kayser darauf mit etwas Unwillen zur Antwort, Mit was für einem Gewissen könnt

ihr

ihr eurem Nächsten ein so grosses Uebel wünschen. Hätte er von seinem besten Freunde liebreicher reden können?

Hierher gehöret auch die sonderbare Leichtigkeit, mit der er so viele von seinen Feinden wieder zu Gnaden aufnahm, als viele darum anhielten, nicht nur von gemeinen Leuten, nicht nur vom Ritter- Freyherren- und Grafenstande, sondern auch Fürsten und Urheber der Rebellionen, mit dem öffentlichen Geständnisse, daß er Niemanden feind sey; vielmehr wünsche, daß alle in sich gehen sollten.

Den Fürsten von Anhalt, der dem Pfalzgrafen Friedrich wider Ferdinanden als General-Lieutenant gedienet, hat er nicht nur mit vieler Güte, sondern auch mit allen Ehren an und aufgenommen. Denn er zog ihn so gar zur Tafel, bey der er, und seine ganze kayserliche Herrschaft speiseten, so, daß sich die Anwesenden darüber verwunderten, wo nicht befremdeten.

Dem Pfalzgrafen Friedrich, der in Böhmen eingedrungen war, und Ferdinands Krone sich und seinem Sohne höchst unbilliger Weise auf das Haupt gesetzet hatte, trug er Verzeihung an: und er würde demselben auch einen grossen Theil seiner Länder wieder eingeräumet haben, wenn er sich nicht auf ein neues mit Gustav Adolph König in Schweden wider seine kayserliche Person in jenem

Feldzuge verbunden hätte, der ihm das Leben kostete. Es ist jedermann bewußt, daß er auch dessen Sohne Karl Verzeihung angetragen, und ganz sicher würde ertheilet haben, wenn der noch ganz junge Herr der Güte des Kayfers sich anderst hätte bedienen wollen.

Die er aber einmal zu Gnaden aufgenommen hatte, liebte er fürohin so, daß es das Ansehen hatte, als ob er sich gar nicht erinnerte, daß sie je seine Feinde gewesen sind. Viele seßte er in ihre alte Würde ein, vielen ertheilte er neue, und noch grössere.

Ich weiß wohl, daß ihm manche diese seine so grosse Güte verarget haben. Daher die Reden: Es sey besser die Herren von Oesterreich beleidigen, und hernach um Verzeihen bitten, als sich nie wider sie versündigen: Bey ihnen sey man besser daran, wenn man einmal böse, als wenn man stätt gut gewesen ist. Indessen bleibt doch die Milde die eigentliche Fürstentugend; durch sie nähern sie sich Gott am meisten, als der oft einen büssenden Sünder weit mehr erhöhet, dann jene, die niemals gefallen sind.

XXII.

XXII. Kapitel.

Holdseligkeit gegen Männiglich.

Diese pflegten an Ferdinanden auch seine Feinde zu rühmen. Ich weiß, daß aus dem feindlichen Lager einer bloß derowegen nach Wien gekommen ist, um die Holdseligkeit des Kayſers selbst persönlich zu sehen, und zu erfahren, von der er selbst unter seinen Landesleuten schon so oft, und vieles hatte reden gehöret.

Niemand kam vor ihm, der nicht seiner Güte, und Holdseligkeit ganz eingenommen wieder weggegangen wäre.

Ich werde das herrliche Zeugniß, so der Erzbischoff, und Churfürst zu Köln der Tugend des Kayſers gab, an einem andern Orte anführen. Nur das will ich daraus hieher nehmen, was der hochverständige Fürst Ferdinandens Holdseligkeit zum Lobe gesaget hat. Solche, sprach er, sey also beschaffen, daß sie aller Menschen Herzen an sich zöge, Furchtsame aufrichtet, Unruhige befriedigte, keinen traurig von sich gehen liesse.

Es verbreitete sich der Ruf, daß des Kayſers Majestät zu Steyr, Wels, Ems, und Linz den Umgängen beywohnen würde. Da lief nun das erst kürzlich aufrührisch gewesene Baurenvolk alles nach den Städten, um den Monarchen zu sehen. Wie sie ihm nun aber

die Güte und Holdseligkeit aus den Augen und allen Gebärden gleichsam herausblicken sahen, so wurden sie dadurch so sehr eingenommen, daß sie laut aufschrien; daß sie ja den Schritt, den sie gewaget haben, nie würden gethan haben, wenn sie den Kayser ehe hätten kennen gelernet: Er sey ja wahrhaftig die Güte und Holdseligkeit selbst.

Es brauchte gar nicht vieles Ansuchen, um bey ihm vorgelassen zu werden: denn er gab gerne Audienz, und zwar zu einer Stunde, die er für die Vorgelassene am bequemsten zu seyn glaubte. Er hörte manchen etliche Stunde nicht nur ohne Verdruß, und Widerwillen, sondern mit heiterem, und lächelndem Angesichte zu.

War der Gesuch, weswegen man bey ihm um den Zutritt angehalten hatte, abgethan, so pflegte er sich gar oft mit den Leuten in freundschäftliche Unterredungen einzulassen: sie um ihr Thun und Lassen, um ihre Kinder, um ihr Vaterland zu befragen. Man hätte glauben sollen, daß ein Vater mit seinen Kindern, oder ein Bruder mit dem andern rede: so voll der Menschenfreundlichkeit gieng der Monarch mit seinen Unterthanen um. So lange er gesund war, gab er stehend auf den Degen, oder Tisch etwas gestützet, Audienz. Wie ihm seine Unpäßlichkeit nicht mehr zu stehen erlaubte, ließ er gar oft auch dem jenen, der bey ihm Audienz

hatte,

hatte, einen Sitz geben, besonders seinem Beichtvater, und Priestern.

Kam eine reisende, adeliche, oder vornehme geistliche Person, die er entweder vom Gesichte aus, oder durch den Ruf kannte, an, und ihm entweder bey Hofe, oder anderstwo ungefähr unter die Augen; so reichte er selber alsogleich, unter den gnädigsten Ausdrücken, die Hand.

Es ist der Brauch, daß wann der Kayser in einer Stadt einen öffentlichen Einzug hält, ihn der Stadtmagistrat unter einem Himmel in die Kirche, oder nach Hof begleitet. Bey solchen Gelegenheiten konnte sich alles über die Leutseligkeit Ferdinandens nicht genug verwundern. Denn man sah ihn oft den ganzen Weg sich mit den Rathsherren, die den Himmel trugen, auf das freundschaftlichste unterhalten; sie über den Zustand der Stadt, die Handthierung der Bürgerschaft, wie es sonst aussehe, genau befragen.

Lag von seinen vornehmeren Ministern, oder jenen, denen er ein besonderes Zutrauen schenkte, einer krank; so ließ er selbem täglich einen Gruß melden, und sich erkundigen, wie es mit ihm stehe? Ob das Uebel zu- oder abnehme? Uebrigens schickte er auch seine eigene Leibärzte dahin, um zu seiner Herstellung alle Mittel anzuwenden.

Und diese Gnaden erwies er nicht nur solchen, die in der Stadt, sondern auch sol-

chen, die an entfernten Orten krank lagen. Zeuge dessen können Kardinal Pazman, Erzbischof zu Gran; Graf Esterhazi, ungarischer Palatinus, und andere mehr seyn.

Unterdessen zog ihm seine ausnehmende Güte, und Freundlichkeit nicht etwa Geringschätzung bey seinen Unterthanen, sondern vielmehr Liebe, und Hochachtung zu. Denn er vergab durch die freundliche Miene, die er annahm, seiner Majestät nicht das mindeste; er mäßigte sie nur dadurch, ohne sie derowegen gänzlich abzulegen. Daher kam es, daß er durch sein majestätisches Ansehen gar oft eben jene sprachlos machte, die er durch seine Güte zum Reden einlud.

Es ist bekannt, daß der Tartarische Bothschafter, als er vor ihm stand, kein Wort habe reden können. Als ihn der Dollmetsch fragte: wie er doch über den Anblick eines so holdseligen Fürsten gänzlich aus seiner Fassung habe kommen können? Gab er zur Antwort: Er sey über den Glanz erschrocken, den die Majestät des Kayserß von sich gab.

XXIII. Kapitel.

Gerechtigkeit mit Milde.

Anselm Kasimir, Erzbischof und Churfürst zu Mainz nennet Ferdinanden in seinem Schreiben vom 23. May 1637. einen Eifer-

rer für die Gerechtigkeit, und löblichen Beschützer derselben im Römischen Reiche. Und wahrhaftig, da er wußte, daß die Erhaltung der Reiche vor allem auf dieser Tugend beruhe, so war sein einziger Wunsch, jedem, was ihm gebühret, zu geben, und zu erhalten.

War nach Rechte zuverfahren, so hatte er sein einziges Augenmerk auf Billigkeit, ohne entweder auf Verwandtschaft, oder Würde, oder Ansehen einige Rücksicht zu nehmen. Umsonst stellte man ihm entweder die Macht des andern, oder seinen eigenen Vortheil vor Augen: Er stand unverrückt; ohne sich wo anderst hinzuneigen, als wo die Gerechtigkeit hin zeigte.

Es kam aus Italien ein gar vornehmer Fürst, eines ansehnlichen und einträglichen Reichslehen wegen nach Wien: dem Kayser gefiel dessen Rechtschaffenheit, und gute Art ungemein wohl, und er schenkte selbem seine ganze Freundschaft, und ausserordentlich viele Wohlgewogenheit. Es schien daher ausser Zweifel zu seyn, daß die Sache für den Fürsten günstig ausfallen würde. Als er indessen zur Untersuchung der Ursachen und Gegenursachen zwischen den streitenden Partheyen, und dann zum Ausspruche kam, that der Kayser denselben wider ihn. Je mehr sich darob einige verwunderten, desto mehr erhoben alle die Gerechtigkeitsliebe Ferdinandens. Einer

frag-

fragte den Monarchen, wie er sich den künftighin gegen den Fürsten verhalten würde? So, wie zuvor, war die Antwort: dürfte ich der Freundschaft zu Liebe die Billigkeit nicht verlassen: so darf auch er meine Sorge für Billigkeit nicht im mindesten als eine Ruknahme meiner Wohlgewogenheit gegen ihn auslegen.

Bey der Aufruhr, die den 5. Hornung 1608, zu Rackerspurg erreget wurde, kam der Ungarische Freyherr Georg Bamffi ums Leben. Seine Ermordung schrieben einige von der Ungarischen Nation dem Besatzungshauptmann zu: und es verstrichen kaum etwelche Täge, so wurde die ganze Stadt durch eine erschröckliche Feuersbrunst in die Asche geleget. Es verbreitete sich auch das Gerücht, daß einem guten Theile Steyermarks eine ähnliche Verheerung bevorstünde, wenn nicht Ferdinand den Hauptmann am Leben bestrafte. Einige riethen wirklich dazu ein, um dem beleidigten Theile Genugthuung zu verschaffen, und ein so grosses Uebel vom Lande abzuwenden. Weit anderst dachte Ferdinand. Nein, sprach er, das werde ich nimmer mehr zu geben daß dem Hauptmann, ohne sein Verschulden, etwas am Leben geschehe: Weder Drohungen, noch Gefahren werden mich je zu eininiger Ungerechtigkeit verleiten. Sey es auch, daß die ganze Provinz gesenget: daß ich

mit

mit Gattinn und Kindern sollte betteln gehen müssen.

In Kriminalsachen gieng er mit seinem Ausspruche ganz langsam darein. Er befahl den Richtern die Sache mit allem Fleiße zu durchsuchen, ihm alle Umstände genau hinauf zugeben, um dann den Handel wohl noch zwey und dreymal vom neuen zu durchsuchen. So gar bethen ließ er in Klöstern, daß nur kein Verstoß geschehen möge. Das Urtheil, so zu Regensburg wider diejenigen gefället wurde, die an der friedländischen Zusammenverschwörung Theil hatten, hat er mehr als dreymal mit den Seinigen in Untersuchung genommen: dabey bald selbst, bald durch andre Gott um Erleuchtung gebethen. Wenn bey ihm je das Sprichwort galt: Eile mit Weile, so war es gewiß bey Todesurtheilen.

So oft er sah, daß weder das allgemein, noch das Privatbeste dabey leide, so mäßigte er die Strenge der Gerechtigkeit durch eine sanfte Milde: Jene Verbrechen allein ausgenommen, von denen in dem 15ten Kapitel ist gemeldet worden. Fast kein einziges gefälltes Urtheil kam ohne Linderung aus seinen Händen herab. Bald änderte er die Art, bald den Ort, bald die Zeit der Strafe. Bald ließ er sie zum Theile, und bald ganz nach.

Was auf einer Person beruhen konnte, wollte er nicht auf mehrere ausdehnen lassen.

Hatte

Hatte sich einer auch der beleidigten Majestät schuldig gemacht, so gab er nicht zu, daß derowegen die ganze Familie leiden sollte. Der Sohn durfte bey ihm nicht des Vaters, noch der Vater des Sohnes, oder ein Bruder des andern Schuld tragen, und derowegen an seiner Ehre, oder etwas andern Schaden leiden.

Einem Missethäter konnte das Leben unmöglich geschenket werden. Er tröstete desselben Kinder dergestalt, daß er sie versicherte, des Vatters Verbrechen würde ihnen nicht im mindesten zum Nachtheile gereichen: Er selbst wolle Vater für sie seyn, wenn sie sich anderst, wie es sich gebührte, betragen wollten.

So viele Mühe er sich auch gab, daß die Gerechtigkeit nicht verletzet wurde; so oft er auch gestand: daß er lieber sterben, als Jemanden unrecht thun wolle: so mag es doch wohl seyn, daß hier und da bey Gerichtern ein Fehler verbey gegangen sey. Allein das kann ich versichern, daß es gewiß ohne seinem Willen und Wissen geschehen sey. Kein Fürst kann alles innen werden. Er habe die Augen so offen, als er immer wolle; es wird ihm dennoch gar vieles verborgen, und unbewußt bleiben.

XXIV.

XXIV. Kapitel.

Freygebigkeit und Mildthätigkeit.

Diese an Ferdinanden beweisen wollen, wäre allem Ansehen nach überflüßig. Es ist eine allgemeine Meynung, daß schwerlich noch einer auf dem kayserlichen Throne gesessen sey, der der Freygebigkeit nach mit Ferdinanden in Vergleich kommen könnte. Wenn ich hier alle die Beweise seiner ausströmenden Mildthätigkeit umständlich anführen wollte, so würde ich im Schreiben die Schranken eben so sehr überschreiten, als er selbe bey Vielen im Geben zu überschreiten schien.

Ein ansehnlicher Hofherr pflegte öfters im Scherze zu sagen: daß Ferdinanden von den zwey Hauptlastern, dem Geize und dem Zorne, etwas zu wünschen wäre. Weil nämlich seine Sanftmuth allen Begriff, und seine Freygebigkeit alles Maaß zu übersteigen schien.

Ob er schon des Schenkens kein Ende machte, so schien er doch seinem wohlthätigen Herzen bey weitem kein Genüge zu leisten. Denn er sagte einsmals ganz launicht: Es wäre ihm sehr lieb, wenn Gott in seinen Ländern eine neue reiche Goldgrube entdecken liesse. Nicht damit er sich daraus bereichern könnte; sondern damit er so viel in seinem Vermögen hätte, als die Leute von

ihm gerne haben, und er ihnen gerne geben möchte,

Ich will hier von seiner Freygebigkeit und Mildthätigkeit nichts weiters mehr anführen; nachdem ich selbe nicht so viel zu erweisen, als zu vertheidigen habe. Denn wenn etwas an ihm getadelt worden ist, so waren es gewiß seine freygebige Schankungen, über die man klagte: daß er nämlich über sein Vermögen verschenket: über die Verdienste belohnet: Klöster und den Klerus bereichert: die Soldaten vergoldet: seinen Räthen das Geld bis zum Uebermaße zugesteckt habe. Daß indessen die Schulden nicht bezahlet: die Gläubiger um das Ihrige gebracht: Armen, Wittwen, und Waysen nicht Genügen geleistet worden ist.

Es ist meine Absicht hier nicht, Apologien zu schreiben. Was aber die Schuldenbezahlung anbetrift, die durch seine häufige Schankungen unterblieben seyn soll, so habe ich nur das wenige zu sagen: Man sey in diesem Stücke so fahrläßig nicht gewesen, als einige glauben. Ich weiß, daß ansehnliche Summen entweder durch Abtrettung liegender Güter, oder mit baarem Gelde zurücke abgestossen worden sind.

Ueberdieß; so hat der Kayser im Jahre 1628. zu Prag die Verordnung gemacht, daß jährlich aus der böhmischen Kammer fünfzig tausend Gulden zur Befriedigung jener armen

men Hofpartheyen sollten verwendet werden, die in Kayser Rudolphs, und Mathias Diensten gewesen sind. Ein gleiches geschah auch in andern Ländern. So oft vorkam, daß einer, der bey der Kammer Anforderung hatte, in wahren Nöthen stecke; so oft wurde auch die Bezahlung angeschaffet.

Wenn auch dieses alles nicht wäre, so finde ich, daß der Kayser eben sowohl Regalien, wie man sie nennet, machen, als alte Schulden habe abstossen müssen, ja sogar jenes mehr, als dieses. Es waren Zeiten, wo nicht nur das Privatwesen, sondern auch das allgemeine Beste in gröster Gefahr war: wo alles durch Waffen mußte vertheidiget werden: wo man im Felde tapfere Krieger, zu Hause kluge Räthe nöthig hatte. Jene sollten mit der Faust, diese durch Einsicht dem Fürsten seine Reiche und Provinzen, dem Privatmann Haus und Hof, Aecker und Weingärten, Schlösser und Dörfer sichern. Mußte der Kayser nicht durch Geschenke die einen so wohl, als die andern sich und seinen Vettern verbindlich machen? Wie? wenn die sogenannten Regalien gröstten Theils wahre Besoldungen waren? Wird man etwas Uebels daran finden, daß dem Soldaten, den man brauchte, sein Sold gereichet worden ist, um ihn vom Ausreissen zurücke zu halten?

Denn was dem Klerus und Ordensgeistlichen gegeben worden ist, war ganz etwas nothwendiges. Die Absicht der Waffen war, die Ketzerey, die sich wider alle Reichskonstitutionen eingeschlichen hatte, oder eingeführet worden war, aus den Provinzen zu vertreiben, und die wahre Religion wieder herzustellen. War es nicht billig für den Unterhalt derjenigen zu sorgen, die mit Schweis und saurer Arbeit das Seelenheil befördern sollten? Von der Billigkeit zu geschweigen, welche foderte, daß der Geistlichkeit der Schaden einigermassen ersetzet wurde, den sie ehemals von den Irrgläubigen durch den Eingriff auf ihre Güter gelitten hatte.

Ich will mich weiter nicht mehr einlassen. Das ist gewiß, daß die meisten von denen, die Ferdinand so reichlich beschenket hatte, gelehrte, und gottesfürchtige Leute waren, die nicht nur von Ferdinanden nichts begehret, sondern nicht einmal, was er ihnen selbst freywillig angetragen, würden angenommen haben, wenn sie etwas Unrechtes darinnen gefunden hätten, daß bey einem so grossen Reste von Schulden Geschenke gemacht werden.

XXV. Kapitel.

Liebe und Wohlthaten gegen den Klerus und Ordensfamilien.

Den Klerus und die Ordensgeistliche zu begnadigen, ergrif er begierig jede Gelegenheit, und sorgte für ihr Ansehen, und Aufnehmen nicht minder, als ein Vater für seine Kinder sorget, die er herzlich liebet. Dem Klerus stellte er in Böhmen und andern österreichischen Provinzen unzählich viele Pfarren mit den damit vereinigten Pfründen zurücke, die er zu diesem Ende den Irrgläubigen mit vieler Mühe, Aufwand und Gefahr abnahm.

Sehr vielen Domkapiteln und besonders dem Wienerischen vermehrte er die jährliche Einkünfte reichlich.

In Böhmen wies er zur Stiftung von vier Bißthümern das Einkommen an. Dem Prageriſchen Erzbißthume, so Ferdinand I. dazu erhoben hatte, verbesserte Ferdinand II. sein jährliches Erträgniß um vier und zwanzig tausend Gulden. Der böhmischen Klerisey ersetzte er den Schaden, den sie durch die Ausbreitung der Hussitischen Sekte gelitten hatte, mit ansehnlicher Freygebigkeit.

Den Primas in Ungarn enthob er der Last, die er hatte, jährlich zwanzig tausend Gulden zur Festung Neuhäusel herzuschiessen.

Eben selbem befahl er künftighin, und für allzeit den acht und vierzigsten Theil von dem Gold und Silber wieder abzuführen, das in den Ungarischen Bergwerken gegraben wird, von dem heiligen Könige Stephan diesem Erzstifte angewiesen, bey unruhigen Zeiten aber anderst wohin verwendet worden ist, und Pisetum genannt wird.

In Oesterreich ließ er gleich beym Antritte seiner Regierung dem Prälatenstande aus freyem Willen die vierzig tausend Gulden nach, die selber alle Jahre dem Landesfürsten zu bezahlen pflegte.

Starb in Ungarn oder Oesterreich ein Bischof oder Prälat, so war es bey den vorigen Königen, und Erzherzogen der Brauch, die hinterlassene fahrende Güter (man nannte sie Spolia) an sich zu ziehen, und selbe nach Wilkühr zu gebrauchen. Das ließ Ferdinand nicht geschehen, sondern wollte, daß sie den geistlichen Nachfolgern verbleiben sollten.

Ich übergehe hier, was er alles zur Ausbesserung der Kirchengebäude, zum Unterhalte der Priesterschaften, zur Aushülfe mancher Privatgeistlichen, und zu andern sehr vielen dergleichen Dingen eben so liebreich als freygebig angewendet hat.

Was aber die geistlichen Orden anbelanget, so ist derer gewiß keiner, der sich nicht mit der Liebe Ferdinandens rühmen kann: keiner der nicht eingestehen muß, daß er ihm

sehr

sehr vieles zu verdanken habe. Jene Orden, die schon lange in seine Länder aufgenommen, waren, hat er zu ihrem vorigen Glanze gebracht, wenn sie etwa darum gekommen waren; ihre Klöster vermehret, wenn sie sich noch in ihrem blühenden Zustande erhalten hatten.

Mehrere andere hatte er von neuem in Oestreich, Böhmen, und Steyermarkt eingeführet: als Barnabiten, Kamaldulenser, Paulaner, die baarfüßigen Karmeliten beyderley Geschlechtes, die Reformirten Augustiner, die Benediktiner von Monteserrato aus Spanien, die Serviten, Hibernier. Allen diesen und noch andern hat er entweder selbst ganze Klöster gestiftet, oder die von andern schon gemachten Stiftungen merklich verbessert.

Besonders aber war er jenen Orden zugethan, von denen er sah, daß sie vollkommen nach ihrem Institute leben, und von ihrer ersten Zucht noch nicht abgewichen sind. Diesen empfahl er sich gar oft in ihr heiliges Gebeth, gieng ganz vertraut mit ihnen um, pflegte so gar bisweilen bey ihnen zu speisen: diesen wünschte er nicht nur seine, sondern auch die Räthe seines Sohnes zugethan zu sehen. Dieser ihrem Gebethe, sagte er öfters ganz laut, daß er seinen Wohlstand, und den absonderlichen Schutz zu verdanken habe, den er von Seite Gottes gegen sich erführe.

Und weil es weltbekannt ist, daß er die Gesellschaft Jesu innigst liebte, so fodert es die Dankbarkeit, einige absonderliche Wohlthaten von ihm gegen diesen unsern Orden hier anzuführen. Er stiftete unserer Gesellschaft nicht weniger, als zehn neue Häuser. Zwey Profeßhäuser: zu Wien und zu Prag; eben so viele Probhäuser: zu Wien und zu Leoben. Sechs Kollegien: zu Laybach in Krain, zu Klagenfuhrt in Kärnthen, zu Görz in Friaul, zu Kuttenberg, und Leutmeriz in Böhmen, zu Glogau in Schlesien. Viele andere hat er helfen stiften, oder wenn sie schon gestifret waren, mit grösserem Einkommen versehen.

Dem Kollegium, und der hohen Schule zu Gräz, die sein Vater Erzherzog Karl: wie auch dem Kollegium, und der hohen Schule zu Prag, die sein Anherr Ferdinand I. gestiftet hatte, hat er doppelt und dreyfach mehr jährliche Einkünfte verschaffet.

Dem Kollegium zu Passau, so seinen Bruder Erzherzog Leopolden; denn zu Linz und Brünn, die die Kayser Matthias und Rudolph zu Stiftern hatten, denn denen zu Olmütz, Iglau, und Znaym in Mähren= denen zu Agram in Sklavonien, zu Raab in Ungarn, zu Fiume in Istreich, zu Triest am Adriatischen Meere, zu Steyr im Lande ober der Ems, und noch andere an andern Orten

hat

hat er durch nahmhafte Beyhülfe merklich aufgeholfen.

Gleichwie er nach seiner lieben Aeltern, und selbst eigenen Willen von Priestern der Gesellschaft in der Tugend und den Wissenschaften war unterwiesen worden; so wollte er solches auch bey seinen Brüdern und Kindern haben. Aus dieser Gesellschaft wählte er für sich, und seine ganze junge Herrschaft Beichtväter und Prediger: Jesuiten mußten ihm und den Seinigen täglich Messe lesen: dieser ihr Gebeth verlangte er, so oft etwas Wichtigers vorfiel: ihnen stattete er öfters Besuche ab: nahm in der größten Vertraulichkeit das Mittagsmahl oder Abendessen mit ihnen ein: und unterließ keine Gelegenheit ihren Orden zu schützen, und zu begnadigen.

Es war ein gemeines Sprüchwort: Wer die Gesellschaft angreift, greife Ferdinanden seinen Augapfel an: man könne kein Feind von ihr seyn, ohne zugleich auch sein Feind zu seyn: wer ihn liebe, müsse auch die Jesuiten lieben.

Als sein Sohn Ferdinand den 3ten May 1634. ins Lager aufbrach, empfahl er ihm vor allem, und zwar aus eigenem Antriebe die Gesellschaft. Auf die Antwort, daß es bey ihm keiner Empfehlung bedörfe, indem er selbe ohnehin schon von selbsten liebte, und schätzte, fuhr er fort: Ich aber empfehl

der dieselbe dennoch nochmals und auf das beste. Beschütze sie sowohl wider offenbare Feinde, als auch wider verstellte Freunde. Du wirst mit der Zeit wahrnehmen, daß viele von ihrer Liebe gegen diesen Orden grosses Geschrey machen, und ihn dennoch nicht lieben, ob sie ihn schon wahrhaftig lieben sollten.

Er sagte mehr als einmal, was der Gesellschaft wahrhaft zur Ehre gereichet: Wenn ich so frey, wie meine Brüder, wäre, so würde ich ganz sicher in die Gesellschaft treten.

Als er von der Krönung zu Frankfurt nach Gräz zurücke kam, und in dem Speissaal des Kollegiums von beyden Erzherzogen, Johann Karl seinem damals ältesten Sohne seliger Gedächtniß, und Ferdinand Ernst itzigem römischen Kayser mit einer zierlichen lateinischen Rede empfangen wurde, sagte er: Ich hoffe, meine Kinder werden die Gesellschaft lieben. Thun sie das, so verspreche ich ihnen alles Glück und Segen,

Was wollen wir mehr? Er hat sich öfter als einmal gewürdiget, die Gesellschaft seine Mutter zu nennen. Ein Frauenzimmer hatte am Spanischen Hofe ausgesprenget, wie daß sich ein Beichtvater am kayserlichen Hofe mit einem jungen Mägdchen vermessentlicher Weise vergangen hätte, und deswegen wäre weggeschaffet worden. Die Sache kam aus

Spa-

Spanien zum Generalen: vom Generalen zum Beichtvater des Kayſers: von dieſem durch ein Schreiben zum Kayſer ſelbſt. Darauf antworteten Se. Majeſtät eigenhändig folgendermaſſen: Ehrwürdiger in Chriſto Pater! Ich ſchicke Euer Ehrwürden die unverſchämteſte Lüge aus allen Lügen wieder zurück. Ich habe zwar darüber gelachet, aber auch mich recht heftig geärgert. Wenn Euer Ehrwürden in dieſem Punkte, nämlich wider dieſe Lüge, ein Zeugniß von uns fodern, ſo nehmen wir keinen Anſtand, um der Geſellſchaft unſerer Mutter ihren guten Namen zu erhalten, ſolches in aller gehörigen Forme ausfertigen zu laſſen. Gott erhalte die Geſellſchaft, und Euer Ehrwürden. Ich empfehle mich in all ihr Gebeth und heiliges Meßopfer. Eberſtorf, den 17. September 1633. Euer Ehrwürden Sohn in Chriſto Ferdinand.

Zwar ſollte ich kein Ende machen die Wohlthaten Ferdinands gegen unſern Orden anzurühmen, nachdem auch er nie ein Ende gemacht hat, uns ſolche zu erweiſen. Weil aber ſolches die Kürze dieſes Werkchens nicht erlaubet, ſo will ich dieſes Kapitel mit einem Theile ſeines Kodizilles ſchlieſſen, dem er nachfolgendes hat einverleiben laſſen: Weil aber hierzu (er redet von der Herſtellung und Erhaltung des katholiſchen Glaubens) vor allem ein nüzliches Mittel iſt, die Geiſtlich-

keit und Priesterschaft in Ehren zu halten, und zu schützen, ihr Aufnehmen zu suchen, und zu befördern; so ermahnen wir unsern ältesten Sohn Ferdinand Ernst, künftigen regierenden, wie auch alle unsere Kinder, Erben und Nachfolger ganz väterlich, und treuherzig, und legen ihnen auf, daß sie, und besonders der regierende Herr, die Priesterschaft und alle geistliche Ordenspersonen, derselben Häuser, Kirchen, Klöster, Stiftungen, Güter, und Rechte sich bestens anempfohlen seyn lassen: sie ehren, und lieben, ihnen auch allen möglichen Schutz, und Schirm angedeihen lassen wollen.

Vor allem aber empfehlen wir ihnen ernstlich, und mit allem Eifer die Wohlehrwürdige Gesellschaft Jesu, und derer Väter: und das zwar besonders derowegen: weil sie es sind, die durch ihre Gelehrsamkeit, den Unterricht der lieben Jugend, und ihr exemplarisches Leben der christ-katholischen Kirche, nicht nur in diesen unsern Inner-Oesterreichischen Provinzen, sondern auch in allen unsern Königreichen und Landen, ja in der ganzen Christenheit viel Nutzen und Gutes schaffen, und sich vor andern die katholische Religion zu erhalten, und in Aufnehmen zu bringen ganz treulich bearbeiten und bemühen: Hingegen aber von der undankbaren, und verkehrten Welt mehr als andere angefeindet, und verfolget

wer-

werden; Weswegen sie dann mehr Schutz, Hülf, und Beystand nöthig haben und verdienen. Alles dieses getröstten wir uns, daß unsere obenbenannte Erben und Nachfolger treulich leisten werden: Wie dann dieses unser vollkommener lezter Willen und Meynung ist.

XXVI. Kapitel.

Wohlthaten gegen die Armen.

Das, was unser Erlöser und Seligmacher einstens befohlen hatte, schwebte Ferdinanden stäts vor Augen: stäts erkannte er in der Person der Armen Gott selbsten. Daher die schleunige Hülfe, die die Armen von ihm erfuhren: daher seine fast ängstige Sorgfalt für ihr Bestes.

Einer von seinen Räthen hatte ihm vorgetragen: er möchte sich doch in etwas schonen: die Bittschriften armer und geringer Leute andern überlassen: sich selbst mit solchen Kleinigkeiten so mühesam nicht abgeben. Der Kayser lachte vom ganzen Herzen, und sprach: Es sey ihm so verdrüßlich, und mühesam nicht, für die Armen zu sorgen; vielmehr sey es ihm lieb, und angenehm: dazu sey er von Gott gesetzet und berufen worden. Einem andern, der ihm eben dieses rieth, gab er zur Antwort: Allein durch Lesung,

und

und Untersuchung der Bittschriften von armen Leuten, gewinnen wir ja den Himmel. Ich weiß nicht, ob das auch bey Bittschriften grosser Herrn und Fürsten gilt.

Als er im Jahre 1633. erfuhr, daß es den Armen bey ihren Rechtshändeln an Advokaten gebreche, weil bey ihnen nicht viel zu gewinnen ist, nahm er sich vor, so bald er von den gelderschöpfenden Kriegen sich ein wenig erholen würde, in jeder Landeshauptstadt eine gewisse Anzahl Advokaten auf eigene Unkösten zu erhalten, die sich der Armen, besonders aber der Wittwen und Waisen auf das sorgsamste annehmen, und ihnen beystehen sollten.

Für die Herstellung armer Kranken, und die Erledigung der Gefangenen bedacht, hat er jenen Spitäler theils erbauet, theils erweitert, diesen die Freyheit erkaufet. Er hat einmal Grafen Adolph Michael von Althan, einen Mann von löblicher Tugend, welcher sich um die Befreyung der türkischen Gefangenen angenommen hatte, hierzu aus jedem Amte in allen seinen Provinzen und Reichen (die doch eine ziemliche Menge ausmachen) drey und dreyßig Cremnitzer Dukaten abreichen lassen.

Er begab sich wohin er immer wollte, so liefen die Armen von allen Orten zusammen: und er gab allen entweder mit eigener Hand, oder durch andere Allmosen. Reisete er etwa ins Reich oder in Böhmen, so war

es

es recht erbaulich zu sehen, wie alle Strassen mit ganzen Schaaren von Bettlern besetzet waren; und er darüber nicht nur keinen Unwillen zeigte, sondern vielmehr jeden gar freundlich anblickte, reichlich beschenkte.

Wann er in der Charwoche die heiligen Gräber besuchte (er besuchte aber alle Jahre wenigstens zwanzig zu Fuß, und mit vieler Andacht) lief eine grosse Anzahl armer Leute von den nahen Flecken und Dörfern der Stadt zu: ganz vergewisset, daß der Kayser bey ihnen nicht vorüber gehen würde, ohne sie seine Milde fühlen zu lassen.

Wußte man den Ort, wo der Kayser auf etwelche Täge hinkommen würde, um sich mit Jagen, oder Raigerbaizen zu ergötzen, so fanden sich die Armen, wie auf ein gegebenes Zeichen, haufenweise allda ein. Etliche waren der Meynung, man sollte dieses nicht gestatten, indem durch ein solches Gesindel leicht eine Seuche an einen Ort gebracht würde. Der Kayser aber billigte diese Art Vorsicht nicht, sonder pflegte zu sagen: **Wo sich die Arme befinden, da könne Gott nicht weit seyn.**

Einem, der ihm rieth, jemanden von seinen Leuten des Dienstes zu entlassen, weil er denselben nicht brauchte, gab er zur Antwort: **Vielleicht aber braucht er mich; vielleicht ist er arm.**

Ehe und bevor er Kayser wurde, und seinen Wohnsitz nach Wien übertrug, pflegte er etlichmal im Jahre die Spitäler zu besuchen, und die Armen allda zu speisen. Die vornehmsten Hofherrn, und die Väter der Gesellschaft Jesu trugen auf: Er setzte jedem mit eigener Hand die Speise vor. Während dem Essen, und darnach redete er bald diesen, bald jenen freundlich an, fragte, woher er gebürtig wäre, was für eine Krankheit er hätte: gab allen Trost, allen erbauliche Lehren.

Eben das that er auch jeden Sonntag bey Hofe, wo er nach dem Beyspiele seiner nie genug belobten Frau Mutter zwölf Arme aus den Spitälern, und von öffentlicher Gasse hin berufen ließ, ihnen ein Gastmahl gab, dabey mit seiner Frau Mutter, so lange selbe lebte, seiner Gemahlinn, und junger Herrschaft, dann zween Priestern aus der Gesellschaft Jesu zu Tische diente. In seiner Abwesenheit, und nach Ableben seiner Frau Mutter und Gemahlinn, wollte er, daß dieser Liebesdienst von seinen Kindern auf gleiche Art und Weise verrichtet würde.

Wie ehemals als Erzherzog und König, so pflegte er auch nachmals als Kayser, nach dem löblichen Gebrauche frommer Fürsten. alle Jahre am grünen Donnerstage zwölf alten armen Männern, im Beyseyn der Hofherrn, und anderer Zuschauer knieend die

Füsse

Füsse zu waschen, zu trocknen und zu küssen; dann denselben bey einer stattlichen Mahlzeit aufzuwarten. Was übrig blieb, sammelte er selbst in Bännlein, und ließ solche nach dem Essen durch seine Leibtrabanten den Armen nachtragen, wohin sie es begehrten: die er dann ganz neu gekleidet und beschenket voll der Huld entließ.

XXVII. Kapitel.

Eifer die Wissenschaften zu befördern.

Gleichwie er selbst in Wissenschaften wohl unterrichtet war, so liebte er auch dieselben, und ihre Freunde, und begegnete gelehrten Leuten mit aller Gewogenheit, wenn sie sich anderst auch durch rechtschaffene Sitten empfahlen. Er bedienete sich ihrer gerne, und beförderte sie zu einträglichen geistlichen Würden, und ansehnlichen Hofdiensten.

Er hatte kein grösseres Vergnügen, als wann er hörte, daß Kinder grosser Herren gut und fleißig studierten. Um in diesen den Eifer zu vermehren, und in andern selben rege zu machen, pflegte er oft Grafen oder Freyherren, von denen er hörte, daß sie die Philosophie stattlich vertheidiget, oder in selber den Gradus erlanget haben, mit einer goldenen Kette zu beehren, oder zu seinen,

oder

oder seiner Kinder Kammerherrn zu machen, oder auf eine andere Art zu befördern. Das hatte er stäts im Brauche, daß er bey Vertheilung der Aemter, die nur dem Adel gegeben zu werden pflegen, jene anderen vorzog, die es ihnen an Gelehrsamkeit bevorthaten: wenn auch schon etwa letztere älter waren, oder schon länger dienten.

Zum Unterrichte der Jugend hat er mehrere Gymnasien so wohl im römischen Reiche, als auch in allen seinen Erbländern errichtet. Hohe Schulen hat er entweder, wenn sie in Verfall gerathen waren, wieder in Flor gebracht, oder ganz neu errichtet, oder wenn solches von andern geschehen war, bestättiget. Kosthäuser und Seminarien, worinnen die Knaben von niederen Herkommen ernähret, und zu Wissenschaften und der Tugend angehalten werden, hat er theils selbst gestiftet, theils mit mehreren Einkommen versehen. Solche Häuser werden zum grossen Nutzen des gemeinen Wesens zu Wien, Prag, Grätz, Klagenfurth, Laybach, Olmütz, Tyrnau, und noch an andern Orten von einer zahlreichen Jugend bewohnet.

Was den Adel, und diejenigen betrift, die sich dem geistlichen Stande widmen wollen, so hat er für sie solche Zöglingshäuser zu Olmütz, Prag, Tyrnau, Gitschin, und noch in andern Städten recht reichlich gestiftet. Auch hat er im Reiche Mittel verord-

net,

net, wodurch der Schottländisch- und Engländischen Jugend zum Studieren möchte verholfen werden; allein die schwere Zeiten haben das, was gut angefangen war, nicht zum gänzlichen Gedeihen kommen lassen.

So beflissen er war, daß es zum Aufnehmen der gesunden Lehre und der wahren Religion nicht entweder der Jugend an Gymnasien, oder den Gymnasien an jungen Leuten fehlen möchte, eben so sehr ließ er sichs angelegen seyn, solche Schulen wegzuschaffen, worinnen Ketzer ihre Irrlehren ausstreuten. Einige dergleichen Schulen hat er gänzlich aufgehoben, andere zum bessern Gebrauche umgeschaffen.

Die berühmte Landschaftsschule zu Grätz, die auf allgemeine Unkosten der Akatholischen war aufgerichtet worden, hat er in ein Kloster verwandelt, in welchem dermalen Clarisserinnen Gott mit allem Eifer dienen. Allda ruhet so wohl der Leib seiner Mutter, als auch sein eigenes Herz.

XXVIII. Kapitel.

Einige wunderwürdige Dinge an Ferdinanden.

Ich finde für gut, dem Leser hier einige Dinge vereiniget vor Augen zu legen, die durch die ganze Geschichte hin und her

sind erzählet worden, und wahrhaft Erstaunen erregen, damit die Tugend dieses grossen Fürsten desto mehr erkennet, und gepriesen werde.

Wirklich wunderbar ist es, wie Ferdinand eine so tiefe christliche Demuth mit einer so grossen Hochheit, als man der kayserlichen Würde nicht absprechen kann, habe vereinigen können. Alles konnte nicht genug erstaunen, wie er in seinen selbst eigenen Augen gering, und verächtlich seyn konnte, da ihn alle gutgesinnte Leute noch weit mehr wegen seiner vortreflichen Tugend, als wegen seines kayserlichen Ansehen schätzten: Und wie er sich einen Wurm und keinen Menschen nannte, da ihn fromme, und verständige Leute als einen heiligen Fürsten weit über die Menschen erhoben.

Wunderlich ist es, wie er sich bey so vielen höchst gefährlichen Gelegenheiten so wohl vor seiner ersten Ehe als auch durch sechs Jahre nach derselben, nämlich vom sechs und dreyßigsten bis zum zwey und vierzigsten Jahre, in völliger Keuschheit, und unbefleckt habe erhalten können: ohne sich entweder durch das Wohlleben erweichen, oder durch die Begierlichkeiten überwinden zu lassen.

Wunderlich ist es, wie er bey einer so grossen Abwechslung des Glückes immer sich so gegenwärtig, und ruhig habe seyn können: ohne entweder in widrigen Fällen den Muth

zu verlieren, oder bey günstigen Umständen sich zu erheben. Ganz zum Erstaunen ist es, wie er sich nie von dem Vorsatze, die wahre Religion herzustellen, hat wegbringen lassen, da er doch mehr als einmal so weit kam, daß es gänzlich geschehen zu seyn schien, wenn er nicht nachgäbe.

Ueber die Maassen wunderlich ist es, wie er bey einer so grossen Menge Feinde, und solcher Leute, die auf seinen gänzlichen Untergang umgiengen, nie auch nur wider einen einen Haß haben; ja nie auch nur wider einen sich habe beklagen können. Nicht minder verwunderungswürdig ist es, wie selbst bey seinen Feinden sich eine so grosse Hochschätzung für ihn, und die stätte Meynung habe erhalten können, daß seine Tugend eine heroische Tugend, und er ein heiliger Kayser sey.

Ja fast als ein Mirakel haben es die Leibärzte angesehen, als sie nach dessen Verscheiden seine Lunge, Magen, Leber, Milz, Nieren untersuchet haben, daß er stäts frölich und munter, und gegen jedermann holdselig habe seyn können: daß er nicht schon lange gestorben ist: daß er so sanft, still, ruhig, ohne heftigeres Wehklagen, ohne den Mund auch nur im mindesten zu verzerren, oder die Augen zu verdrehen, fast leichter verschieden ist, als er sonst bisweilen einzuschlafen pflegte.

Auch haben sich alle verwundert, die ihn die drey Täge hindurch nach seinem Tode öffentlich haben ausgesetzet gesehen, daß er nicht im mindesten verändert war: so daß er vielmehr zu schlafen, als todt da zuliegen schien.

Auch dieses ist höchst wunderlich: Pfalzgraf Friedrich hatte sich wider Ferdinanden allbereits verbunden, ein starkes Kriegsheer wider selben in Bereitschaft, und den vollkommenen Willen ihn um die böhmische Krone zu bringen. Nichts destoweniger ratt er auf dem Wahltage den übrigen Churfürsten bey, gab Ferdinanden seine Stimme, und reichte hiemit selbst das Schwert dar, mit welchem er konnte geschlagen werden.

Vor allem aber gehöret hierher, was Johann Reinhard Ziegler aus der Gesellschaft Jesu, des Fürsten Johann Schweickarden, Erzbischofes, und Churfürsten zu Maynz Beichtvater, aus dessen Munde selbst gehöret, so lange selber lebte, nach seinem Befehle verschwiegen, hernach aber öfters erzählet hat. Als im Jahre 1619 eine ziemlich grosse, und ansehnliche Menge von der Gegenparthey mit allem Eifer darauf drang, die gegenwärtige Gelegenheit, die man sich nicht besser wünschen könnte, zu benutzen; alle allda versammelten katholischen Churfürsten ums Leben zu bringen, und dadurch der Sache der Papisten auf einmal den Garaus

zu

zu machen; so erschien um eben diese Zeit, die eben so mächtig als gütige Jungfrau, und glorwürdige Gottesgebährerinn Johann Schweikarden, Erzbischoffen und Churfürsten zu Maynz, und sprach ihm mit folgenden Worten Muth zu: Sey standhaft Schweikard! fürchte dich nicht: erwähle Ferdinanden. Wie gesagt, so geschehen: die bösen Ränke nämlich der Gegner liefen fruchtlos ab. Es ist kein Rath wider den Herrn.

XXIX. Kapitel.

Augenscheinliche Beweise eines sonderbaren göttlichen Schutzes.

Auch diese, wird nicht uneben seyn, wie sie in der ganzen Geschichte zerstreuet vorkommen, hier zusammen zu fassen, und kurz vor Augen zu legen. Gott ließ sehr viele und mächtige Feinde wider Ferdinanden aufstehen: jedoch ließ er nicht zu, daß sie alle zugleich die Waffen ergriffen: erst wann der eine überwunden war, folgte der andere nach. Allen zugleich wäre Ferdinand nicht gewachsen gewesen. Um sie alle überwinden zu können, mußten sie es also, nach der Zulassung Gottes, einzeln mit ihm aufnehmen.

Von Seite des Türkens, als eines so nahen, und mächtigen Feindes, war er immer in der größten Gefahr. Auch ermangelten die Rebellen, und andere Feinde nicht, sich äusserst zu bemühen, denselben durch die Hoffnung unzweifelter Siege, und wichtiger Vortheile, die selbe mit sich bringen würden, wider den Kayser aufzuhetzen. Allein aus sonderbarer Vorsicht Gottes gab selber Niemanden Gehör, und wollte sich durchaus zu keinem Kriege wider ihn bereden lassen.

Oefter als einmal tratten eine Menge Fürsten, Stände, und Länder in ein Bündniß zusammen, um sich mit vereinigten Kräften wider den Kayser herzumachen. Allein Gott ließ keine Vereinigung, keinen Bund lange währen. In kurzer Zeit stand entweder dieser oder jener, seines Privatnutzens wegen, ab: da die Vereinigten hätten Schrecken erregen können; waren die Zertheilten fast nur ein Kinderspott.

Als der König in Schweden das kayserliche Heer bey Leipzig schlug, war es selbem ganz leicht, auf das Haupt selbst loszugehen, und den Kayser auf das äusserste zu bringen. Nirgend in allen Erbländern eine Armee; nirgendsher Hoffnung eines schleunigen Sukkurses. Allein Gott, der über Ferdinanden wachte, hat den König, diesen so geschickten Feldherrn, entweder so verblen-

det,

det, oder so erschrecket, daß selber sich nach den Gliedern wendete, da doch das Haupt seinem Streiche bloß stand.

Bey der Schlacht vor Nördlingen, wo König Ferdinand, sein Sohn, in Verbindung anderer Fürsten, die feindliche Macht aufs Haupt schlug, hat sich der göttliche Schuz recht ausserordentlich gezeiget. Hätte sich der Feind einige Tage früher zu einer Schlacht entschlossen, so hätte er die Kayserlichen zu einem höchst unsichern Treffen gezwungen; indem selbige mit dem Nöthigen noch nicht hinlänglich versehen, und durch die lange und schwere Belagerung von Regensburg stark zusammen geschmolzen, und entkräftet waren. Wäre solches etwelche Tage später geschehen, so hätte er den Unsrigen die nöthige Zufuhr abgeschnitten, oder im Falle einer Zurückziehung starken Abbruch thun können. So aber wurde gerade an dem Tage gefochten, an welchem Ferdinand siegen, die Feinde besieget werden konnten.

Sein erster namhafter Sieg bey Prag war der erste, aber auch ein recht augenscheinlicher Beweis des göttlichen Beystandes. Der Ort war für die Kayserlichen so nachtheilig, als er es nur seyn konnte. Die Feinde hatten den Gipfel des weissen Berges innen, die Unsrigen mußten also den Berg ersteigen: und hierdurch ganz abgemattet, entweder einen Angriff wagen, oder aushal-

ten. Nichts desto weniger geschah, was die Feinde gar nicht besorgten, die Unsrigen sich kaum zu hoffen getrauten. Gott hielt nämlich seine Hand über den Kayser: und seiner Seits war der Sieg, und zwar ein recht ansehnlicher Sieg.

Was wollen wir mehr? Gott schien Ferdinanden seinen absonderlichen Schutz schon damals recht deutlich zu zusichern, als im Jahre 1618. von den pragerischen Rebellen Graf Wilhelm Slawata, Graf Jaroslaw von Martinitz, und der böhmische Sekretär Philipp Fabrizius, weil sie dem Kayser getreu, und eben derowegen ihnen verhaßt waren, auf dem Prager-Schlosse beym Fenster hinaus in einen tiefen Graben gestürzet wurden. Denn weil (was viele für ein Mirakel ansahen) sich keiner erfiel; so hat man schon damals zu muthmassen angefangen, daß Gott Ferdinanden durch seine Feinde zwar kränken, aber nicht werde zu Grunde gehen lassen: Er werde vielmehr machen, daß selber nach dem Falle nur noch mächtiger, und glorreicher wieder aufstehe.

Karl Karaffa, Bischoff zu Aversa, und damals päbstlicher Nuntius am kayserlichen Hofe, erzählet in seinem Buche, Germania sacra restaurata folgendes. Im Jahre 1620. den achten Tag nach St. Veit, der der Schutzpatron der pragerischen Metropolitankirche ist, hörten nicht nur andere Akatholiken,

ken, sondern selbst die Leibwache des Afterkönigs Friedrich von halber 10 Uhr Nachts bis um drey Viertel auf 11 Uhr in dieser Kirche ein Gesang, gleich als ob allda die Geistlichen Chor hielten: da doch die Kirche in den Händen der Ketzer war, und sich weder Priester noch andere Katholiken darinnen durften blicken lassen. Das Jahr darauf wurden an eben diesem Tage die Häupter der Rebellen, die sich Directores von Böhmen nannten, öffentlich zu Prag hingerichtet. In dessen Betrachtung schreibt gedachter Nuntius: es scheine der H. Veit und andere heilige Patronen des Königreiches haben durch diesen ihren Gesang für Ferdinanden um Rache wider diese Rebellen zu Gott gefleheet. Und die Rebellen wurden ein Jahr darauf, am nämlichen Tage zur Strafe gezogen, damit man wüßte, daß Gott dieses ihr Gebeth für Ferdinanden angenehm war.

Letztens endlich ist auch dieses merkwürdig, daß unter allen jenen, die wider Ferdinanden ungerechter Weise die Waffen ergriffen haben, kaum einer zu finden ist, der nicht entweder eines gewaltsamen Todes gestorben, oder in Unglück gerathen, oder um seinen guten Namen gekommen wäre. Da hingegen Ferdinand am Ruhme täglich zunahm: bey allen seinen Sachen immer bessern und glücklicheren Fortgang erhielt:

endlich nachdem er, was er wünschte, seinen Sohn noch bey Lebzeiten zu seinem Nachfolger im römischen Reiche erwählet gesehen, ganz sanft, mehr von der Arbeit zur Ruhe, als vom Leben zum Tode übergieng.

XXX. Kapitel.

Zeugnisse grosser Personen.

Es wird der Mühe werth seyn, hier zum Beschlusse herzusetzen, was höchst ansehnliche und löbliche Personen vom Ferdinand so wohl vor als nach seinem Tode gedacht haben, denn darinnen besteht das wahre und eigentliche Lob: von lobwürdigen Männern gelobet zu werden. Bevor ich sie aber einzeln anführe, wollen wir das allgemeine Zeugniß aller jener hören, die entweder mit ihm näheren Umgang, oder um sein Thun und Lassen Wissenschaft hatten.

Den Tag, wo er zu Wien verschied, war die einhellige Stimme: Es sey ein Kayser gestorben, der unter allen seinen Vorfahren an Heiligkeit, Gottesfurcht, Rechtschaffenheit, und Milde seines Gleichen nicht habe. Eben so redete man in allen Ihm unterthänigen Ländern: Eben so auch in auswärtigen Provinzen.

Selbst die Glaubensgegner dachten von ihm nicht anderst. Einer von ihnen sagte öffent-

öffentlich auf der Kanzel: Entweder komme kein einziger Katholik in den Himmel; oder Ferdinand sey darinnen. Es wäre lange, wenn ich alle Lobsprüche anführen wollte, welche ihm von den größten Rednern in den Leichenreden sind beygeleget worden, die ihm zu Ehren in- und ausser Deutschland gehalten wurden. Alle nannten ihn einen eifrigen Retter des Glaubens, einen starkmüthigen Ausreuter der Ketzereyen, einen standhaften, sanftmüthigen, freygebigen, menschenfreundlichen; und, was das allerschönste ist, alle einen von Gott geliebten, heiligen Kayser, der eine verglich ihn mit dem Könige Ezechias, ein anderer mit Josaphat, ein anderer mit David.

Wir wollen aber auf Partikulärzeugnisse kommen. Bey dem katholischen Kriegsmanne und Feldherrn war Ferdinand derjenige, dessen Gebeth zum Siege mehr beytrug, als die Macht und Waffen noch so zahlreicher Armeen. Ein recht vornehmer General pflegte zu sagen: Ihm sey es lieber, wenn Ferdinand auch nur einmal eine Prozession nach einer Frauenkirche anstellte, und allda die Litaney bethete, als wenn er ihm zwölf tausend auserlesene Hülfstruppen schickte: Er vertraue auf sein Gebeth weit mehr, als auf dieser ihre Macht.

Will man aber auch die Feinde reden hören, so weiß ich, daß Gustav König in Schwe-

den

den gesagt habe: Bey dem ihm so günstigen Glücke fürchte er nichts, als bloß die Tugend Ferdinands.

Ich weiß die Rede des Grafen Gabriel von Bethlem: Es sey eine schwere und höchst gefährliche Sache wider Ferdinanden die Waffen führen: indem selben weder das ungünstige Glück verzagt; noch das günstige übermüthig machte.

Ich weiß die Antwort, die ein alter und erfahrner Muselmann dem Großvezier und Bassa von Ofen, Murtasan mit Namen, auf die Frage gab: Wie es doch zugegangen seyn müsse, daß Ferdinand, der weiter gar kein Soldat wäre, über den König von Schweden, diesen so tapfern und erfahrnen Feldfürsten gesieget habe? Ferdinand, sprach er, ist ein Heiliger, mit ihm ist, und streitet Gott.

Auf die Kriegsleute will ich die Hofleute folgen lassen. Diese sagten einhellig: Ferdinand sey ganz von Gott voll: an seinem Leben und Sitten sey nicht das mindeste auszusetzen; Er sey ein Muster der Tugenden.

Johann Ulrich, Fürst von Eggenberg, Herzog von Krumau, und Ferdinands erster geheimer Rath, hörte bey dem Hause, wo er im Jahre 1628. am Podagra krank lag, eine Prozession vorbey gehen, und in der Litaney, die man sang, unter andern Heiligen, auch

auch den heiligen Martyrer Wenzeslaus nennen. Wie darauf ein Ordensmann zu ihm kam, sagte er zu selbem: Ich zweifle gar nicht, daß mir der Zeit auch Ferdinand *II.* nicht nur in den österreichischen Ländern und Provinzen, sondern auch in der ganzen Welt, als ein Heiliger, werde angerufen werden. So dachte ein Mann von Ferdinand, der ihn gewiß so gut, als wer immer anderer, kannte.

Wir wollen nun auch Bischöfe, und andere vornehme Prälaten vernehmen. Als der Neustädter Bischof Matthias, ein wegen seiner Tugend allgemein gerühmter Mann die Heiligkeit Ferdinandens, und besonders seine Demuth weitläuftig anrühmte, setzte er hinzu: Er sey der sichern Meynung, daß es unnöthig sey, für seine Seele zu bethen: Er brauche keine Hülfe: Er sey zweifelsohne schon im Himmel, und allda ein Fürsprecher für uns.

Als Karl Caraffa, Bischof zu Aversa, und vormaliger Nunzius bey Ferdinanden, im Jahre 1624. dem jüngst erwählten Pabst Urban VIII. über die Beschaffenheit des kayserlichen Hofes Bericht erstattete, sagte er darinnen: Nach Konstantin sey noch kein solcher Kayser gewesen, wie Ferdinand.

Als Ferdinand Erzbischof und Churfürst zu Köln, im Jahre 1036. einige Fürsten, und darunter besonders Einen, wegen ihrer

vor-

vortreflichen Tugend lobte, that er einen tiefen Seufzer, und schrie laut auf: Aber einen Ferdinand *II.* bekommen wir nimmer. Das ist ein Fürst, der allen, die zu ihm kommen, die Herzen raubet, furchtsame aufrichtet, Unruhige befriediget, keinen traurig von sich gehen läßt.

Als Anselm Kasimir Erzbischoff und Churfürst zu Maynz die Nachricht von dem Hintritte Ferdinands erhielt, lobte er dessen vortrefliche Tugend in einem Schreiben vom 30ten Merzen über die Massen. Der Innhalt ist kurz folgender: Ferdinand habe ausserordentlich grossen Eifer in Fortpflanzung und Ausbreitung des katholischen Glaubens, alle Sorgfalt in Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt, und Erhaltung der Gerechtigkeit durch das ganze römische Reich, jedermann väterliche Güte, und mächtigen Schutz; bey seinen vielen Widerwärtigkeiten, Starkmuth, und Geduld bezeiget: deßwegen habe es der göttlichen Güte gefallen, ihn aus diesem Jammerthal zur ewigen Freude zu berufen,

Eine gleiche Meynnng hegten von ihm auch die Kardinäle. Ich will hier nur einiger, bey weitem nicht aller ihre Zeugnisse anführen. Als Cobelucci Kardinal-Priester Tit. St. Susanna, im Jahre 1621., eben am Allerheiligentage, die Weise und Art zu leben, wie auch die geistlichen Uebungen, derer

sich

sich der Kayser täglich gebrauchte, erzählen hörte, rief er zu wiederholten malen auf: Das ist wahrhaft ein heiliger Fürst, ein heiliger Kayser.

Kardinal Klesel, als er zu Rom erfuhr, wasmassen die Prädikanten aus ganz Oesterreich weggeschaffet seyen, so er für unmöglich gehalten hat, brach in folgende Worte aus: Das hat wahrhaftig ohne Wunderwerk nicht geschehen können. Ich will hinziehen, und die Wunder sehen, die Gott durch Ferdinanden wirket.

Eben dieser, als er von Rom nach Wien kam, und auf Befehl des Kaysers, der damals zu Prag war, so wohl zu Wien, als auch in den nahen Märkten und Schlössern den verbothenen Büchern nachspüren, und selbe wegnehmen sollte, stand Anfangs an, weil er einen Aufstand besorgte. Als er sich aber hernach vor Augen stellte, was Wunderdinge Gott durch Ferdinanden schon gewirket habe, und annoch wirke, besann er sich nicht länger, zum Werke zu schreiten. Und nachdem alles glücklich von statten gegangen war, sagte er zum öftern laut: Durch den Eifer Ferdinands kommen Dinge zu Stande, welche die menschliche Vernunft für unmöglich ansieht.

Kardinal Rochefoucauld Erzbischof zu Sens, ein gar gelehrter und tugendhafter Mann, tröstete einige Jesuiten, die von den Ketzern

ver-

vertrieben, aus Deutschsand nach Frankreich gekommen waren, wegen ihrer baldigen Rückkehre mit folgenden Worten: Ihr Kayser ist ein Mann, den Gott liebet: Er wird endlich über die Ketzer siegen: Gott wird nimmermehr zu geben, daß sie über ihn triumphieren.

Kardinal Pazmann, Erzbischof zu Gran, und Primas von Ungarn, schliesset den Brief, in welchem er sein grosses Leid über den Hintritt Ferdinands bezeuget, mit folgenden Worten: Was mich bey meinem Schmerzen allein tröstet, ist die sichere Hoffnung, daß der fromme Kayser nach einem so seligen Ende der ewigen Anschauung Gottes schon geniesse; und daß der grosse Sohn gewiß der Erbe seiner väterlichen Tugenden seyn werde, Tyrnau, den 27ten Februar. 1637.

Nun sind noch die ersten Häupter der Welt übrig. Wie hoch die Tugenden Ferdinands von allen Königen seyen geschätzet worden, bedarf gar keiner Erläuterung. Sie haben es hinlänglich durch die öffentliche Trauer erkläret, die sie über seinen Tod angestellet haben. So gar der türkische Kayser hat gestattet, daß öffentlich für ihn Exequien gehalten wurden. Er hatte auch nichts darwider, daß Kron und Zepter, Insignien der Majestät, auf die Bahre geleget, und ihm zu Ehren eine Leichenrede gehalten wurde, bey der sich die fremden Gesandten, und an-

dere

dere vornehme Herren mit Aufmerksamkeit einfanden.

Die Kayserinn Eleonora, der sein tugendhaftes Leben am besten bekannt war, konnte von sich kaum erhalten, für seine abgeschiedene Seele zu bethen. Es fiel ihr beständig ein, man sollte vielmehr ihn um seine Fürbitte anruffen, als auf Gebethe für ihn denken. Er sey bey Gott, keiner Hülfe bedürftig, sondern vielmehr im Stande andern zu helfen.

Pabst Klemens VIII. hatte in seinem Schreiben vom 18ten Merz 1600. zum Lobe Ferdinands eine Stelle aus dem Evangelium entlehnet, und ihn einen guten Baum genannt. Eben selbes Jahr lobte er in einem Schreiben vom 1ten Dezember den Eifer, mit welchen ihn Gott wider die Ketzereyen ausgerüstet hatte, und fügte aus Eingebung des göttlichen Geistes, wie es der Ausgang lehrte, folgendes hiezu: Gott wird mit dir seyn, als ein starker Helfer, und alle deine Anschläge auf den Weg des Heiles leiten.

Paulus V. hatte schon im Jahre 1610. den Ausspruch gethan, daß Ferdinand mit Gottesfurcht, Klugheit, Starkmuth, und anderen Tugenden reichlich ausgeschmücket sey. Im Jahre 1616. aber betheuerte eben derselbe: Die Tugend Ferdinands sey

eine vortrefliche Tugend, und die eines gottesfürchtigen Fürsten wohl würdig wäre.

Als man Gregor XV. erzählte wie gottesfürchtig, und wohl die kayserliche Familie erzogen wurde, gab er zur Antwort: Wie können die Kinder eines so heiligen Kayfers wohl anderst, als auf das Beste erzogen werden?

Wir wollen die Lobsprüche dieser grossen Männer mit dem herrlichen Zeugnisse unsers dermaligen Kirchenhauptes Urban VIII. beschliessen, welches diesem grossen Pabste so wohl, als Ferdinanden wahrhaft Ehre machet. Dieser hat in einem Breve vom 9ten July 1634., so Malatesta Baglioni, höchst auferbaulicher Bischoff zu Pesaro, und würdiger päbstlicher Nuntius am kayserlichen Hofe, mit sich gebracht hat, den unschuldigen Lebenswandel Ferdinands folgendermassen angerühmet: Wir sagen Gott unendlichen Dank, daß er Sr. Kayserlichen Majestät schon von Jugend auf eine solche Liebe zur Tugend, und Begierde nach dem Ewigen eingepflanzet hat, die im Stande waren, ihn durch eine Reihe von so vielen zurückgelegten Jahren bey einer so grossen Unschuld zu erhalten.

Alles zur grösseren Ehre Gottes, und seiner jungfräulichen Mutter Mariä.

Zwey Schreiben

Sr. Päbstl. Heiligkeit

Pius VI.

I. An den Kardinal von Lomenie de Brienne, Erzbischof zu Sens.

II. An die Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, die Kapituln, den Klerus, und das Volk in Frankreich.

Aus dem Lateinischen übersetzt.

1791.

Unserm geliebten Sohne, Stephan Karl, dem Kardinal von Lomenie de Brienne, Erzbischofe zu Sens, entbiethen Wir Papst Pius VI. Unsern Gruß.

Geliebter Sohn!

Dein voriges Schreiben vom 25ten November gelangte an Uns gerade zu der Zeit, wo Uns mehrere französische Bischöfe ihre Gesinnungen über die Verordnung der National-Versammlung in Betreff der Geistlichkeit erkläret hatten. Alle, bis dreyßig an der Zahl, haben sich, wie Du hieher an den heiligen Stuhl gewendet, um da gleichsam von ihrem Lehrer zu vernehmen, wie sie sich gegen so viele und so folgenreiche Unternehmungen der bürgerlichen Macht zu benehmen hätten. Denn das mußte jedermann einse-

hen, daß durch jene unter Katholiken bisher ganz unerhörte Verordnung die katholische Religion, welche in Frankreich immer die herrschende Obergewalt hatte, jezt zur dienenden Sklavinn herabgesezet, und zugleich die Kirche ihrer guten Diener und ihrer eigentlich heiligen und unbegrenzten Rechte gänzlich beraubet werde. Nach der Durchlesung deines Schreibens konnten Wir freylich noch nicht ganz deutlich erkennen, wie weit deine Gesinnungen von der reinen und ächten Gesinnung abweiche, welche so wohl Wir als auch deine Amtsgenossen über diesen Punkt hägen. Allein unseren Verdacht, daß auch Du einer von den Neuerungssüchtigen seyest, und ihre Anschläge begünstigest, bestärkte ein gewisses Gerücht, welches zu Uns gelanget ist. Wir verschoben also unsere Antwort auf dein Schreiben aus einer doppelten Ursache: erstens, weil das Antwortschreiben an die Bischöfe von Frankreich, woran Wir damahls emsig arbeiteten, auch Dir gemeinschaftlich gelten konnte; und zweytens, weil Wir dein Betragen bey dieser Sache nicht tadeln, und Dich über keinen Punkt zur Rede stellen wollten, ehe Wir durch hinlängliche Beweise überzeuget waren, daß das Gerücht von Dir gegründet sey. Da Wir nun mit unserem Antwortschreiben an die Bischöfe, worinn Wir auch auf deine Anfragen und Vorstellungen stäte Rücksicht nahmen, bereits am Schlusse

wa=

waren, und da Wir von deinen erst neuerdings wieder unternommenen Handlungen Nachricht erhielten; da traf auch wider alle Erwartung dein zweytes Schreiben vom 31ten Jänner ein, worinn Du Uns zu verstehen giebst, wie wenig es Dich bekümmere, daß der grössere Theil der französischen Bischöfe anders gesinnet sey, als Du, und unter dem erdichteten Vorwande, daß Du durch die Lage der Umstände dazu gezwungen würdest, erklärtest Du Uns deinen Entschluß, „ mit der „ Priesterschaft in deinem Bisthume eine andere Einrichtung vorzunehmen, und daß Du „ auch in den erst neuerdings zu deinem Kirchsprengel gekommenen Theilen nach der Erforderniß der Umstände schon Anstalten getroffen, auch den von der National-Versammlung vorgeschriebenen Eid geschworen „ habest; daß die Ablegung eines solchen Eides, wovon Du Uns das Formular zu„ schicktest, nicht die Folge des innern Beyfalles sey; es erstrecke sich dieselbe auch „ nicht auf alle Verordnungen, sondern sie „ beschränke sich bloß auf die Verwaltung deines Kirchsprengels; da es einmal National„ Verordnungen seyen, so würdest Du dein „ Ansehen dahin verwenden, daß dieselben „ von allem gereiniget würden, was nur im„ mer gesetzwidrig sich darinn eingeschlichen „ haben möchte." Du setzest endlich hinzu: „ Du habest Dich bisher zwar geweigert,

„ den Pfarrer von Gomereout als neu er-
„ wählten Bischof von Versailles anzustellen,
„ aber Du befürchtest, daß dieser Pfarrer und
„ auch andere mit Ungestüm in Dich dringen
„ würden, so daß Dir nichts anders übrig blei-
„ be, als entweder einzuwilligen, oder deinen
„ erzbischöflichen Stuhl zu verlassen.“ Durch diese deine Versicherung giebst Du hinlänglich zu verstehen, daß Du unter beyden Wegen, Dich aus deiner Verlegenheit zu ziehen, lieber den ersteren zu wählen gesonnen seyest; denn Du fügest gleich diese Worte bey: „Ich fürchte das letztere — — weil
„ sonst meines Erachtens auf den heiligen
„ Purpur selbst eine Verunglimpfung fal-
„ len könnte, und weil ich die grossen Uebel,
„ welche meinem Kirchsprengel bevor stehen,
„ mit Gewißheit voraus sehe.“ Wir können Dir nun gar nicht mit Worten beschreiben, mit welcher grossen Betrübniß Wir diese deine Aeusserungen vernommen haben, indem sie einem Manne mit der glänzenden Würde eines Erzbischofes und Kardinales zur größten Unehre gereichen. Wiewohl Wir gegenwärtig Dich noch nicht von deinen Vergehungen überzeugen wollen; so müssen Wir Dir doch im Vorbeygehen sagen, daß Du deinen Purpur mit keinem grösseren Schandflecken entehren konntest, als durch die Ablegung und Befolgung des Bürgereides. Du begiengest die verabscheuungswürdigste Handlung eines

Theils

Theils dur die Aufhebung des alten ehrwürdigen Kapituls deiner Kirche, und andern Theils durch die Besitznehmung von fremden Kirchsprengeln, welche Dir die bürgerliche Macht auf eine nicht observanzmäßige Art zugetheilet hat. Lese nur die 4te Satzung des Concilii Lugdun. I. *) worinn beschlossen wurde, daß sich Niemand unterfangen solle, an die Stelle eines aus dringenden Ursachen, abwesenden Bischofes zu gehen, und seine Aemter oder die Austheilung der Weihen zu verrichten. Sollte einer aus Frevel oder Vermessenheit sich darinn vergehen, so sey ihm kund, daß er nicht nur in der Kirchenversammlung einen Verweis deßhalb bekommen werde, sondern daß er auch von der Gemeinschaft seiner Brüder werde ausgeschlossen werden. Am wenigsten verträgt sich aber mit der rechtschaffenen Denkungsart deine Behauptung, daß deine gesetzwidrigen Handlungen zur Reinigung des Innhaltes der National-Verordnung dienen könnten, und daß Du durch Ablegung des Bürgereides Dich zu Handlungen gegen die heiligeren und feyerlicheren Schwüre verbindest, deren Dir schon vorher obliegende Verbindlichkeit Du nicht hättest vergessen sollen. Nun hast Du schon versprochen, alles zu erfüllen, was in jenem Bürgereide enthalten ist. Darinn ist aber die Quintessenz fast

*) In Collect. Harduini Tom. 2. pag. 1054.

aller Ketzereyen enthalten. Ganz irrig und unverschämt suchtest Du aber dein Vergehen dadurch zu entschuldigen, daß Du nämlich nur äusserlich ohne die innerliche Beystimmung deines Herzens den Bürgereid abgeleget habest. Diese Chimäre, welche im Gehirne eines gewissen Philosophen ausgebrütet wurde, verdienet von niemanden angenommen zu werden, indem sie mit der Heiligkeit des Eidschwures und selbst mit der natürlichen Rechtschaffenheit nicht bestehen kann. Denn so oft dieser Satz behauptet wurde, so oft hat ihn auch die Kirche verdammet. In unserem nächstens folgenden Antwortschreiben an die französische Bischöfe werden Wir die Gottlosigkeit der neuen herrschenden Irrthümer öffentlich darthun, und zugleich die Strafen ankünden, welche in den Kirchensatzungen darauf stehen, und wozu Wir mit der größten Wehmuth Uns gezwungen sehen werden. Wir erklären Dich auch deiner Kardinals-Würde verlurstig, wenn Du nicht bey Zeiten durch eine hinlängliche Genugthuung die öffentliche Beleidigung wieder gut machest. Aus innigster väterlicher Besorgniß, daß Du Vergehungen auf Vergehungen häufen, und unser Stillschweigen alß eine Genehmigung deiner Handlungen ansehen mögest, senden Wir Dir einstweilen unverzüglich dieses Schreiben, und ermahnen Dich inständigst in dem Herrn, das Du von deinem Unternehmen sogleich abstehen sollest, und

be-

besonders befehlen. Wir Dir, Dich nicht so weit zu vergehen, daß Du unter irgend einem Vorwande einer dringenden Ursache neue Bischöfe einsetzen, und neue Widersacher der Kirche Dir anhängig machen wollest. Denn es betrifft ein Recht, welches nach den Sanktionen der Kirchenversammlung bloß dem apostolischen Stuhle zukommt, und welches sich kein Bischof oder Erzbischof anmassen kann, ohne Uns zu zwingen, daß Wir vermöge unsers apostolischen Amtes sowohl die Bestätigenden, als auch die, welche bestätiget werden, für Abtrünnige, und alle jene Handlungen, welche die einen oder die andern verrichten mögen, für ungültig und nichtig erklären, wie Wir auch anderswo in unserem Sendschreiben vom 9ten July des vorigen Jahres an unsern in Christo geliebtesten Sohn Ludwig den christlichsten König von Frankreich, und an die Erzbischöfe von Bourdeaux und Vienne schon erkläret haben, und wie unser nächstens erscheinendes Antwortschreiben an die Bischöfe noch umständlicher erklären wird. Wenn Du selbst es ungestraft von Dir ablehntest, einen neuen Bischof einzusetzen; wenn deine Amtsgenossen dasselbe gethan haben; wenn besonders der Erzbischof von Rennes sich nicht nur weigerte, den neuen Bischof zu Cornouailles einzusetzen, sondern auch durch eine gelehrte und nachdrückliche Rede es zu beweisen wagte, daß eine solche

Neuerung der alten Kirchendisciplin nicht gemäß sey, welche noch vor den Konkordaten gehandhabt wurde; wenn endlich beynahe alle Bischöfe mit edlem unerschütterlichen Muthe der Meynung waren, daß man den Bürgereid nicht schwören, und die neuen Verordnungen in Sachen, welche das kirchliche Ansehen betreffen, nicht befolgen müsse; so siehet man deutlich, daß jene dringende Umstände noch lange nicht da seyen, wie es Dir jetzt scheinet, und wenn sie auch wirklich noch so dringend wären; so könnten sie doch niemanden von seinen Pflichten gegen Gott und die Kirche befreyen: mit desto größerer Standhaftigkeit müßten vielmehr die Gemüther in der Erfüllung einer solchen Pflicht beharren, und sich ganz bereitwillig zeigen, entweder die Strafe der Landesverweisung oder andere zeitliche Trübsalen zu dulden. Denn wem sollte nicht einleuchten, daß die National-Verordnung durch die dem Menschen gestattete Freyheit, über Religionssachen zu denken und zu schreiben, mit der Religion selbst streite, und daß sie durch Einführung so vieler Neuerungen das Ansehen der Kirche gänzlich untergrabe, und beynahe alle ihre Gerechtsame vernichte? Du hättest Dich diesen Irrthümern widersetzen, und dem Beyspiele deiner Amtsgenossen folgen sollen; denn die unvertheidigte Wahrheit wird unterdrücket, und wer nicht selbst Mittel vorkehret, zur Wegschaffung dessen,

was

was zu einer Zurechtweisung bedarf, der giebt dem Irrenden Beyfall *), und der H. Felix III. lehret, wer die Bösen von ihren Wegen abzubringen sich nicht bemühe, der häge dieselben, und wer sich saume, sich offenbar einer bösen That zu widersetzen, der mache sich des Verdachtes einer geheimen Theilnehmung schuldig **). Demnach hat die gegenwärtige Lage der Umstände so wenig Bezug auf die von Dir angeführte Stelle aus dem Augustinus, daß man sie vielmehr mit jenem Zeitalter vergleichen muß, welches so viele Bischöfe und Päbste der Kirche hervorgebracht hat, die Muth genug hatten, lieber alle Uebel zu ertragen, als nur das geringste von ihrem Rechte zu vergeben, oder die Sache Gottes und der Kirche zu verlassen, wie sehr viele von deinen Amtsgenossen zur grösseren Ehre der Religion nicht nur durch Worte, sondern auch durch die herrlichsten öffentlichen und eines ewigen Andenkens würdigen Denkmale bezeuget haben. Wir hoffen zwar, daß Du durch diese unsere Ermahnungen zur schuldigen Folgsamkeit zurück kehren, und nicht nur von jeder ferneren Neuerung abstehen, sondern auch deine Pflicht, von welcher Du bisher abgegangen

bist,

*) Epist. S. Thomæ Cantuarienf — In Collect. Hard, Tom. 6. part. 2. p. 1388.

**) Epist. S. Felicis III. ad Acacium Constantinop. in eadem Collect. Tom. 2. pag. 812. et seq.

bist, gänzlich erfüllen, und in einstimmiger Verbindung mit allen übrigen Bischöfen dem hiesigen apostolischen Stuhle abhängen werdest, als welcher der Lehrstuhl der Wahrheit und der Mittelpunkt der Einigkeit ist. Denn dadurch wird jede Gelegenheit zu einer Trennung oder zum Irrthume vermieden und aus dem Wege geräumet werden. Wenn endlich der König, ein Fürst voll der religiösesten Gesinnungen, wenn die Pfarrer, wenn die ganze berühmte Nation die einige Stimme der Wahrheit höret, welche von Uns als dem gemeinschaftlichen Vater Aller ausgehen wird, und welche die Bischöfe in engster Verbindung mit ihrem Oberhaupte vertheidigen werden, so müssen wir bekennen, daß Wir den besten Erfolg davon hoffen; durch göttlichen Beystand, um welchen Wir unablässig bitten, werden sich alle von den Irrthümern los machen, welche den Unverständigen durch Hinterlist aufgedrungen werden, und alle Anschläge unserer Widersacher werden aufgedecket und vereitelt werden. Denn diese führen unter dem Vorwande einer Religionsverbesserung nichts anderes im Schilde, als die Fundamente der katholischen Religion, der eure Väter anhiengen, zu untergraben, und die königliche Gewalt abzuschaffen.

Schließlich bitten Wir Dich nun noch einmal inständigst, daß Du von dem rechten Wege nimmer abweichen, und Dich stäts an die hei-

heiligen Gesetze der katholischen Kirche halten, und besonders mit bischöflichem Geiste deinen Pflichten gemäß das Deinige dazu beytragen mögest, damit der Neuerungssucht, der Spaltung und dem Irrthume aller Eingang versperret werde, und daß Du Dich besonders in der gegenwärtigen Lage einzig und allein von dem göttlichen Geiste des Kirchenrathes, der Stärke, des Glaubens und der Geduld leiten lassest. Zur Stärkung deines Muthes ertheilen Wir Dir, geliebter Sohn, und der deiner Obhuth, Wachsamkeit und Treue anvertrauten Heerde mit liebvollem Herzen den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom den 23ten Februar 1791. im 17ten Jahre unsers Pabstthumes.

Un-

Unsern geliebten Söhnen, den Kardinälen der heiligen römischen Kirche, Unsern Ehrwürdigen Brüdern, den Erzbischöfen und Bischöfen, Unsern geliebten Söhnen den Kapitularen, dem Klerus, und dem Volke des Königreichs Frankreich.

Pabst Pius VI.

Vielgeliebte Söhne, Ehrwürdige Brüder, und geliebte Söhne

Unsern Gruß und apostolischen Segen zuvor.

Die Liebe ist nach dem Ausspruch des Apostels Paulus geduldig und sanftmüthig, sie verträget alles, sie duldet alles, und zwar so lange, als noch eine Hoffnung vorhanden ist, daß denen Irrthümern, die sich einzuschleichen angefangen haben, mit Gelindigkeit abgeholfen werden könne. Wenn aber die Irrthümer täglich wachsen, und zu einem solchen Grade zunehmen, daß ein förmliches Schisma daraus entstehen muß, dann for-

dern dieſe nämliche Geſetze der Liebe, ſo wie Unſer apoſtoliſches Amt, daß Wir, wie wohl unwürdig ausüben unumgänglich, daß dem immer um ſich greifenden Uebel eben ſo väterliche, als geſchwinde und wirkſame Mittel entgegen geſetzt werden, damit die Irrenden die Abſcheulichkeit ihrer Schuld, und das Gewicht der kanoniſchen Strafen, in die ſie verfallen, einſehen und fühlen lernen. Denn auf dieſe Weiſe wird es geſchehen, daß diejenige, welche ſich von dem Wege der Wahrheit entfernt haben, ihre Fehler einſehen, bereuen, und zu der Kirche zurückkehren, die gleich einer gütigen Mutter mit offenen Armen jeden aufnimmt, der ſich in ihren Schooß wirft; und daß auch die andern Gläubigen ohne Verzug die Fallſtricke der falſchen Propheten erkennen, die nicht zu der Thür in den Schaafſtall eingehen, ſondern ſich auf andere Weiſe eindrängen, und nichts anders ſuchen, als zu rauben, zu morden, und zu zerſtöhren.

Sobald wir nun, dieſe göttliche Vorſchriften immer vor Augen habend, die Nachricht von dem unſeligen Krieg vernahmen, welchen Philoſophen, Neuerer, die den gröſſern Theil der franzöſiſchen Nationalverſammlung ausmachen, gegen die katholiſche Religion anfiengen, ſo weinten Wir bittere Thränen zu Gott; Wir theilten Unſern Kummer Unſern ehrwürdigen Brüdern, den Kardinälen der

hei=

heiligen römischen Kirche mit, und liessen sowohl privat- als öffentliche Gebethe anstellen. Nicht weniger schrieben Wir am 9ten Julii 1790. an Unsern geliebtesten Sohn in Christo, Ludwig, den allerchristlichsten König von Frankreich, und ermahnten ihn mit aller Sorgfalt, daß er doch ja die bürgerliche Konstitution des Klerus, welche die Nation in Irrthum verleiten, und sein Reich in ein Schisma bringen würde, nicht bestätigen möchte. Denn nun und nimmer konnte man zugeben, daß eine bloß weltliche Versammlung die allgemeine Kirchenzucht umändere, die Ausspräche der heiligen Väter und die Dekrete der Kirchenversammlungen verachte, die Ordnung der Hierarchie umschmelze, über die Wahl der Bischöfe nach eigenem Gutdünken disponire, die bischöfliche Sitze zerstöhre, die bessere Kirchenform abschaffe, und eine schlimmere dagegen einführe.

Damit eben diese Unsere Ermahnungen einen desto grössern Eindruck in dem Gemüth des allerchristlichsten Königs machen möchten, so schrieben Wir am 10ten des nämlichen Monats zwey andere Briefe, in Form eines Breve an Unsere ehrwürdige Brüder, die Erzbischöfe von Bourdeaux und Vienne, die sich damals bey den König befanden, und ermahnten sie väterlich, sie möchten ihren Rath mit dem Unsrigen vereinigen, damit nicht, wenn gedachte Konstitution durch die königl. Au-

thorität bestättigt würde, das ganze Königreich, nebst denen, laut den Dekreten der Nationalversammlung gewählten Bischöfen schismatisch werden möchten, welche letztere wir sofort als eingeschlichene, und aller geistlichen Jurisdiktion beraubte Hirten erklären müßten. Und damit es ausser allem Zweifel sey, daß Unsere Sorgfalt, und Unser Eifer nur allein auf die Angelegenheiten der Religion ziele, und um den Feinden des apostolischen Stuhls das Maul zu stopfen, so befahlen Wir, daß die nach alten Verträgen, und nach einer beständigen Gewohnheit eingeführten Taxen bey Speditionen nach Frankreich nicht gefordert werden sollten.

Niemals hätte sich der allerchristlichste König bereden lassen, die von der Nationalversammlung vorgeschriebene Konstitution zu bestätigen; da ihm aber diese Nationalversammlung beständig anlag, und ihn gleichsam zwang, so ließ er sich endlich bewegen, der Konstitution die königl. Bestätigung zu geben, wie dieß seine Briefe beweisen, die er an Uns am 28. Jul. und am 6. Sept. (1790.) geschrieben, in welchen er Uns aufs angelegentlichste bat, daß Wir wenigstens provisorisch erst fünf, hernach sieben Artikel bestättigen möchten, welche wenig unter sich verschieden, und gleichsam ein vollständiger Auszug der ganzen neuen Konstitution waren.

Wir sahen sogleich ein, daß weder die einen, noch die andern von Uns bestättigt werden könnten, da sie offenbar gegen die kanonische Regeln stritten. Damit aber die Widersacher keine Gelegenheit bekämen, dem Volk weis zu machen, als ob Wir gar keiner Aussöhnung, gar keinem Vergleich die Hand biethen wollten, und da Wir selbst immer den Weg der Sanftmuth vorzogen, so meldeten Wir dem König in einem Schreiben unterm 17. August, Wir hätten diese Artikel sorgfältig geprüft, und das Gutachten der Kardinäle der heiligen römischen Kirche darüber vernommen. Diese wären zweymal nämlich am 24. Sept. und am 16. Decemb. versammelt gewesen, hätten die einen wie die andern geprüft, und nach der sorgfältigsten Prüfung einmüthig dahin gestimmt, daß es gut wäre über gesagte Artikel die Meynung der französischen Bischöfe zu vernehmen, ob nicht etwa diese irgend einen kanonischen Ausweg an die Hand geben könnten, den man hier in Rom wegen Entfernung der Oerter nicht wohl ausfindig machen könnte. Das nämliche hatten Wir schon zuvor in einem andern Schreiben an den allerchristlichsten König geäussert.

Unterdessen gereichte es Uns in der Betrübniß Unserer Seele zu nicht geringem Trost, da Wir sahen, daß der allergrößte Theil der französischen Bischöfe sich von freyen

Stü-

Stücken anschickte, ihr Hirtenamt zu erfüllen, und angefeuert durch die Liebe zur Wahrheit, sich der Konstitution standhaft in allen denen Punkten zu widersetzen, die allein der Regierung der Kirche zustehen, und über die sie entscheiden kann. Dieser Unser Trost wuchs noch mehr, als Unser geliebter Sohn der Kardinal de la Rochefoucault, und Unsere ehrwürdige Brüder, der Erzbischof von Aix, und die andern Erzbischöfe, und Bischöfe, zusammen dreyßig, zur Abwendung so grosser und so schwerer Uebel ihre Zuflucht zu Uns nahmen, und Uns unter dem 10. Oktober eine von allen unterschriebene Erklärung in Betref der in der Konstitution des Klerus herrschenden Grundsätzen zuschickten, und von Uns, als dem gemeinschaftlichen Meister und Vater Hülfe und Beystand baten, und zugleich Vorschriften verlangten, um mit Sicherheit zu handeln, und in ihrem Gewissen beruhigt seyn zu können.

Eine neue, und ungemein grosse Beruhigung gab Uns die Nachricht, daß die meisten andern französischen Bischöfe diese nämliche Erklärung gleichfalls angenommen und gutgeheissen hätten, so daß von den 131. Bischöfen, die Frankreich bisher hatte, nur vier waren, die dieß nicht thaten. Die meisten Kapitel, und der größte Theil der Weltgeistlichen oder Seelsorgern von dem zweyten Rang, folgte dem Beyspiel der Bischöfe, uud

man konnte also die oben angeführte Erklärung als eine Erklärung der ganzen gallikanischen Kirche ansehen.

Wir zauderten hierauf nicht, Hand an das Werk zu legen, und prüften jeden Artikel der besagten Konstitution; aber die französische Nationalversammlung, wenn sie schon die einmüthigen Stimmen dieser Kirche hörte, war doch so weit entfernt, sich dadurch in ihrem Beginnen hindern zu lassen, daß sie vielmehr durch die Standhaftigkeit der Bischöfe, nur desto hitziger wurde. Denn da sie deutlich sahe, daß unter den Metropolitan- und ältesten Bischöffen sich keiner finden würde, der sich berechtigt zu seyn glaubte, die neuen Bischöfe konfirmiren zu dürfen, welche nach den Dekreten der Nationalversammlung in den Municipaldistrikten von Layen, von Unglaubigen, und Juden erwählt wurden, und da sie, die Nationalversammlung, auf der andern Seite sahe, daß eine so unschickliche Regierungsform auf keine Weise bestehen könnte, so verfiel sie auf noch ungereimtere Dekrete, die vom 15. und 17. Nov. und vom 3. 4. und 20. Jan. 1791. datirt sind. Mit diesen, durch die königl. Autorität nachmals sanktionirten Dekreten wird festgesetzt, daß wenn der Metropolitan, und der älteste Bischof sich weigerte, die neuerwählten Bischöfe zu konsekriren, ein jeder Bischof aus einem andern Distrikt dieses thun

könn-

konnte. Man that noch mehr: man gleichsam mit einem Schlag, und zu einer Zeit alle gute Bischöffe, und alle eifrige Pfarrer der katholischen Religion zu verjagen, so dekretirte man, daß alle Pfarrer vom ersten und zweyten Rang ohne alle Ausnahme, oder Zusatz schwören sollten, sie wollten der Konstitution Gehorsam leisten, so wie sie gegenwärtig bestünde, aber noch festgesetzt werden möchte. Diejenige aber, welche sich standhaft weigerten, den Eid abzulegen, sollten ohne Weiteres ihres Postens verlurstig seyn, und ihre Stellen und Pfarreyen als erledigt angesehen werden. Die Municipalitäten sollten sofort die rechtmäßige Hirten und Kirchendienet mit Gewalt davon jagen, und zur Wahl neuer Bischöfe und Pfarrer schreiten; diese Neuerwählte aber, ohne alle Rücksicht auf die nicht beeidigte Metropolitanen oder älteste Bischöfe, sich an die Departements-Obrigkeit wenden, welche nach Gutbefinden einen Bischof auswählen würde; der sie konfirmirte, und in ihre Posten einsetzte.

Unbeschreiblich ist es, welchen neuen Kummer Uns diese neue Dekrete verursacht haben, und zu gleicher Zeit wuchs auch Unsere Mühe, weil Wir in Unserer Antwort an die Bischöfe, die Wir um diese Zeit ausfertigten, zugleich auf diese neue Dekrete Rücksicht nehmen mußten. Wir verordneten also abermals öffentliche Andachten zu dem Vater der Barm-

herzigkeit. Diese nämliche Dekrete strieben die gallikanischen Bischöfe an, die schon zuvor sehr vortrefliche Schriften gegen die neue Konstitution des französischen Klerus herausgegeben hatten, daß sie nun auch neue Hirtenbriefe ausgehen liessen, worinnen sie sich aus allen Kräften der Absetzung der Bischöfe, der Vakatur der bischöfl. Sitze, den Wahlen, und Bestättigungen der neuen Seelenhirten widersetzten. Eine Folge hievon war, daß kraft einmüthiger Approbation der gallikanischen Kirche der verlangte Bürgereid als ein Gottloser und Meineidiger, jeden Geistlichen, ja sogar jeden katholischen Christen entehrender Eid erklärt wurde, und daß alle aus demselben herfliessende Handlungen als schismatisch, als unkräftig, unzuläßig, und der schwersten Censuren würdig geachtet werden müssen.

Diesen so rühmlichen Erklärungen des gallikanischen Klerus entsprachen die Handlungen desselben vollkommen; denn beynahe alle Bischöfe und der größte Theil der Pfarrgeistlichen weigerten sich mit unüberwindlicher Standhaftigkeit, den verlangten Eid zu leisten. Nun sahen die Feinde der Religion wohl ein, daß ihre bösen Absichten unerfüllt bleiben würden, wenn sie nicht einige schwache, oder vom Ehrgeiz geleitete Bischöfe auf ihre Seite brächten, die durch den geschwornen Eid sich anheischig machten, die Konsti-

tution

tution zu beobachten, und ihre kirchenschänderische Hände zur Konsekrirung anderer brauchen liessen, damit ja das Schisma vollkommen würde. Der erste, welcher durch fremde Bosheit und Betrug sich hinreissen ließ, war Karl, Bischof von Autún, der zweyte Johann Joseph, Bischof von Lidda, der dritte, Ludwig Bischof von Orleans, der vierte, Karl Bischof von Viviers, und der fünfte, der Kardinal von Lomenie, Erzbischof von Sens, und einige andere armselige Pfarrgeistliche (meschinissimi Pastori) von der zweyten Klasse.

Was den Kardinal von Lomenie anbelangt, so versuchte er es durch ein Schreiben vom 15. Nov. sich wegen des geleisteten Eides zu entschuldigen, unter der Versicherung, daß man diesen Eid nicht so ansehen müsse, als ob er ihn in seiner Seele gebilliget hätte; auch fügte er hinzu: er seye unschlüßig, ob er den neuerwählten Bischöfen die Hände auflegen sollte, oder nicht, (und gleichwohl hatte er es schon gethan); da nun so viel daran gelegen war, zu verhindern, daß kein Bischof sich anmaßte, die neuerwählten Bischöfe zu konsekriren, weil ein solcher Schritt das Schisma nur immer mehr vergrösserte, so hielten Wir es für gut, Unsere Antwort an die Bischöfe, die schon beynahe fertig war, auf kurze Zeit zurück zu halten, und dagegen ohne Zeitverlust dem Kardinal unter dem 23.

Febr. zu antworten. In diesem Schreiben zeigten Wir ihm seinen durch Ablegung des Eides begangenen Fehltritt, und die darauf durch die Kanones gesetzte Strafen, wenn Wir zu Unserm Mißvergnügen ihn belegen, und selbst der Kardinalswürde berauben müßten, wenn er nicht das öffentlich gegebene Aergerniß durch eine anständige und schleinige Genugthuung gut machte. In Betreff seiner aufgeworfenen leichten Zweifel, ob er die Afterbischöfe konsekriren sollte, oder nicht, befahlen Wir ihm ausdrücklich, daß er sich unter keinem Vorwand von Nothwendigkeit sollte gelüsten lassen, neue Bischöfe zu weihen, und dadurch die Zahl der gegen die Kirche Widerspenstigen zu mehren. Denn hier ist von einem Recht die Rede, das einzig und allein laut den Kanonen des tridentinischen Konciliums dem apostolischen Stuhl zugehört, und das sich kein Bischof, kein Metropolitan anmassen kann; in diesem Fall, fügten Wir hinzu, würden Wir kraft Unsers apostolischen Amtes, das Wir bekleiden, genöthiget seyn, den Konfirmirenden und den Konfirmirten als Schismatiker, und die Handlungen des einen wie des andern als ungültig zu erklären.

Unserm obersten Hirtenamt gemäß, nahmen Wir nun wieder das Antwortschreiben vor; welches aber, wegen den auf einander gefolgten Neuerungen schon mühsamer und weit-

weitläufiger war. Unter göttlichem Beystand vermochten Wir dasselbe dergestalt zu endigen, daß nach genauer Prüfung aller Artikel offenbar war, daß die neue Konstitution der französischen Geistlichkeit nach Unserm, und Unsers apostolischen Stuhls Urtheil dessen Ausspruch die französische Bischöfe verlangt, und die katholischen Franzosen gewünscht hatten, aus ketzerischen Grundsätzen zusammengesetzt, und also in mehrern Punkten ganz ketzerisch, der katholischen Lehre zuwider, in andern aber kirchenräuberisch, schißmatisch, die Rechte des Primats und der Kirche vernichtend, der alten und neuen Kirchenzucht entgegen, und endlich nur in der Absicht ausgedacht worden sey, um die katholische Religion ganz abzuschaffen. Man gestattet nicht mehr, diese allein zu bekennen, rechtmäßige Seelenhirten werden entfernt, die Kirchengüter werden weggenommen, während daß die Anhänger anderer Sekten im Besitz ihrer Freyheit und ihrer Güter ruhig verbleiben. So deutlich Wir dieß alles bewiesen, so erhielten Wir Uns doch mit steter Beharrlichkeit auf dem Wege der Sanftmuth, die Urheber der aus bösen Absichten ausgebrüteten französischen Konstitution der Geistlichkeit für abtrünnig von der katholischen Kirche zu erklären; aber Wir konnten auch nicht umhin, dabey zu erklären, daß Wir wider Unsern Willen genöthigt seyn würden, (wie der heili-

ge Stuhl in dergleichen Fällen immer zu verfahren gewohnt war,) jeden, der die von Uns aufgedeckten Irrthümer nicht verabscheut, als einen Schißmatiker erklären. Und diese Erklärung trift nicht allein die Urheber der Konstitution, sondern auch diejenige, welche durch Ablegung des Eides der Konstitution anhangen, welche als neue Seelenhirten eingesetzt werden, und endlich solche, welche Neuerwählte weihen, oder von ihnen geweiht werden. Denn diese sind, sie mögen heissen wie sie wollen, nicht rechtmäßig gesendet, und haben keine Gemeinschaft mit der Kirche.

Da Wir aber gesonnen sind, der erhabenen französischen Nation, so viel es nur immer der Glaube und die allgemeine Kirchenzucht zuläßt, zu willfahren, so haben Wir auch auf Anrathen der in dieser Angelegenheit versammelten Kardinäle, und mit Wiederholung dessen, was Wir schon in Unserm Schreiben an den allerchristlichsten König erklärt hatten, die Bischöfe aufgefordert, daß sie als Augenzeugen von der ganzen Lage der Umstände, Uns hierüber Vorschläge thun sollten, die so wenig als möglich von dem katholischen Lehrgebäude, und der Kirchenzucht abgiengen, und die Wir so fort in genauere Erwägung ziehen wollten. Eben diese Unsere Gesinnungen erklärten Wir Unserm in Christo vielgeliebten Sohne, dem allerchristlichsten König, dem Wir auch eine

Ab=

Abschrift von Unserm an die Bischöfe ergangenen Antwortschreiben zuschickten, und ihn in dem Herrn ermahnten, daß er mit Zurathziehung der weisern Bischöfe, eine schicklichere Arzney gegen das Uebel gebrauchen möchte, zu dessen Entstehung Seine Königl. Autorität gleichfalls nicht wenig beygetragen: schließlich versicherten Wir ihn, daß Wir gegen jene, welche halsstärrig auf ihrem Irrthum beharrten, Kraft Unsers Hirtenamts eben so verfahren würden, wie Unsere Vorfahren durch ähnliche Umstände genöthigt, gethan hätten.

Unsere beyde am 10. März ausgefertigte Sendschreiben an den König und an die Bischöfe wurden am folgenden Tag durch einen Expressen abgeschickt. Als unterdessen am 15. des nemlichen Monats die gewöhnliche Post aus Frankreich ankam, so hörten Wir von allen Seiten die Nachricht, daß am 24. Febr. zu Paris eine gänzliche Kirchenspaltung vollbracht worden sey. Denn an diesem Tage war es, wo der Bischoff von Autun meineidiger und abtrünniger Weise aus eigener Macht, und vor den Augen der Layen, und seines lobenswürdigen Kapitels die Kirche verließ, und sich den Bischöffen von Lidda und Babylon zugesellte, Den erstern von diesen hatten Wir mit dem Pallium beehrt, und ihm Einkünfte verschaft; aber er zeigte sich als einen würdigen Nachfolger eines

nes andern babylonischen Bischofs, nämlich des Dominikus Varlet, der durch die Spaltung der Utrechter Kirche hinlänglich bekannt ist. Der andere Meineidige war gleichfalls bereits ein Gegenstand des Hasses und Abscheus aller Gutgesinnten geworden, weil er von der rechtmäßigen Lehre des Bischofs und des Kapitels der Baßlerkirche, deren Suffragan er ist, abwich.

An diesem Tage also unterstand sich der Bischof von Autún mit Beyhülfe dieser zwey Bischöfe, seine Religionsschänderische Hände dem Aloysius Alexander Expilly, und dem Klaudius Eustachius Franciskus Morelles aufzulegen. Und dieß that er ohne Vollmacht von Seiten des apostolischen Stuhls, ohne dem Pabst Gehorsam anzugeloben, mit Hintansetzung der gewöhnlichen Prüfung, und der Ablegung des im römischen Pontifikale vorgeschriebenen Eides, woran man sich doch in allen Kirchen der ganzen Welt halten muß, kurz mit Verachtung, Verletzung, und Vernichtung aller übrigen Vorschriften, ob er gleich gar wohl wußte, daß der erstere derselben nicht gesetzmäßig, und gegen die oft wiederhohlten, und sehr nachdrücklichen Protestationen des Kapitels zu Cornouailles zum Bischof erwählt worden sey, der andere aber noch gesetzwidriger der Kirche zu Soissons als Bischof gegeben worden, indem sich der Bischof dieser Kirche, der ehrwürdige Bruder Hein-

Heinrich Jos. Klaudius von Bourdeilles noch am Leben, und im guten Wohlseyn befindet, der es auch so fort für seine Pflicht hielt, eine solche Kirchenschänderische Handlung in ihr wahres Licht zu stellen, und mit schleuniger Hülfe für seinen Kirchsprengel zu sorgen, wie sein am 25. Febr. herausgegebener Hirtenbrief bezeugt. Zu gleicher Zeit erhielten Wir die Nachricht, daß der genannte Bischof von Lidda sein erstes Verbrechen mit einem zweyten vergrössert habe. Denn am 27. des nämlichen Monats gesellte er sich zu den Afterbischofen von Expilly und Marolles, und unterfieng sich, in der Kirche des Oratoriums auf eine sakrilegische Art den Pfarrer Samine zum Bischof von Aix zu weihen, obgleich diese Kirche noch ihren sehr rechtschaffenen Hirten den ehrwürdigen Bruder Karl August Lequin besitzet. Bloß deßhalb wurde vielleicht eben dieser Bischof von Lidda, Johann Joseph Gebel an die Stelle des noch lebenden Erzbischofes der Pariserkirche erwählt, nach dem Beyspiel des Ischyras, welcher — zur Belohnung seiner Willfährigkeit in der Begehung eines Verbrechens — da er den heil. Athanasius anklagte, und von seinem Stuhl verdrängte, in der aufrührischen und unrechtmäßigen Versammlung zu Tyrus auch zum Bischof dieser Stadt erwählt wurde.

Diese unangenehmen und traurigen Nachrichten verursachten Uns einen unbeschreiblich grossen Kummer und Schmerz. Wir liessen aber mit muthvollem Vertrauen auf Gott den 17. März abermals eine Kardinals-Kongregation halten, die Uns, wie bisher in andern Fällen, auch in der gegenwärtigen und wichtigen Angelegenheit ihre Meynung offenbaren möchte. Allein während der mit den Kardinälen angefangenen Berathschlagung überbringt Uns ein anderer französischer Kourier am 21. besagten Monats die Nachricht, daß der Bischof von Lidda ein noch grösserer Bösewicht geworden sey, indem er in Gesellschaft der Afterbischöfe Expilly und Moralles am 6. des nämlichen Monats in eben gedachter Kirche mit der nämlichen Kirchenschänderischen Hand den Pfarrer Massieu, einen Deputirten der französischen Nationalversammlung zum Bischof von Beauvais, ferner den Deputirten Pfarrer Lindet, zum Bischoff von Evreux, den Deputirten Pfarrer Laurent, zum Bischoff von Moulins, und endlich den Pfarrer Heraudin zum Bischoff von Chateau Roux geweihet haben, ohnerachtet die zwey erstern dieser Kirchen ihre rechtmäßige Pfarrer noch haben, und in den beyden letztern Kirchen noch keine bischöfliche Sitze durch Unsere apostolische Gewalt errichtet worden sind. Das Urtheil aber, welches man über jene sprechen muß,

die

die sich zu Bischöfen solcher Kirchen wählen und weihen lassen, welche von ihren rechtmäßigen Bischöfen noch regirt und verwaltet werden, hat schon viele Jahre vor Uns der heilige Leo sehr vortreflich gefällt; denn in einem Schreiben an den Julianus Bischof von Kos wider einen gewissen Theodosius, welcher sich den Stuhl des noch lebenden Bischoffes Juvenalis mit Gewalt zugeeignet hatte, sagt er: (Kap. IV.) was von einem Menschen zu halten sey, der sich in die Stelle eines noch lebenden Bischoffes eindringt, erhellet hinlänglich schon aus der Beschaffenheit der Handlung selbst, und es ist gar nicht zu zweifeln, daß dieser ein Verkehrter seyn müsse, den sich die Widersacher des Glaubens ausgesucht haben.

Mit welchem Recht die Kirche immer diejenige verabscheut habe, welche von einem zusammengelauffenen Schwarm von Layen erwählt werden, indem dieselben, so wie die Wählenden irrige Meynungen hegen, das beweißt in der That hinlänglich der durch den nämlichen französischen Kourier Uns überbrachte Hirtenbrief, den der Afterbischoff Expilly, um die Unverständigen zu hintergehen, am 25. Febr. (1791.) wahrhaftig in keiner andern Absicht herausgab, als um den ungenähten Rock Christi zu zerschneiden. Denn in diesem Hirtenbrief führet er zuerst die ihn bindenden Eidschwüre, (er hätte sollen sagen

Mein-

Meineide,) an, und genehmigt sofort alle Grundsätze der französischen Konstitution, die er beynahe von Wort zu Wort abschreibt, voll Anhänglichkeit an die Meynungen der Nationalversammlung will er ferner beweisen, daß durch die französische Konstitution das katholische Lehrgebäude nicht beeinträchtiget, sondern daß vielmehr die Kirchenzucht in eine desto bessere Gestalt gebracht, und zur Reinigkeit der ersten Jahrhunderte wieder zurückgeführt werde, vorzüglich dadurch, daß dem Volk, mit Ausschluß des Klerus, das Wahlrecht und den Erzbischöffen das Einsetzungs- und Weihungsrecht wieder gegeben werde. Er führt aber hier nur die erstern Verordnungen der französischen Nationalversammlung an. Um auch den Unverständigern einen desto stärkern Nebel vor die Augen zu machen, erwähnet er eines Schreibens vom 18. Nov. (1790.) welches er an Uns habe ergehen lassen, damit es das Ansehen hätte, als stehe er mit dem hiesigen apostolischen in einträchtiger Verbindung. Endlich redet er alle einzelne Stände seines Kirchsprengels an, und ermahnet alle, sie sollten ihn als gesetzmäßigen Hirten erkennen, und die neue französische Konstitution willig annehmen.

Wehe dem Elenden! Wir übergehen mit gutem Vorbedacht alles, was die bürgerliche Staatsverfassung angeht; aber mit welcher

Ver-

Verwegenheit übernimmt er nicht die Vertheidigung der Konstitution in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten, die doch beynahe von allen Bischöfen der französischen Kirche und von mehrern andern zur Kirche gehörigen Männern gemißbilliget, und verworfen worden, indem dieselbe besonders in dem Punkt der Wahl und Weihung der Bischöfe, der katholischen Lehre entgegen, und der allgemeinen Kirchendisciplin zuwider ist? Diese in die Augen fallende Wahrheit hätte er selbst nicht verhehlen können, wenn er nicht so ganz geflissentlich die letztern, noch abgeschmacktern Verordnungen der Nationalversammlung mit Stillschweigen übergangen hätte: denn dieselben enthalten nebst andern Gottlosigkeiten auch diese, daß sie jedem Bischofe welchen nur immer die weltliche Regierung vorschlagen würde, das Einsetzungs- und Bestättigungsrecht einräumten. Lese doch dieser Unglückliche, der auf dem Wege des Verderbens schon so weit gekommen ist, Unser an die französische Bischöfe erlassenes Antwortsschreiben, worinnen Wir alle abscheuliche Irthümer seines Hirtenbriefes durch eine vorläufige Widerlegung schon gänzlich zu Boden geschlagen haben, und er wird die Wahrheit, die er haßt in jedem Artikel augenscheinlich erwiesen finden. Einstweilen wisse er nur so viel, daß er sich sein Urtheil selbst gefällt habe. Denn wenn es wahr ist,

daß nach der alten Kirchenverfassung, welche sich auf die von ihm angeführte Nicäische Kirchensatzung gründet, ein erwählter Bischof zur Erlangung eines rechtmäßigen Titels von seinem Erzbischof bestätigt werden müsse, welches Recht die Erzbischöfe von der Gewalt des Apostolischen Stuhls erhalten haben, wie kann sich denn Expilly für kanonisch und rechtmäßig eingesetzt ansehen, da er seine Weihung nicht dem Erzbischof von Tours, unter welchem die Kirche von Cornouailles steht, sondern andern Bischöffen zu verdanken hat? Wenn auch diese zu andern Provinzen gehörige Bischöfe durch ihr verruchtes Unternehmen demselben die Weihe geben konnten, so konnten sie ihm doch wahrhaftig die bischöfliche Jurisdiktion nicht ertheilen, als welche sie nach der Disciplin aller Zeitalter selbst nicht besitzen. Ja auch der neuen, seit mehrern Jahrhunderten angenommenen, von allgemeinen Kirchenversammlungen, und selbst durch Konkordaten bestättigten Kirchendisciplin, kommt die Gewalt, die bischöfliche Jurisdiktion zu ertheilen, nicht einmal den Erzbischöffen zu, indem dieselbe dahin zurückkehrte, woher sie gekommen war, und einzig und allein dem Apostolischen Stuhl zukommt, so daß heut zu Tage — der Römische Pabst Kraft seines Amts allen Kirchen ihre Hirten giebt — um Uns der Wort der Tridentinischen Kirchenversammlung,

lung, (Sess. 24. Kap. I. de Reformat.) zu bedienen, und daß also in der ganzen katholischen Kiche kein Bischof rechtmäßig geweihet wird, wenn nicht der apostolische Stuhl die Vollmacht dazu ertheilet.

Sein an Uns erlassenes Schreiben rechtfertigt ihn nicht im geringsten, sondern er erschwert dadurch sein Vergehen, und er kann deßhalb Unserer Ahndung, daß er ein Abtrünniger sey, nicht entgehen. Denn er stellet sich darinn nur so, als wenn er mit Uns kirchliche Gemeinschaft machen wolle, und spricht kein Wort davon, daß Wir ihm Unsere Bestättigung ertheilen möchten, sondern er machet Uns nur seine unrechtmäßige Erwählung bekannt, wie es die französischen Verordnungen buchstäblich verlangten. Nach dem Beyspiele Unserer Vorfahren hielten Wir daher für gut, ihm gar nicht zu antworten, sondern Wir liessen ihn nur ernstlich ermahnen, er möchte sich nicht weiter vergehen, wie Wir hofften. Denn deßhalb hatte ihn auch der Bischof von Rennes schon selbst ermahnet, daß sich dieser weigerte, ihm die inständigst verlangte Einsetzung und Bestättigung zu ertheilen. Anstatt ihn als seinen Hirten aufzunehmen, muß ihn vielmehr das Volk als einen gewaltsam Eingedrungenen verstossen, der ganz Pflichtvergessen die Wahrheit nicht bekennen wollte, der das Amt eines Hirten, welches er auf sich zu haben

fälschlich vorgab, zu mißbrauchen anfieng, der endlich in seiner Vermessenheit so weit gieng, daß er kein Bedenken trug, am Ende seines Hirtenbriefs die Verbindlichkeit des Kirchengebothes der vierzigtägigen Fasten aufzuheben, so daß er — von Ehrgeiz geblendet, ein Nachahmer des Teufels war, und auf der Wahrheit nicht beharrte, wie der heil. Leo der Grosse in einem Schreiben an einige egyptische Bischöfe von einem ähnlichen Feinde der Kirche sagte.

Da Wir nun aus dieser grossen Reihe so mannigfaltiger Vergehungen sahen, daß in dem um die Religion so wohl verdienten, und von Uns so sehr geliebten Königreiche Frankreich die Spaltung sich immer mehr und mehr verbreitete und zunehme; und da Wir sahen, daß eben deßwegen täglich überall neue Bischöffe und Pfarrer gewählet, die rechtmäßige Diener der Kirche aber von ihren Stellen verjaget, und anstatt derselben räuberische Wölfe eingesetzet werden; so müssen Wir allerdings bey einem so bejammerungswürdigen Zustande gerühret werden. Um also der entstehenden Spaltung gleich Anfangs einen Damm zu setzen, um die Irrenden wieder zu ihren Pflichten zurück zu führen, um die noch Gutgesinnten auf ihrem Vorsatze beharrlich, und die Religion in diesem blühenden Königreiche aufrecht zu erhalten, wollen Wir den Rathschlägen Unserer ehrwürdigen Brü-

der

der der Kardinäle folgen, den Wünschen der ganzen französischen bischöflichen Kirche Genüge thun, und dem Beyspiele Unserer Vorfahrer folgen, und machen vermöge Unserer apostolischen Gewalt durch dieses Breve kund und zu wissen, und zwar, daß alle Kardinäle, Erzbischöffe, Bischöffe, Aebte, Vikarii, Kanonici, Pfarrer und Priester, und alle sowohl Geistliche als regulirte Geistliche, welche den Bürgereid blatthin und schlechterdings nach der Vorschrift der Nationalversammlung geschworen haben, — als welche die vergiftete Quelle und die vornehmste Ursache von der Betrübniß der katholischen Kirche ist — daß alle diese, wenn sie nicht innerhalb vierzig Tagen, von heute an gerechnet, den abgelegten Eid widerrufen, und der Ausübung aller amtsmässigen Verrichtungen jeder Art suspendirt seyn, und wofern sie in diesen Verrichtungen fortfahren, sie für unrechtmässig erklärt werden sollen.

Ueberdieß erklären Wir noch besonders die Wahlen der obengenannten Expilly, Marolles, Saurine, Massieu, Lindet, Laurent, Heraudin, und Gobel zu Bischöffen von Kornouailles, Soissons, Aix, Beauvais, Evreux, Moulins, und Paris für gesetzwidrig, sakrilegisch, und ganz für null und nichtig, weßwegen Wir sie, so wie die neuerrichteten Bisthümer zu Moulins u. s. w. kassiren, vernichten und aufheben.

Wir erklären auch ein für allemal ihre Weihungen für verrucht, unerlaubt, gesetzwidrig, sakrilegisch, und die heiligen Kirchengesetze verletzend, und deßwegen sollen diese frevelhaft und widerrechtlich Etwählten keine kirchliche und geistliche Gewalt zur Besorgung des Seelenheiles haben, und die unerlaubt Geweihten sollen von jeder bischöflichen Amtsverrichtung suspendirt seyn.

Ferner suspendiren Wir von jeder bischöflichen Amtsverrichtung den Karl Bischof von Autun, Johann Baptist Bischof von Babylon, und Johann Joseph Bischof von Lidda, als welche auf eine sakrilegische Art Andern die Weihen ertheilten, oder dabey assistirten; und Wir suspendiren ebenfalls von jeder Art einer priesterlichen oder irgend einer geistlichen Verrichtung alle jene, welche zu so verfluchungswürdigen Weihungen Hülfe und Beystand leisteten, oder auch ihre Einwilligung und Genehmigung gaben.

Wir befehlen und verbiethen daher aufs schärfste dem gedachten Expilly und allen unrechtmäßig Gewählten und unerlaubt Geweihten unter der nämlichen Strafe der Suspension, daß sie sich nicht unterfangen, sich eine bischöfliche oder sonst eine geistliche Gewalt anzumassen, welche sie nicht empfangen haben, oder Erlaubnißscheine zur Empfangung der Weihen auszufertigen, Pastores,, Vicarios, Missionarios, Deservitores, Functio-

ctionarios, Miniſtros, oder andere kirchliche Perſonen, wie ſie nur immer heiſſen mögen, zur Beſorgung des Seelenheils und zur Austheilung der Sakramente unter irgend einem Vorwande dringender Umſtände anzuſtellen, zu deputiren und zu beſtätigen, oder ſonſt etwas entweder für ſich allein, oder in einer Art von unrechtmäßiger Verſammlung in Sachen, welche die kirchliche Jurisdiktion betreffen, zu thun, zu beſchlieſſen und zu verordnen. Wir erklären, und machen hiemit bekannt, daß ſowohl die Erlaubniß-ſcheine, Deputationen, und Beſtättigungen, welche etwa wirklich ſchon ertheilt ſind, oder vielleicht in Zukunft noch ſollten ertheilt werden, als auch alle übrige verwegene Handlungen mit allen ihren Folgen ungültig und ganz null und nichtig ſeyen.

Unter derſelben Strafe der Suſpenſion befehlen und verbiethen Wir, gleichfalls den Obengenannten, welche die Weihen erhalten oder ertheilt haben, daß ſie ſich nicht unterfangen ſollen, auf eine unerlaubte Art das Sakrament der Firmung oder der Prieſterweihe zu ertheilen, oder auf ſonſt eine Weiſe biſchöfliche Amtsverrichtungen auszuüben, indem ſie davon ſuſpendirt ſind; und wer von ihnen eine Weihe empfangen hat, dem thun Wir kund und zu wiſſen, daß er ebenfalls ſuſpendirt ſey, und wenn er vermöge ſeiner unrechtmäßig empfangenen Weihen Amtsver-

richtungen unternehmen wird, so soll er auch für irregulär erklärt werden.

Um aber grössern Uebeln vorzubeugen, beschliessen und erklären Wir gleichfalls, daß alle übrige nach der Vorschrift der erwähnten Konstitution der Geistlichkeit von den Bürgern vorgenommene, für erzwungen zu haltende, und alle noch künftig geschehene Wahlen zur Besetzung sowohl erledigter als noch besetzter, sowohl alter als noch vielmehr neuer und unrechtmäßig errichteter Kathedral- und Pfarrkirchen in Frankreich ungültig, unrechtmäßig, sakrilegisch, und ganz null und nichtig seyn sollen; und Wir kaßiren, vernichten und heben dieselben für jetzt und allezeit auf. Wir erklären daher, daß diese zur Besetzung von Kathedral- und Pfarrkirchen unrechtmäßig Gewählten, oder auf eine ähnliche Art Gewählt werdenden nicht die geringste kirchliche und geistliche Gewalt haben, und daß alle bisher unerlaubt geweihten oder in Zukunft geweiht werdenden Bischöfe von allen bischöflichen Amtsverrichtungen, und endlich, daß alle ungültig Eingesetzten oder noch eingesetzt werdenden Pfarrer von allen priesterichen Amtsverrichtungen suspendirt seyn sollen; und Wir verbieten daher aufs schärfste so wohl denen, welche schon zu Bischöfen ernannt worden sind, oder etwa noch ernennt werden möchten, daß sie sich nicht unterstehen sollen, von irgend einem Erzbischofe oder Bischofe

schofe die bischöfliche Weihe anzunehmen, als auch den Afterbischöfen selbst und den Verruchten, von welchen sie ihre Weihen empfangen haben, und allen übrigen Erzbischöfen und Bischöfen, daß sie sich nicht unterfangen sollen, unter irgend einem scheinbaren Vorwande solchen ungültig Erwählten oder Erwählt werdenden die Weihe zu ertheilen; und Wir befehlen über dieß den Obengenannten, welche zu Bischöfen oder Pfarrern erwählet worden sind, oder in Zukunft dazu ernennt werden, daß sie sich keineswegs für Erzbischöfe, oder Bischöfe, für Pfarrer oder Vikarien ausgeben, oder den Titel von irgend einer Kathedral- oder Pfarrkirche führen, oder sich die geringste kirchliche oder geistliche Befugniß anmassen sollen, und zwar unter der Strafe der Suspension und Kassation, von welcher Strafe der Suspension keiner der bisher genannten wird losgesprochen werden können, als nur von Uns selbst oder von den Bevollmächtigen Unsers apostolischen Stuhls.

Um desto gelinder zu Werke zu gehen, haben Wir bisher die auf solche Vergehungen gesetzten Kirchenstrafen bekannt gemacht, damit das schon gestiftete Unheil wieder gut gemacht, und seine weitere Verbreitung gehindert werde. Denn Wir hoffen zu Gott dem Herrn, daß die, welche Weihen ertheilt und sich in Kathedral- und Pfarrkirchen eingedrungen haben, und die Urheber und

alle Beförderer der neuen Konstitution ihren Irrthum erkennen, und mit reuvollen Herzen zum Schaffstalle zurückkehren werden, von welchem sie durch List und Ränke sind getrennt worden. Wir ermahnen sie daher noch einmal väterlich, und bitten sie in dem Herrn, daß sie ihre Stellen niederlegen, vom Wege des Verderbens, in welches sie gestürzet sind, zurückgehen, und es nie zugeben mögen, daß durch gewisse von der jetzigen Philosophie angesteckte Leute jene gräuelsvollen Lehren verbreitet werden, welche der Lehre Christi, der Tradition der Väter, und den Vorschriften der Kirche entgegen sind. Sollte Unser gelindes Verfahren und Unsere väterliche Ermahnungen, welches Gott verhüten wolle, fruchtloß seyn; so müssen sie wissen, daß Wir gar nicht gesinnt seyen, sie von den verdienten noch schwerern Kirchenstrafen zu befreyen, und sie dürfen sicher glauben, daß Wir sie in den Bann thun, und als Abtrünnige und Exkommunicirte der ganzen Kirche bekannt machen werden. Denn es ist sehr billig, — daß, wenn einer lieber in dem Schlamme seiner Thorheit liegen bleibt, die Gesetze gehandhabet werden, und daß er mit denen, deren Irrthume er gefolget ist, gleiches Schicksale leide, — wie Uns Unser Vorfahrer Leo der Grosse in einem Schreiben an Julianus Bischof von Kos lehret.

Wir

Wir wenden Uns nun zu Euch, ehrwürdige Brüder, die ihr, einige wenige ausgenommen, eure Pflichten gegen eure Heerde wohl erkannt, und dieselbe mit Hindansetzung zeitlicher Vortheile öffentlich bekannt, und bey der Bevorstehung grösserer Gefahren nur eine desto grössere Sorgfalt und Mühe anwenden zu müssen geglaubt habet; und auf Euch wenden Wir den Lobspruch an, welchen der mehr gerühmte Leo der Grosse den katholischen aus Egypten nach Konstantinopel versetzten Bischöfen ertheilet hat: „Ob Ich gleich bey den Mühseligkeiten eures Berufes welche Ihr zur Erhaltung des katholischen Glaubens übernommen habet, von ganzem Herzen gerührt werde, und das, was Euch von den Ketzern widerfahren ist, nicht anders ansehe, als ob es mir selbst wiederfahren wäre; so finde ich doch dabey mehr Grund, mich zu freuen, als betrübt zu seyn, weil Ihr von dem Herrn Jesus Christus gestärkt, bey der evangelischen und apostolischen Lehre unüberwindlich verharret seyd. Und da Euch die Feinde des christlichen Glaubens, von Eurem Kirchenstuhle verjagten, wollet ihr lieber die Schmach der Landesverweisung dulden, als Euch von ihrer pestartigen Gottlosigkeit nur im geringsten anstecken lassen. —" Bey eurem Anblike müssen Wir allerdings getröstet seyn, und Euch aufs dringenste zur Beharrlichkeit in Eurem Vorsatze ermahnen.

Wir

Wir führen Euch daher zu Gemüthe das Band jener geistlichen Ehe, wodurch Ihr an eure Kirchen gebunden seyd, und welches nur durch euren Tod, oder durch unsere apostolische Gewalt den Kirchengesetzen gemäß aufgelöset werden kann; bleibt also denselben getreu und verlasset sie nie nach dem Willen der reißenden Wölfe, gegen deren Nachstellungen ihr schon von dem heiligen Eifer entbrannt eure Stimmen erhoben, und eure rechtmäßige Aemter zu behaupten kein Bedenken getragen habt.

Und Ihr, geliebte Söhne, Chorherrn, hochansehnliche Stifter, die Ihr euren Erzbischöffen und Bischöfen, Pflicht schuldigst, unterthänig seyd, und als mehrere Glieder mit einem Haupte, einen ganzen kirchlichen Leib ausmachet, welcher von der bürgerlichen Macht, nicht zerstöret oder zerrüttet werden kann, — auch Ihr, die Ihr mit so vielem Ruhme den herrlichen Beyspielen eurer Vorsteher gefolget seyd, weichet nie von dem rechten Wege ab, auf welchem Ihr wandelt, und lasset es nie geschehen, daß einer unter der falschen Hülle geraubter Kleidungen von Bischöffen oder deren Stellvertrettern, die Regierung einer Kirchen an sich reisse. Denn diese werden nach dem Verlurst i res Hirtens als Wittwen nur Euch allein gehören, was auch immer gewisse Neuerer gegen Euch vergebens unternehmen mögen. Mit de innigsten Eintracht haltet also, so viel

Ihr

Ihr könnet, jede Anfeindung und Kirchenspaltung von Euch ab.

Auch zu Euch sprechen Wir, geliebte Söhne, Pfarrer und Unterhirten, die ihr noch am zahlreichsten mit beharrlichem Muthe eure Pflichten erfüllet, und Euch sehr rühmlich von jenen Amtsgenossen ausgezeichnet habet, welche aus Schwäche oder Ehrgeiz Sklaven des Irrthums geworden sind, und Unsere Ermahnung hoffentlich zu ihren Pflichten schleunigst wieder zurückkehren werden. Beharret standhaft auf eurem Vorsatze, und bedenket, daß die Einsetzung, welche Ihr euren rechtmässigen Bischöffen zu verdanken habet, Euch nur von diesen wieder könne genommen werden, so daß, wenn Euch auch die bürgerliche Macht von eurer Stelle mit Gewalt verstosset, Ihr dennoch allezeit die rechtmässigen Hirten bleibet, und die Amtspflicht behaltet, so viel in euren Kräften stehet, die Diebe abzuhalten, die sich in eure Stelle in keiner andern Absicht einzuschleichen suchen, als um die Seelen zu verderben, welche eurer Obhut anvertraut sind, und über deren Erhaltung ihr einst Rechenschaft werdet geben müssen.

Auch zu Euch sprechen Wir, geliebte Söhne, Priester und übrigen Diener der französischen Geistlichkeit, die Ihr zum Dienste des Herrn berufen seyd, und mit stäter Beharrlichkeit auf eurem Glauben und eurer

Lehre,

Warum giebt es
heut zu Tage so viele

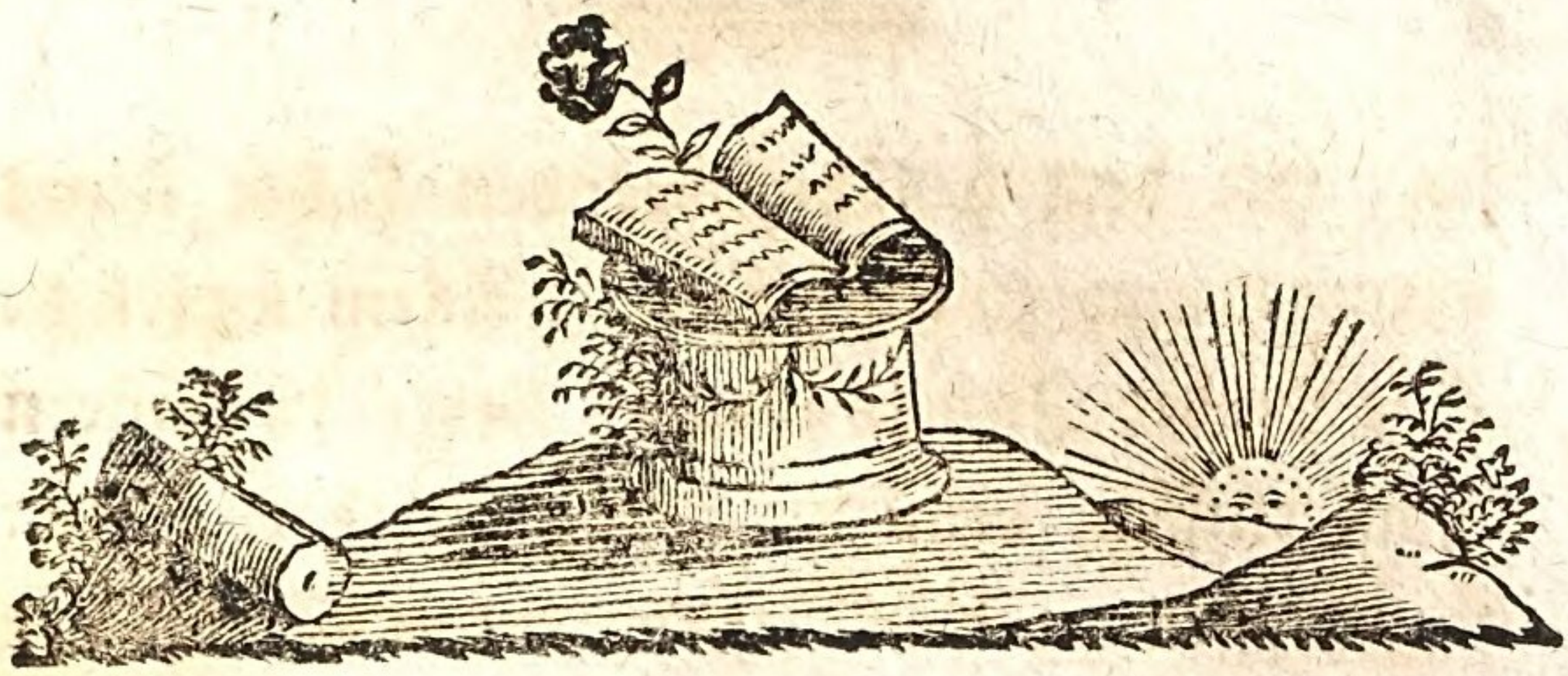
Kinder der Finsterniß

unter uns?

und
was läßt sich wohl von ihnen
endlich erwarten?

Am heiligen Pfingstmontag 1790.
in einer Kanzelrede
beantwortet.

1791.



Das Licht ist in die Welt gekommen, und die Menschen haben die Finsterniß mehr als das Licht geliebt. Johan. III. 19.

Dieß sind die bitteren Klagworte, die ehevor der Unglaube des hartköpfigten Judenvolkes dem sanften Munde des göttlichen Welterlösers gleichsam abgetrotzet hatte. Jesus Christus war das Licht der Welt; er war gekommen, alle Menschen mit dem Strahle seiner himmlischen Lehre zu erleuchten: er war gekommen, alle, die in den Finsternissen und Schatten des Todes sas-

sen, mit dem hellschimmernden Lichte seines Evangeliums zu bestrahlen. Allein umsonst: Die Kinder Israels wollten lieber in düstern Finsternissen, denn im hellen Lichte wandeln: sie schlossen zu dem bestrahlenden Schimmer dieses göttlichen Lichtes alles Fleisses ihre Augen zu; ja sie stiessen sogar mit einer unerhörten Bosheit den Leuchter um: Kurz; sie wollten lieber Kinder der Finsterniß, als des Lichtes seyn. Das Licht ist in die Welt gekommen, und die Menschen haben die Finsterniß mehr als das Licht geliebt.

Wollte Gott! daß man nicht Ursache hätte, diese herben Klagworte des göttlichen Lehrmeisters in unsern Tagen zu wiederholen: daß es nicht selbst mitten im Christenthume Leute gäbe, welche gleich den starrsinnigen Hebräern zu dem hellen Lichte des göttlichen Glaubens ihre Augen schliessen, den Leuchter umstossen, und die Finsterniß mehr als das Licht lieben! Doch wer weis es nicht, wie sehr sich die Anzahl der Kinder der Finsterniß von Tage zu Tage auch in unserer christlichen

lichen Hauptstadt vermehre? Wer bemitlei-
det nicht ihre Verblendung? Wer bejammert
nicht ihren Starrsinn? Wer zittert nicht
vor dem Greuel ihrer Finsterniße? Das Licht
ist in die Welt gekommen; und die Men-
schen haben die Finsterniß mehr als das
Licht geliebet.

Geliebte! stehet es in meiner Macht die-
sen unseligen Kindern der Finsterniß die Au-
gen zu öffnen? Bin ich im Stande jene dü-
steren Wolken, die das Licht des Glaubens so
schwarz verdunkeln, zu zerstreuen? Kann ich
die greulichen Finsterniße in ein helles Licht
umschaffen? Nein, dieß steht allein in der
Macht des Gottes der Erbarmungen, des
ewigen Vaters der Lichter; was ich thun kann,
und auch zu thun von der aufhabenden Pflicht
meines Amtes aufgefodert werde, besteht
einzig darinn, daß ich erstens die schändlichen
Quellen, woraus so viele Wolken der Fin-
sterniß aufsteigen, und dann auch die traurі-
gen Folgen, die sich aus diesen Wolken über
den Erdkreis verbreiten, aufhelle. Zu dem

Ende werden zwo Fragen den Inhalt meiner heutigen Rede ausmachen. . . . .

Warum giebt es heut zu Tage so viele Kinder der Finsterniß unter uns?

Ist die erste Frage, und mein erster Theil.

Was läßt sich wohl von so vielen Kindern der Finsterniß endlich erwarten?

Ist die zweyte Frage, und mein zweyter Theil.

Bey Beantwortung beyder Fragen ist keineswegs meine Absicht, mich mit diesen Leuten, die aus Verachtung des göttlichen Wortes ohnehin nicht zugegen sind, in einen Streit einzulassen; Nein, meine Absicht ist, sie, Geliebte! die sie unter diesen Kindern der Finsterniß leben, mit ihnen umgehen,

hen, und so oft ihre nasenweise Spöttereyen wider den heiligen Glauben anhören, meine Absicht ist, sage ich, sie vor ihnen zu warnen, damit sie nicht etwa von diesen Irrlichtern geblendet, in eben die Finsternisse gerathen, und die Finsternisse mehr als das Licht lieben: Ich fange an.

Erste Frage.

Warum giebt es heut zu Tage so viele Kinder der Finsterniß unter uns?

Eine Frage, Geliebte! die dem ersten Laute noch in unseren aufgeklärten Zeiten überflüssig und unnütz zu seyn scheinet, weil, wie man vorgiebt, statt der alten beynahe undurchdringliche Finsternisse das helle Tageslicht endlich angebrochen und erschienen ist. Allein wenn schon diese Frage in Ansehung philosoph. und politischer Wissenschaften, welches ich eben nicht untersuchen will, überflüssig und unnütz scheinet, so dünkt sie mir doch in

Ansehung der Wissenschaft des Glaubens höchstnöthig zu seyn; denn ich halte dafür, man könne von der heutigen Welt, ohne ihr eine Unbild zu zufügen, eben das wiederholen, was der Prophet Oseas von den Israeliten schon zu seiner Zeit sagte: Es ist keine Erkenntniß Gottes, kein Glaube, keine Religion im Lande. IV. v. 1. Und warum? Um von anderen schändlichen Pfützen, aus denen so viele Wolken der Finsterniß aufsteigen; um von der schlechten, und allenthalben vernachlässigten Kinderzucht; von den verkehrten, und auf öffentlichen Kanzeln der Pestilenz behaupteten Grundsätzen; von allzuvorwitziger Lesung der schändlichsten, und in der Hölle selbst ausgebrüteten Lästerschriften. Kein Wort zu melden, behaupte ich, daß bey Vielen eitle Prahlsucht; bey Mehreren sträfliche Vermessenheit; bey den Meisten aber das Verderbniß des Herzens jene schändlichen Quellen sind, welche so viele katholischgebohrne Christen mit den schwärzesten Wolken umhüllen; ich will sagen: es giebt heut zu Tage so viele Kinder der Finster-

sterniß unter uns, weil erstens Viele aus eitler Prahlsucht das Licht des Glaubens fliehen; weil zweytens Mehrere aus sträflicher Vermessenheit das Licht des Glaubens hassen; weil drittens die Meisten aus Bosheit des Herzens das Licht des Glaubens ersticken.

Ich sage erstens, es giebt heut zu Tage so viele Kinder der Finsterniß unter uns, weil viele aus eitler Prahlsucht das Licht des Glaubens fliehen. Ja Prahlsucht, Ruhmgierde, Eitelkeit ist es, welche so viele junge und unerfahrne Leute gemeiniglich verführet, und welche Jünglingen, die noch im deutschen Schulstaube herumwaden, Sand in die Augen streuet, auf daß sie mit offenen Augen nicht sehen. Sie sehen, die Unerfahrnen, sie sehen, daß jene, welche keine, oder nicht viel Religion besitzen, sondern freydenken, etwa den Ruhm eines gelehrten, erfahrnen, geschickten Mannes haben, daß man sie für offene Köpfe, für helldenkende Genies halte, und daß man hingegen jene, welche ihrem Glauben treu und standhaft sind, für abergläubi-

ge Menschen, für Dummköpfe, für fanatische Bigoten verschreye, verhöhne, verspotte; nun meynen sie, die jungen Witzlinge, sie müßten auch anfangen frey zu denken, und nichts von allem dem glauben, was sonst die christliche Religion zu glauben befiehlt: hiedurch würden sie sich auch den Ruhm eines Weisen erwerben; Jedermann würde sie als gelehrte, verständige, aufgeklärte Leute ansehen; Jedermann würde ihre Meynungen wie Orakelsprüche anstaunen; Jedermann würde ihrer erlauchten Vernunft Weyrauch streuen. Daher erdreusten sie sich alles, was ihnen auf ihre schlüpferige Zunge kömmt, wider die Religion ganz unverschämt herauszusagen; sie mischen Glaubenslehren und gleichgültige Kirchengebräuche, die erst nachhin eingeführet worden, untereinander; werfen darüber Fragen und Zweifel auf, die sie selbst nicht verstehen, sondern nur im Umgange mit Freydenkern gehört oder aus einem freydenkerischen Buche gelesen haben. Bringen sie es nun einmal so weit, daß sie die Gebräuche, die Verordnungen, die Gesetze der

Kir-

Kirche bedachtsam und mit Vorsatze verachten, daß sie das Wort Gottes als eitel Menschenwort vernachlässigen, daß sie nicht mehr bey den Füssen des Priesters und dem Tische des Herrn erscheinen, und daß sie an gebothenen Fasttägen in öffentlichen Gaststuben ungescheut Fleischspeisen zu sich nehmen. O alsdenn glauben sie, die kindischen Stutzer, sie hätten sich als grosse, starke Geister bewiesen, sie sehen sich als unüberwindliche Philosophen an, und es ist ihnen nicht anders, als wenn die ganze Religion schon ohne Hoffnung besiegt, zertretten und zernichtet zu ihren schwülstigen Füssen läge.

Bedauernswürdige Menschen! Wie groß ist eure Eitelkeit? Wie groß euer Unsinn? Oder wie? Ist es nicht der sinnloseste Unverstand, darinn eine Ehre suchen, was der vernünftigere Theil der Menschen zu allen Zeiten, was das ehrwürdige Alterthum bis diese Stunde verabscheuet hat? Ihr fliehet das Licht des Glaubens, ihr wollet ohne Glauben, ohne Religion leben, weil ihr auch zu

der heutigen Aufklärerzunft gehöret, weil ihr in die Liste der heutigen Weisen eingeschaltet, weil ihr als große und starke Geister wollet angesehen und gehalten werden. Aber saget mir um Himmels willen! ist es denn nicht der frechste Stolz, die schändlichste Prahlsucht, weiser seyn wollen, als ein Cyprian, ein Gregor, ein Augustin, ein Ambros, ein Chrysostomus, und unzählige andere große Lichter des Christenthums waren? Wollet ihr denn unseren heutigen Modegelehrten, die etwa höchstens Verse reimen, Komödien schreiben, Romanen dichten, Schmähschriften aufsetzen, und alles, was heilig und ehrwürdig ist, mit Munde und Feder lächerlich machen können. Wollet ihr, sage ich, diesen Irrlichtern unsers jetzigen Zeitalters mehr Achtung und Glauben schenken, als den großen, den erfahrensten, den gelehrtesten, und in der Tugend und Religion ergrautesten Vätern der heiligen Kirche? Greifet eure Eitelkeit! Verdammet eure Prahlsucht!

Allein

Allein es giebt heut zu Tage nicht nur so viele Kinder der Finsterniß unter uns, weil so viele aus eitler Prahlsucht das Licht des Glaubens fliehen, sondern auch, weil noch Mehrere aus sträflicher Vermessenheit das Licht des Glaubens hassen. Man trägt nämlich heut zu Tag kein Bedenken mehr, selbst jene unbegreiflichen Geheimnisse, über welche Gott einen dichten Vorhang gezogen, verwegen zu untersuchen. Man will alles mit seinem kurzsichtigen Verstande selbst fassen und begreifen. Allein da die Geheimnisse immer Geheimnisse für uns bleiben, so lange wir auf dieser Erdrunde wandern, da sie der menschliche Witz ungeachtet der angespanntesten Nachforschungen nicht einsehen, und begreifen mag. Was geschieht? Der Verstand empöret sich, er erfrechet sich im stolzen Tone zu fragen: Wie kann dieses seyn? Wie kann der Mensch der Erbsünde schuldig seyn, die begangen ward, da er noch nicht war? Wie konnte ein Gott Mensch werden, und derjenige als Mensch sterben, der zugleich als Gott unsterblich

ist?

ist? Wer kann uns etwas sicheres von der Ewigkeit sagen, da noch Niemand von der Ewigkeit zu uns zurückgekehret ist? Wie kann ein Fleisch, das in die Vermoderung und Verwesung übergegangen, wieder erstehen, und sich mit der Seele vereinigen? u. d. m. Und weil nun unsere schönen Herren einerseits zu unwissend sind, sich diese Religionszweifel von selbst aufzulösen, und andrerseits zu unbeugsam, ihren Verstand zum Dienste des Glaubens gefangen zu geben, läugnen und verwerfen sie alles, was sie nicht verstehen; sie hassen das Licht des Glaubens.

Doch wer verkennt hier wohl ihre sträfliche Vermessenheit? Vermessene Würmer! worzu erfrechet ihr euch? Wie viele Wahrheiten giebt es in der Natur, die ihr wisset, daß sie da sind, die ihr aber nicht begreifet? Ihr wisset, z. B. daß der in die Erde geworfene Saame aufgeht, daß ein Baum daraus wächst; aber begreifet ihr auch, wie aus einem so kleinen Körnlein ein so hoher und fester Baum erwächst?

wächst? Ihr wisset, daß ein Baum, an dem ihr nichts als das Holz sehet, eine Blüthe hervortreibt, und diese sich nach und nach in eine eßbare Frucht verwandle: aber begreifet ihr auch, wie das zugehe? Ja ihr wisset, daß eure Seele mit eurem Leibe in engster Verbindung stehe; aber begreifet ihr auch, wie euer Aug sehe, euer Ohr höre, wie das Gesehene, das Gehörte ein Bild in eurem Verstande entwerfe? Wenn ihr aber nun das, was ihr täglich sehet, täglich erfahret, wenn ihr euch selbst nicht fassen, nicht begreifen könnet, wie wollet ihr denn begreifen, was vielleicht die Engel selbst nicht fassen, nicht begreifen? Frage dem, was höher ist, als du bist; warnet einen jeden der heilige Geist durch den weisen Prediger, nicht so vorwitzig nach, und forsche dem, was stärker ist, als du bist, nicht so vermessen nach. Eccli. III. v. 22.

Endlich giebt es auch unter uns so viele Kinder der Finsterniß, weil die Meisten aus Bosheit des Herzens das Licht des Glaubens

er-

ersticken. Schon David bekennet von den Gottlosen seiner Zeit, daß nur darum der Unweise Gott verläugne, weil sein Herz verderbet, und in seinen Anschlägen abscheulich geworden: Der Unweise sprach in seinem Herzen, es ist kein Gott. Psalm. XIII. v. 1. Es ist kein Himmel, es ist keine Hölle: Denn sie sind verderbet, und abscheulich geworden in ihren Anschlägen. Ebendas. v. 2. Sie wollten ungestört ihre Laster fortsetzen, die thierischen Leidenschaften ihres Herzens befriedigen, und ihre mehr teuflische, als menschliche Plane ausführen. Nun aber was widersetzt sich dieser Ruchlosigkeit wohl mehr als der Glaube, der immer den Boshaften mit freymüthiger Stimme zurufet: Es ist dir nicht erlaubt. Marc. VI. v. 19. Meidet die Unzucht. 1. Korinth. VI. v. 18. Weder die Weichlinge, noch die Knabenschänder, weder die Hurer, noch die Ehebrecher werden das Reich Gottes besitzen. Ebendas. v. 9. u. 10. Um nun diese Gewissensbisse zu stillen, um von den Wahrheiten des Glaubens in ihren Vergnügen

nicht

nicht gestöret zu werden. Himmel! wozu entschliessen sich die Boshaften? Sie wünschen, daß kein Glaube wäre, und sie fassen auch schon würklich den Entschluß demselben zu entsagen. Wie dort der Weiseste unter den Königen, Salomo, dieser Mann, der mit allen Gaben des Himmels ausgerüstet war, den einzigen wahren Gott verkannt, alsbald er sich der Wohllust ergeben hatte, so wollen auch unsere heutigen Wohlüstlinge, daß kein Gott seyn möchte; und gleichwie es dem Salomo nicht mehr schwer wurde vor steinernen Götzenbildern niederzufallen, seitdem er fleischerne Götzenbilder angebethet hatte, so fällt es auch unseren heutigen Epikuräern leicht, die schändlichsten Märchen zu glauben, und die albernsten Ungereimtheiten zu begehen, die Grundwahrheiten hingegen, als eitel Fabelwerk und menschliche Hirngespinste zu verlachen. Es ist bey ihnen weder Himmel noch Hölle, weder Gott noch Teufel, weder Tugend noch Laster; Alles ist in ihren Augen lauter Vorurtheil Dummheit und Betrug. Der Unweise sprach in seinem Herzen, es ist

kein Gott; denn sie sind verderbet und abscheulich geworden in ihren Anschlägen.

Geliebte! Sehen sie, mit welcher Bosheit so viele unserer heutigen Witzlinge sogar das Licht des Glaubens ersticken; Nein, es ist nicht Ueberzeugung des Verstandes, nicht gründliche Wahrheit, die so viele in unsern Tagen von dem Glauben abwendig machet; es ist Bosheit des Herzens, die in ihnen das Licht des Glaubens ersticket; das Herz ist boshaft, wohllüstig, fleischlich gesinnt; das Herz will den verbothenen Lüsten frey nachhangen; das Herz will ungescheut die schändlichsten Ausschweifungen begehen; Kurz, das Herz will Sünden auf Sünden, Laster auf Laster häufen, und darum, ja darum sprechen die Meisten mit dem Unweisen in ihren Herzen; es ist kein Gott; denn sie sind verderbet und abscheulich geworden in ihren Anschlägen. Und in der That, Geliebte! was sind es gemeiniglich für Leute, welche die Fahne des Unglaubens wider die Religion aufstecken? Sind es nicht jederzeit verderbte Leute, Leute von schlechten Sitten, thierische, geist-

lose

lose Menschen, die sich selbst von andern absondern, und die Finsterniß suchen, damit ihre bösen Werke nicht an das Licht kommen?

Dieß sind nun die schändlichen Quellen, woraus sich heut zu Tage über unsern Erdenkreiß so viele Wolken der Finsterniß verbreiten; dieß sind die Ursachen, warum es unter uns so viele Kinder der Finsterniß, so viele Unglaubige, so viele getaufte Heyden giebt: Viele fliehen aus eitler Prahlsucht das Licht des Glaubens; Mehrere hassen aus sträflicher Vermessenheit das Licht des Glaubens: die Meisten ersticken aus Bosheit des Herzens das Licht des Glaubens.

Zweyte Frage.

Was läßt sich von diesen Kindern der Finsterniß endlich erwarten?

Ich weiß zwar, daß die heutigen Kinder der Finsterniß, um sich in den Augen der Welt zu beschönigen, sich den schönsten Anstrich zu geben wissen; mit ungebethenem Eide betheuren und schwören sie bey aller Ehrlichkeit ihres Namens, daß sie ehrliebende, rechtschaffene Menschen sind, die weder gegen die Kirche, noch den Staat etwas suchen und unternehmen. Allein ich weiß auch, daß sich der Geist der Finsterniß nicht selten in einen Engel des Lichts umstalte, um desto=mehr schaden zu können: ich weiß, welch ein Widerspruch zwischen ihren Worten und Handlungen obwalte; die Kirche hat von ihnen weiter nichts als die unbilligste Verfolgung; und der Staat weiter nichts als die greulichste Verwüstung zu gewarten. Zwo Anmerkungen, die unsere zweyte aufgeworfene Frage mit aller Deutlichkeit beantwor=

ten, und uns jene traurigen Folgen aufhellen werden, die aus den Wolken der Finsterniß sich über uns verbreiten.

Die Kirche hat von den Kindern der Finsterniß die unbilligste Verfolgung zu erwarten; ja sie darf solche nicht mehr erwarten; sie erfährt sie bereits; denn diese zu untergraben ist die erste Absicht unserer heutigen Witzlinge; und um diese zu erreichen, O Gott! welch verdammter und höllischer Kunstgriffe bedienen sie sich nicht? Entwischt ihnen wohl eine Gelegenheit über diese zu murren, ihre Diener herabzusetzen, Päbste und Konzilien zu lästern, und eine gesammte Geistlichkeit der schändlichsten Laster zu beschuldigen? Darum fragen sie immer: Was ist die Kirche? Ist die Kirche in dem Staate, oder der Staat in der Kirche? Hat die Klerisey eine gesetzgebende Macht? Was für ein Recht hat der Regent über die päbstlichen Bullen? Was ist von den Klosterleuten zu halten? u. d. m. Nach dieser gewissenlosen Verunglimpfung der Kirche und ihrer

Diener. — Was thun sie weiters? Sie wärmen alle Irrthümer von verflossenen Jahrhunderten wieder auf; beschuldigen die Kirche und ihre Vorsteher der schändlichsten Unwissenheit, Dummheit, Unduldsamkeit und Verketzerungssucht. Beweise dessen sind abermal die so oft von ihnen gestellten Fragen: Was ist ein Ablaß? Was enthalten die Urkunden des christlichen Alterthums von der Ohrenbeicht? Giebt es nicht überflüßige und unnütze Messen? Hat nicht der Landesfürst die Macht auch gültig geschlossene Ehen zu trennen? Soll man nicht den Priestern Weiber geben? u. d. m. Geliebte! wozu alles dieses? Nichtwahr, um die schönste Braut Jesu Christi ihres Anhens zu berauben? Um die gesammte Kirche zu lästern? Um Mistrauen, Haß und Abneigung gegen alle ihre Diener zu erwecken? Noch nicht genug; die Vermessenen wagen sogar einen Schritt zum Thron des Fürsten, erdichten vorgefundene Misbräuche, stellen ihm die von Zeit zu Zeit ergangenen Verordnungen der Kirche als eben so viele Ein-

griffe

griffe in seine Landesherrlichen Rechte vor, rathen zu einer höchstnothwendigen Kirchenreform, entwerfen hierzu Plane, und reissen durch ihre eigennützigen Projekte nun auf einmal alles wieder nieder, was die frömmsten Kayser, was die gottseligsten Fürsten, was die größten Päbste zum Wachsthum und Ehre der Kirche gebilliget, angeordnet, festgesetzet haben. Und heißt nicht dieß die Kirche auf die unbilligste Art verfolgen, untergraben, zernichten? Ja dieß ist der erste Endzweck der Kinder der Finsterniß. Das Christenthum soll ausgerottet, und eine Naturalistenschule soll angeleget werden.

O ihr undankbare, ihr ausgeartete Kinder der besten Mutter! Saget mir, was hat euch denn die Kirche gethan, daß ihr sie wie wüthende Hunde von allen Seiten so hastig anbellet? Ach! mit welchem Rechte klaget diese von euch so unbillig entehrte Mutter: Ich habe Kinder erzogen; ich habe alles gethan, um ihre Gegenliebe mir zu gewinnen; Kaum als sie zur Welt gebohren wa-

ren reinigte ich sie von aller Makel der Erbsünde: ich kleidete sie mit dem Kleide der Unschuld wieder; ich ernährte sie mit der Milche des Heils, und speißte sie mit dem Brode de des Lebens; ja ich verlasse sie nicht in all ihren Anliegenheiten, ich segne und bethe für sie in all meinen Opfern, in all meinen Gebethen; sie aber haben mich verachtet. Isai. I. v. 2. Sie haben mir für alle mütterliche Liebe nur Schimpf, Verachtung, Verfolgung erwiedert; ja sie haben mich sogar zur Zielscheibe ihres Gespöttes gemacht?

Gleichwie aber nun die Kirche von den heutigen Kindern der Finsterniß weiter nichts als die unbilligste Verfolgung, so hat auch der Staat von ihnen weiter nichts als die greulichste Verwirrung zu gewarten. Und dieß ist eine nothwendige Folge des Ersteren; denn ist einmal die Religion in Verfall und Geringschätzung gebracht; ist einmal die Kirche ihrer geistlichen Obergewalt und ihres Ansehens beraubt, sind einmal die Diener derselben verächtlich gemacht, und die gesammt-

sammten Ordensleute als Dummköpfe, als Fanatiker, als Heuchler und eigennützige Weltbetrüger verschrieen. O was ist leichter, was natürlicher, als daß auch der Staat in die greulichste Unordnung gerathe, und daß der Geist der Unruhe und der Empörung auf allen Seiten hereinbreche? Man achtet nicht mehr auf die Gesetze seiner Religion; man verwirft alle Gebothe der Kirche; man verhunzet und verachtet auch die eifrigsten Diener des göttlichen Wortes: Wie? wird man bey solcher Lage der Dinge noch Bedenken tragen, auch die Gesetze des Staates zu übertreten, auch rechtmässigen Souverainen ihre gesetzgebende Macht streitig zu machen, auch die ersten Staatsminister und vorgesetzten Richter als eigennützige, herrschsüchtige, partheyische Projektanten zu verrufen, und solchergestalten in ein allgemeines Misvergnügen auszuarten, besonders da Neuerungen auf Neuerungen, Plane auf Plane, Projekte auf Projekte, Befehle auf Befehle folgen; da den Unterthanen ihre alten Freyheiten benommen, die Steuren und Abga-

ben vermehrt, die Handelschaft gesperrt, die Lebensmittel erschweret, und alle Eingebohrne, wie Leibeigne, unterjochet werden? Einmal! kann hieraus nichts anders als Unzufriedenheit, Mistrauen, und Murren entstehen. Ist aber nun das Volk so weit gebracht, ist es mistrauisch auf den Fürsten, gegen seine Verordnungen abgeneigt, und auf dessen Rathgeber murrisch gemacht. O! wie stolz machen alsdenn unsere heutigen Witzlinge den Fürsten auf seine Macht? Wie eifersüchtig auf sein Wort? Wie unbeugsam in seinen Staatseinrichtungen? Sollten auch Tausende und Tausende ihres angebohrnen oder erworbenen Rechts verlurstiget werden; Sollten auch zu Tausend und Tausenden in den elendesten Bettelstand versetzet werden; sollten auch Tausende wider Tausende in eigenem Vaterlande zur Fehde auftreten; Genug: Der Fürst ist Herr; er hat die unumschränkte Macht zu befehlen: Gewalt gilt für Recht.

Geliebte! glauben sie ja nicht, daß ich hier etwa zu viel sage, daß ich den heutigen Kindern der Finsterniß zu viel aufbürde, und

daß ich ihre heimlichen Kabalen zu weit ausdehne; Nein; Thatsachen sind dessen die unläugbarsten Proben. Nur einen Blick auf ein benachbartes Reich, auf unsere Staaten angränzende Provinzen hingeworfen! O Gott! welch ein schaudervoller Anblick! welche Verwirrung! welcher Greuel! Ein Volk, das bisher in der süssesten Ruhe und in der Lieblichkeit des Friedens wohnte; Ein Volk, das bisher vor Liebe gegen seinen Fürsten brannte, und ihm zu Liebe alles Hab und Gut aufzuopfern bereit war; Ein Volk, das mit unbeschreiblichem Heldenmuth für seinen König fochte, und des letzten Bluttropfens nicht schonte; Ein Volk, mit einem Worte, das allen übrigen Völkern die erbaulichsten Beyspiele der Ergebenheit, der Unterwürfigkeit, der Treue gegen seinen Souverain gab, ist nun auf einmal ein Scheusal aller übrigen Nationen geworden; Es hat seinem Herrn den Gehorsam aufgekündet, seine Gesetze verworfen, seiner Macht die engsten Schranken gesetzt, und ist alle Augenblicke bereitet seine Freyheit durch Schwert und Feuer zu errin-

ringen ; ja es hat sie schon errungen ; Frey=
heit ! Freyheit ! ist das bestimmte und
festgesetzte Losungswort , das aus tausend
und tausend Munden der Misvergnügten
auf allen Gassen und Strassen ertönt. Las=
sen sie mich von Gährungen schweigen , die
sich selbst in unseren eigenen Staaten hie
und dort schon entsponnen , und welche
zweifelsohne auch in helle Flammen der Un-
ruhen würden ausgebrochen seyn, wenn nicht
unser weiseste und gütigste König durch
Schonung und Nachgiebigkeit die aufsteigen=
de Gährung noch in der Zeit zu dämpfen
gewust hätte. Woher aber nun alle diese
Unheile? Woher so verbreitetes Misvergnü=
gen ? Woher solcher Freyheitsdrang? Wo=
her so schreckliche Unruhen ? Woher so viele
schaudervolle und blutige Auftritte? O nicht
lange gefragt ! Die Kinder der Finsterniß
führen nichts weniger im Schilde , als nicht
nur die Kirche , sondern auch den Staat zu
untergraben , und hiemit alle geistliche so=
wohl als weltliche Obrigkeit von der Welt
zu verdrängen , und daher wenden sie auch

all=

alles an, was der Erreichung ihres Zweckes einen Vorschub geben kann; sie hetzen die Obrigkeit gegen die Unterthanen, und die Unterthanen gegen die Obrigkeit auf.

Beschluß.

Nun also sind die zwo Fragen beantwortet, die den Inhalt unserer heutigen Rede ausmachten: Nun wissen wir, Geliebte! warum es heut zu Tage unter uns so viele Kinder der Finsterniß gebe; wir wissen auch, was sich endlich von ihnen erwarten läßt. O ich bitte und beschwöre demnach zum Beschluß sie alle, meine wertheften Christen! ich bitte und beschwöre sie durch das theureste Blut desjenigen, der gekommen ist uns alle zu erleuchten. Lassen sie sich von den heutigen Kindern der Finsterniß, von diesen Irrlichtern unsers achtzehnten Jahrhunderts in ihrer alten Religion, in ihrer alten Andacht, in ihren alten Tugenden nicht irre machen; lachen sie zu den dummen Spöt-

tereyen und einfältigen Hohngelächter, daß Jene so oft über den Glauben und die Tugend machen; denn schimpfen und lästern können ja auch die sinnlosesten Menschen. Aber auch euch, o Große und Mächtige dieser Erde! auch euch bitte ich mit all jener Ehrfurcht, die ein Unterthan seinem Fürsten schuldig ist, wachet auf; denn es ist die höchste Zeit; Krone und Zepter laufen Gefahr euren Händen entrissen zu werden: Noch niemals hat auf euren Häuptern die Krone; noch niemals in euren Händen der Zepter; und noch niemals unter euren Füssen der Thron so gewanket, als in unsern heutigen Tagen. Sehet doch mehr denn zwanzig Millionen der Kinder der Finsterniß, welche durch ganz Europa zerstreuet euren geheiligten Rechten entgegen arbeiten: Seyd aufmerksam auf ihre Anschläge, vorsichtig für eure Sicherheit. Gott selbst hat auch das Schwert übergeben jene zu strafen, die Böses thun. Röm. XIII. v. 4. Bedienet euch also dessen, um diese höllische Natterbrut zu zerstören, um lichtscheue Bösewichter zu strafen und zu züchtigen.

Endlich du, o göttlicher Erlöser! du wahres Licht der Welt! der du uns aus unendlicher Güte und Erbarmung zu dem wunderbaren Licht deines Glaubens berufen hast, ach! zerstreue jene Finsterniſſe, die ſich in unſeren heutigen Tagen ſo ſehr über den Erdboden verbreiten: laſſe nicht zu, daß wir die Finſterniße je dem Lichte vorziehen: Erhalte deine Kirche, die du mit deinem Blute gegründet haſt, erhalte ſie in ihrer Feſte: Erhalte auch die Thronen und Staaten in der ſeligen Ruhe: Mache, daß wir allzeit unſerer Kirche, und unſerem Fürſten treu und untergeben verbleiben.

Es geſchehe!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Merz, Aloys, 1727-1792

Gesammelte Schriften unserer Zeiten zur Vertheidigung der Religion und Wahrheit

Bd.: 10

Augsburg (1791)

Bamberg, Staatsbibliothek -- .21 D 5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11403267-7
VD18 80019439-001